C I 9/1 (9)

Landesbibliothek Coburg (70)

022000938747

Landesbibliothek
Coburg

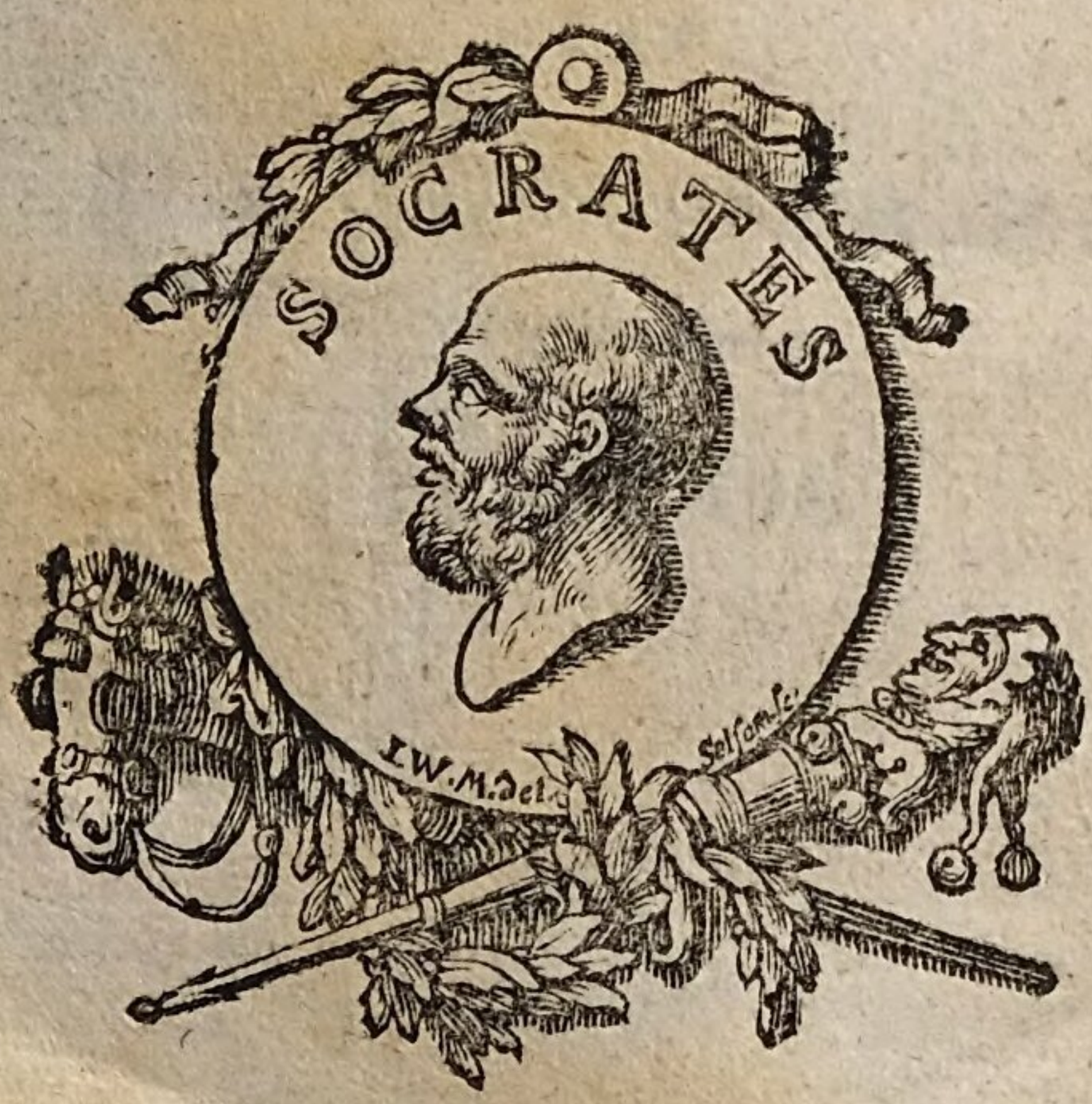
LB
Coburg

D. Westermayr sc

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m' étoit conté
J' y prendrois un plaisir extrème.

LAFONTAINE.



Neunter Band.

Gotha
in der Ettingerschen Buchhandlung. 1791.

CI 9/1,69)

Landesbibliothek
Coburg

Feen-Mährchen

der

Frau Gräfin von Aulnoy.

Dritter Theil.

I.

Prinzessin Kärpchen.

Es war einmal ein alter König. Um sich für seinen langen Wittberstand schadlos zu halten, nahm er sich eine schöne Prinzessin zur Gemahlin, in die er sehr verliebt war. Er hatte von seiner ersten Frau einen Sohn, der diese zweyte Vermählung mit scheelen Augen ansah. So lange ich der einzige Sohn war, dachte er, so mußte man mich fürchten; wenn aber meine Stiefmutter Kinder bekömmt, so läßt sich mein Vater etwa verleiten, und enterbt mich um ihrentwillen. Diese Betrachtungen veranlaßten ihn, eine Fee um Rath zu fragen, die man für außerordentlich geschickt hielt.

Der Prinz war buckligt und scheel; und am Geiste nicht weniger verkehrt als am Leibe. Ehrgeitzig und kriechend; boshaft und tückisch; niemand konnte ihn leiden, so wie er jedermann haßte; und doch verlangte er geliebt zu seyn. — Sobald er zu der Fee hineintrat, errieth sie seinen Nahmen, seinen Stand und sein Anbringen. Prinz Buckelstolz, redete sie ihn an, denn so hieß er wirklich, Ihr kommt ein wenig zu spät. Eure Stiefmutter geht mit einem Sohne schwanger, und das kann ich nicht hindern. Wenn er aber stirbt oder ihm sonst etwas zustößt, so verspreche ich Euch, daß sie keinen andern bekommen soll. Dieses Versprechen war dem Prinzen ein kleiner Trost; er beschwur also die Fee, ihn nicht zu vergessen, und beschloß seinem Bruder einen schlimmen Streich zu spielen, wenn er gebohren wäre.

Nicht lange darauf kam die Königin mit einem wunderschönen Prinzen nieder, an dessen Arme man das Zeichen eines Pfeils eingedruckt fand. Die Mutter beschloß ihr Kind selbst zu säugen, womit Buckelstolz gar nicht zufrieden war; denn die Wachsamkeit einer Mutter ist nicht so leicht zu betrügen als die Wachsamkeit einer Amme.

Buckelstolz gab indeß seinen Plan nicht auf. Er bezeigte eine außerordentliche Neigung und Ergebenheit gegen seine Stiefmutter; und eine Zärtlichkeit gegen den kleinen Prinzen, die den König entzückte. Ich hätte niemals geglaubt, sagte er, daß mein ältester Sohn ein so gutes Herz hätte, und wenn er so fortfährt, so werde ich ihm den ansehnlichsten Theil meines Reichs vermachen. Diese Versprechungen genügten dem Prinzen nicht. Er dachte, ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache; und so gelang es ihm eines Abends die Königin mit Confekt, in welchem Opium war, einzuschläfern, und das kleine Kind zu entführen. An seine Stelle legte er eine große Katze, die er vorher gut eingewickelt hatte, damit die Kinderfrau den Diebstahl nicht gleich merken sollte. Die Katze schrie, die Kinderfrau wiegte; endlich aber war jene so unruhig, daß man meynte, sie verlange nach der Brust. Sie weckten die Königin auf und gaben ihr das vermeintliche Kind. Aber sie hatte es nicht sobald angelegt, als die Katze zu beißen anfieng und die Verwandlung entdeckt ward. Die Königin wäre beynahe in Ohnmacht gefallen; in dem ganzen Hauße entstand ein erschrecklicher Lärm; der König kam in seinem Schlafrock ins Zimmer gelaufen; und da er die Katze in seines Sohnes Windeln auf der Erde liegen sah, fragte

te er was das bedeuten sollte? Man antwortete ihm sie wüßten es selber nicht; aber der kleine Prinz wäre nicht da; die Katze hätte die Königin gebissen, und es müsse Hexerey im Spiele seyn. Der König gieng hierauf zu seiner Gemahlin, und da er sie in der äußersten Verzweiflung sah, suchte er seinen eigenen Schmerz zu vergessen, um die trostlose Mutter zu beruhigen.

Unterdessen hatte Prinz Buckelstolz seinen kleinen Bruder einem Menschen anvertraut, der ihm gänzlich ergeben war. Trage ihn in einen entfernten Wald, sagte er zu ihm, und lege ihn ganz nackend in eine Gegend, wo die meisten wilden Thiere hinkommen, damit sie ihn fressen, und man nichts mehr von ihm höre. Ich trüge ihn lieber gleich selbst hin, so wäre ich meiner Sache gewiß; aber es würde Verdacht geben, wenn ich mich nicht vor dem Könige sehen ließe. Geh' und richte meinen Auftrag getreulich aus; du sollst mich nicht undankbar finden. — Hierauf legte er das arme Kind in einen bedeckten Korb, und das Kind, das ihn kannte, lächelte ihn an, als wenn es um Mitleid flehte. Aber Buckelstolz hatte ein Herz wie einen Felsen; er rannte halb angekleidet in das Zimmer der Königin; rieb sich die Augen, wie ein schlaftrunkener Mensch; frag-

te

te, was es gäbe, und als man ihm die Ursache der allgemeinen Betrübniß entdeckte, fieng er so unmäsig an zu weinen, daß er sich kaum wieder besänftigen ließ. Dann fiel er über die Katze her und drehte ihr wüthend den Hals um, weil sie wie er sagte, seine geliebte Stiefmutter gebissen hätte.

So sehr die Bosheit dieses Prinzen bekannt war, so wagte es doch niemand, ihn wegen eines so abscheulichen Bubenstücks in Verdacht zu haben. Der König und die Königin dankten ihm für seine ausserordentliche Theilnahme, und baten ihn, bey allen Feen nachzufragen, was aus dem Kinde geworden wäre. Er brachte ihnen auch in der That fast täglich Antworten zurück, die er aber insgesammt selbst erfunden hatte, um den weitern Nachforschungen Einhalt zu thun, und in dunkeln Ausdrükken ungefähr so viel enthielten, daß der Prinz nicht gestorben wäre, daß man ihn aber auch nicht aufsuchen sollte, und daß er dereinst zur Freude seiner Eltern zurückkehren würde. — Durch diesen Kunstgriff beruhigte er sie in der That; sie schmeichelten sich ihren Sohn dereinst wieder zu sehen; aber während sie sich mit diesen süßen Hoffnungen nährten, ward die Wunde der Königin so gefährlich, daß sie starb. Der König wäre ihr beynahe nachgefolgt: so heftig

war sein Schmerz über ihren Verlust. Er schloß sich ein ganzes Jahr auf seinen Zimmer ein, und hieng seinem Kummer nach. Täglich erwartete er Nachrichten von seinem Prinzen, aber diese blieben immer aus.

Der Mensch, welchem Buckelstolz seinen Stiefbruder anvertraut hatte, gieng die ganze Nacht, ohne sich aufzuhalten; und als der Morgen anbrach, öffnete er den Korb und das liebenswürdige Kind lächelte ihn an, als wenn es nichts zu fürchten gehabt hätte. Armes Kind, sagte er, wie unglücklich du bist, und warum hat mich Prinz Buckelstolz gewählt, um dich zu tödten? — Und als es dann aus Hunger zu weinen anfieng, brach er einige Feigen ab, und steckte sie ihm in den Mund, und stillte es so. Dann machte er den Korb wieder zu und trug ihn den ganzen Tag fort, bis er gegen Abend an einen großen Wald kam. Er getraute sich um diese Zeit nicht hinein; darum ruhte er in einiger Entfernung davon aus, und den andern Morgen suchte er einen Weg, der ihn in denselben führen sollte.

Er war schon ziemlich weit gegangen, als er seitwärts einen Felsen erblickte, der sich bis an den Himmel erhob, und rund um mit hundertjährigen Eichen beschattet war. Hier dachte

te er, muß das Lager von wilden Thieren seyn; und da er das Kind nicht retten konnte, beschloß er, es hier auszusetzen. Zu gleicher Zeit sah er einen Adler um den Felsen herumfliegen. Er stieg also hinauf, fand das Adler-Nest mit drey Jungen, und legte das Kind mitten unter sie; gieng dann betrübt weiter und als er den Adler einen Augenblick darauf auf sein Nest los schießen sah, meinte er, es sey um den Knaben gethan, und lief so geschwind er konnte davon, um nur sein Geschrey nicht zu hören. Als er nach Hause kam, versicherte er den Prinzen Buckelstolz, daß er keinen Bruder mehr habe.

Aber er irrte sich. Der Adler kam in sein Nest zurück und wunderte sich vielleicht über den neuen Gast, aber er rührte ihn nicht an. Im Gegentheil schien er sich über ihn zu freuen, breitete seine Flügel über ihn aus und wärmte ihn. Dann suchte er Früchte, hakte sie aus, und träufelte den Saft in den Mund des Kindes. Mit einem Wort, er sorgte so gut für ihn, als seine Mutter nur immer hätte thun können.

Als die jungen Adler größer geworden waren, nahm die Alte einen nach dem andern bald auf die Fittiche, bald in die Krallen und ge-

wöhnte sie in die Sonne zu sehn, ohne die Augen zuzumachen. Die Jungen verließen ihre Mutter bisweilen und schwebten um sie herum, aber der kleine Prinz konnte das nicht, und wenn ihn die Alte mit sich nahm, war er immer in großer Gefahr Arm und Beine zu brechen. Aber das Glück, das ihn in dieß Nest geführt hatte, verließ ihn dann auch nicht, wenn er auf den Flügeln des Adlers schwankte.

So vergiengen vier ganzer Jahre; die jungen Adler entfernten sich einer nach dem andern und kamen nicht wieder. Aber der kleine Prinz der nicht Kräfte genug hatte, um weit zu gehen, blieb immer auf dem Felsen, dessen Höhe und Steilheit ihn gegen die reißenden Thiere schützte.

Er war schön, wie ein Liebesgott. Die Strahlen der Sonne hatten die Lilien und Rosen seines Teints nicht wegbrennen können; seine Züge waren regulär; sein Blick kühn und lebhaft. Lange Haare schwammen auf seinen Schultern. Der Adler liebte ihn mit einer Art von Leidenschaft. Während er seine Jungen mit rohem Fleische fütterte, und in den umliegenden Gegenden Lämmer und Schafe raubte; suchte er für den Knaben die saftigsten und schönsten Früchte, mit denen er sich bis in sein

viertes Jahr ausschließend nährte. Um diese Zeit beschlossen die Hirten und Landleute den Räubereyen dieses Adlers ein Ende zu machen, sein Nest aufzusuchen und es zu zerstöhren.

Sie theilten sich deshalb in mehrere Parti-en, durchstrichen Berg und Thal, und er-blickten endlich den Adler, wie er sich auf den Felsen niederläßt. Sie warten, bis er wieder davon fliegt; dann steigen die Kühnsten hinauf, finden das Nest und fangen an es in Stücken zu reissen. Wie ausserordentlich war ihre Ver-wunderung, als sie einen schlafenden Knaben darinnen liegen sahn.

Sie nehmen den Knaben und tragen ihn fort; er weint und der Adler hört ihn. In dem Augenblicke schießt er herab, um den Räubern ihre Beute abzunehmen. Aber einer von ihnen ergreift seinen Bogen und durchbohrt ihn mit seinem Pfeil. Der Prinz weinte bitterlich, als er seinen geliebten Adler todt zur Erde fallen sah. Die Hirten kamen in ihre Hütten zurück, wo man mit Zurüstungen zu einer grausamen Ceremonie auf den andern Tag beschäfftigt war.

Diese Gegend hatte lange Zeit den Popanzen zum Auffenthalt gedient. Man hatte alles ver-

versucht, um diese gefährlichen Nachbarn zu entfernen; aber umsonst. Die schrecklichen Popanzen verdoppelten ihre Grausamkeit, und fraßen ohne Unterschied alles was ihnen in die Hände fiel.

Eines Tages versammelten sich die Schäfer, um Rath zu halten, was sie in ihrem Unglücke thun könnten; und da sie so bey einander saßen, erschien auf einmal ein Mann von ungeheuerer Größe mitten unter ihnen. Zur Hälfte schien er ein Mensch; aber sein Leib endigte sich in einem Hirsch, der über und über mit blauen Haaren bedeckt war. Auf seinen Schultern trug er eine große Keule und ein Schild an seinem Arm. Er redete die erstaunten Hirten zuerst an: Schäfer, sagte er, ich bin der blaue Centauer; wenn ihr mir alle drey Jahre ein Kind versprechen wollt, so verspreche ich euch hundert von meinen Brüdern hierherzubringen, die Popanzen zu bekriegen und euch von ihrer Tyranney zu befreyen.

Die Schäfer besannen sich lange, ehe sie einen Entschluß faßten, denn der Vorschlag kam ihnen grausam vor. Endlich trat einer von dem ältesten unter ihnen auf und sagte: meine Freunde, laßt uns von zwey Uebeln das Kleinste wählen. ¿Müssen wir nicht jetzo alle

Ta:

Tage fürchten, unsre Weiber, Kinder und Anverwandten zu verliehren, ohne daß wir es hindern können? Laßt uns das Opfer bringen, das der Centauer von uns verlangt, um ein schwerers Unglück damit abzukaufen. — Alle stimmten ihm bey, und alle schwuren die heiligsten Eide, ihr Versprechen zu erfüllen. Der Centauer blieb nicht lange aus. Er kam mit einem Heer seiner Brüder zurück, die alle solche Ungeheuer waren als er. Es kam zum Gefecht mit den Popanzen, und in mehrern Schlachten waren die Centauern immer siegreich; endlich ergriffen jene die Flucht und räumten das Land. Der blaue Centauer verlangte nun seinen Lohn. Jederman fand seine Foderung billig und gegründet; aber da es darauf ankam, ein Kind auszuliefern, so versteckte jede Mutter das ihrige so sorgfältig sie nur konnte. Der Centauer verstand keinen Spaß, und nachdem er zweymal vier und zwanzig Stunden gewartet hatte, verlangte er so viel Kinder, als Tage er warten mußte, und so kamen damals nicht weniger als sechs Knaben und sechs Mädchen um. Seit der Zeit führte man eine bessere Ordnung ein, und feyerte alle drey Jahre das Fest der Auslieferung eines Kindes an den blauen Centauer.

Dieses fiel nun gerade den Tag nachdem man den Prinzen in dem Adlers-Neste gefunden hatte, und die Hirten sahen diesen Fund als ein Geschenk der Götter an, die ihre Kinder verschonen wollten. Die Ungewisheit seiner Geburt, und seine Schönheit brachten sie zu dem festen Entschlusse, ihn dem Centauer auszuliefern; denn er war sehr delicat, und fraß keine Kinder, wenn sie nicht sehr hübsch waren. Die Mutter des Knaben, der schon zum Tode bestimmt war, mußte den kleinen Prinzen putzen, als wenn er ihr Sohn wäre. Sie kämmte seine langen Haare aus, machte ihm eine Krone von weißen und rothen Rosen, zog ihm ein langes weißes Kleid an, das mit einer Blumen-Guirlande um die Hüften befestigt war, und in diesem Aufzug gieng er an der Spitze mehrerer Knaben einher, die ihn begleiteten. Niemand konnte ihn ohne Bewunderung und Mitleiden sehen. Ach! sagten die Schäfer, das arme Kind! Warum können wir es nicht retten? Es ist so schön und liebenswürdig und scheint keine Gefahr zu ahnden. — Die meisten weinten, aber was wollten sie thun?

Der Centauer pflegte an dem bestimmten Tage auf der Höhe eines Berges zu erscheinen, und die Hirten zur Auslieferung ihres Tributs

aufzufordern. So wie er dießmal den schönen Knaben erblickte, dem man ihm zuführte, rief er mit schrecklicher Stimme, daß die Berge davon erbebten: in meinem Leben habe ich kein besser Frühstück gemacht. Komm Junge daß ich dich verschlinge. — Hirten und Hirtinnen sahen den kleinen Knaben mitleidig an. Der Adler hat ihn verschont, sagten sie, und dieses Ungeheuer frißt ihn auf. Die ältesten unter den Hirten, faßten ihn in die Arme, küßten ihn und weinten. Es war ein trauriger Anblick. Aber der Centauer saß auf seinem Felsen und dachte nur an den Wohlgeschmack der Speise, und als es ihm zu lange währte, drohte er, herunter zu kommen und sie alle todt zu schlagen.

Während er so da stand und seine Keule schwang, erschien in der Luft eine feurige Kugel, die mit einer azurnen Wolke umgeben war. Die Wolke senkte sich nach und nach herab, öffnete sich und ein diamantner Wagen mit Schwänen bespannt, auf dem eine schöne Dame saß, kam heraus. Auf ihrem Haupte trug sie einen goldnen Helm, mit weisen Federn geschmückt, ihre Augen glänzten, wie die Sonne; ein reicher Panzer bedeckte ihren Leib; eine feurige Lanze bewafnete ihre Hand und sie stand da, wie eine Amazone.

¿Wie, ihr Hirten, rief sie aus, könnt ihr so grausam seyn, dieß Kind dem unmenschlichen Centauer aufzuopfern? Es ist Zeit Euch eines Versprechens zu entledigen, dessen Erfüllung sich Vernunft und Gerechtigkeit widersetzen. Fürchtet die Rückkehr der Popanzen nicht; ich will euch vertheidigen; ich, die Fee Amazone, Eure Vertheidigerin. — Kaum hatten die Schäfer Zeit, ihr zu danken, als der Centauer sie wüthend zum Kampf aufforderte. Sie stellten sich gegen einander; die Amazone griff muthig an, der Centauer wehrte sich tapfer; aber er konnte der Macht der feurigen Lanze nicht widerstehen, die alles entzündete, was sie berührte. Endlich stürzte er wie ein Felsen zur Erde, und hauchte sein Leben unter schrecklichen Schmerzen aus. Während des Gefechts hatten sich die furchtsamen Hirten in dem Dickicht der Wälder und in den Hölen der Felsen versteckt.

Die Amazone kündigte die Niederlage ihres Gegners mit einer Trompete an, die einen so melodischen Ton von sich gab, daß die Kranken davon gesund wurden: die Kleinmüthigen Muth faßten, und alle andere in dem innersten ihres Herzens ein unbeschreibliches Entzücken fühlten.

Bey dem Schalle dieser Trompete verliessen Schäfer und Schäferinnen ihre Schlupfwinkel und versammelten sich um die Fee. Diese näherte sich ihnen auf ihrem diamantnen Wagen, der in einer kleinen Entfernung von der Erde auf einer Wolke schwebte, die glänzender und durchsichtiger war als Crystall. Ein alter Schäfer, dem sie den Nahmen Großherz gegeben hatten, hatte den Prinzen in Sicherheit gebracht, und brachte ihn nun auf seinen Armen getragen. Tritt näher Großherz, rief ihm die Fee zu, du hast nichts mehr zu fürchten. Der Friede wird künftig in euern Hütten wohnen, und keine Furcht soll eure Ruhe stöhren. Aber gieb mir dieß arme Kind, dessen Schicksale so ausserordentlich sind. — Der Alte näherte sich und überreichte ihr das Kind. Sie nahm es in ihre Arme, schmeichelte ihm, setzte es auf ihren Schooß und sprach mit ihm, aber der arme Knabe verstand keine Sprache: er kannte nichts als den Ausdruck der Freude und des Schmerzes; und seine ganze Sprache bestand in Schreyen und Seufzen.

Er schien von dem Glanze der Waffen, welche die Fee Amazone trug, geblendet zu seyn, er stieg auf ihren Schooß, um ihren Helm zu betrachten, und ihn zu berühren. Die Fee lächelte ihn an und sagte: wenn du groß genug

bist, die Waffen zu tragen, so soll es dir nicht daran fehlen. — Hierauf gab sie ihn dem Hirten zurück: Weiser Alter, sagte sie zu ihm, deine Tugenden sind mir nicht unbekannt; suche sie diesem Kinde einzuflößen; lehre ihn irdischen Glanz und Größe verachten; mache ihn geschickt, über die Streiche des Glücks erhaben zu seyn. Vielleicht bestimmt es ihn, eine hohe Stufe zu besteigen; aber auch dann wird er glücklicher seyn, wenn er weise, klug und tugendhaft ist. — Dann wendete sie sich zu den andern Hirten; lebt wohl, meine Freunde, sagte sie, rufet mich um Beystand an, wenn ihr meiner Hülfe bedürftig seyd. Diese Lanze und diese Hand, die den blauen Centauer erlegt hat, wird stets bereit seyn, euch zu beschützen und zu vertheidigen.

Die Hirten waren nicht im Stande, etwas zu antworten; ihre Herzen waren zu voll von Dankbarkeit und Freude; und das höchste Entzücken ist stumm. Sie warfen sich vor der Fee auf die Erde; der Wagen erhob sich auf seiner goldenen Wolke und verschwand in den mittlern Regionen der Luft.

Großherz trug nun den kleinen Prinzen in seine Hütte und brachte ihn seiner Frau. Ich brin-

bringe euch hier, sagte er zu seiner Frau und seinen beyden Töchtern, ein Kind das die Götter lieben und das die Fee Amazone ihres Schutzes würdigt. Ich betrachte ihn von diesem Augenblick an, als meinen Sohn, und wir müssen Sorge tragen ihn glücklich zu machen. Ich werde ihn lieben, wie mein eigen Kind, antwortete die Hirtin; und dann kamen auch die beyden Mädchen herzugelaufen, und da sie ihn so schön fanden, schlossen sie ihn in ihre Arme und schmeichelten ihm, wie ihrem Bruder.

Der Knabe lernte und begriff mit vieler Leichtigkeit; und so verstand er ihre Sprache gar bald. Sein Unterricht war das angenehmste Geschäft seines Pflege-Vaters und niemand war mehr im Stande als dieser, ihn der Vorschrift der Fee gemäs zu erziehen. Denn er war selbst König eines schönen und blühenden Reiches gewesen. Aber einer seiner feindseligen Nachbarn, erweckte den Geist des Aufruhrs bey seinen Unterthanen, fiel in sein Gebiet ein, und bekam den König mit seiner ganzen Familie gefangen.

Sie wurden auf das unwürdigste behandelt und in eine Festung gesteckt; aber ihre Tugend unterlag ihren Leiden nicht. Die Königin kam

mit einer Tochter nieder, und ihre beyden ältern Töchter standen ihr in der Erziehung des Kindes bey, so viel ihre Kräfte vermochten. Nach Verlauf von drey Jahren, gelang es endlich dem König, einen seiner Wächter zu gewinnen, der ihm versprach, eine Barke bereit zu halten, die ihn aus seinem Gefängniß, das rund um von Wasser umgeben war, an das entgegengesetzte Ufer bringen sollte. Er verschafte ihnen Feilen, um ihre Ketten los zu machen, und Stricke, um sich herab zu lassen; in einer dunkeln Nacht ergriffen sie die Flucht. Zuerst ließ der Wächter den König hinab; dann seine beyden Töchter, endlich die Königin, und zu aller lezt, die kleine Prinzessin, die man in einen großen Korb gelegt hatte. Aber ach! der Korb war nicht fest genug angebunden; er riß los und stürzte mitten in die See. Die Königin fiel sogleich in Ohnmacht, und diese hinderte sie glücklicher Weise durch ihr Geschrey die Garnison der Festung aufzuwecken. Der König suchte so lang er konnte in der Dunkelheit der Nacht: er fand auch den Korb, und glaubte sich schon wieder in dem Besitz seines geliebten Kindes, aber sie war fort; und so blieb ihm nichts mehr übrig als aus Leibeskräften zu rudern, um wenigstens die übrige Familie zu retten. Sie gelangten bald an das Ufer des Sees, wo sie Pferde fanden, die sie sogleich weiter bringen sollten.

Wäh-

Während ihrer Einsamkeit, in der Schule des Unglücks, hatten der König und die Königin gelernt, daß alles Erdenglück eitel sey, und daß selbst von den größten Gütern nur sehr wenig übrig bleibt, wenn man sie auf ihren wahren Werth zurückbringt. Sie beschlossen also allem äussern Glanz zu entsagen, und ihre Wohnung in einem einsamen Thale aufzuschlagen. Hier vertauschte der König seinen Zepter mit einem Hirtenstab, kaufte sich eine ansehnliche Heerde, und wurde Schäfer; sein Palast war eine kleine Hütte, die mit dem Rücken an einem Felsen lehnte, von dem sich ein fischreicher Bach ergoß. Hier genossen sie die Ruhe, die sie auf keinem Throne gefunden hätten; niemand beneidete sie hier um ihre Armuth; sie hatten keine Schmeicheler, keine Verräther zu fürchten; ihre Tage verflossen ohne Kummer, sanfte wie der Bach, der ihre Hütte bespülte. Ach! sagte der König oft zu seiner Familie, wenn die Menschen sich entschliessen könnten, dem Ehrgeize zu entsagen, sie könnten alle glücklich seyn: ich war König, jezt bin ich Schäfer; niemals würde ich meine Hütte verlassen, um einen Thron zu besteigen.

Dieser Mann war es, dessen Erziehung der Prinz genoß; er kannte den Rang seines Pflegevaters nicht, so wenig dieser die Geburt seines

nes Schülers kannte. Indeß fand er in ihm die herrlichsten Anlagen und den Saamen eines edlen Charakters. Er bemerkte mit Vergnügen, daß er sich immer an die Spitze seiner Gespielen stellte; sie aufmunterte, ihnen Muth einflößte, und bey ihren jugendlichen Streitigkeiten immer dem Schwächern beystand und den Stärkern angriff. Er liebte die Jagd und trotzte allen Gefahren. Er schien zum Befehlen gebohren zu seyn. — Aber wir wollen zusehn, was sich an dem Hofe seines Vaters zutrug, während er unter Hirten empor wuchs und sich unter der Aufsicht des weisen Großherz bildete.

Der Prinz Großbuckel bezeigte seinem Vater fast nicht die geringste Achtung mehr, weil ihm die Zeit lang wurde, bis er stürbe. Von ungefähr bot sich ihm eine Gelegenheit dar, noch vorher regierender Herr zu werden, indem ihm die aufrührischen Bewohner eines benachbarten Reichs die Hände zur Eroberung desselben boten. Er verlangte von seinem Vater eine Armee, und dieser gestand ihm seine Bitte unter der Bedingung zu, daß er eine Akte unterschreiben, und von allen Großen des Reichs bekräftigen lassen mußte, vermöge deren er sich aller Ansprüche auf die väterliche Krone begäbe, im Fall sein jüngerer Bruder zurückkeh-

ren sollte. Man kann sich vorstellen, daß Großbuckel nicht die mindeste Schwierigkeit fand, diese Bedingungen einzugehn, da er von dem Tode seines jüngern Bruders vollkommen überzeugt zu seyn glaubte. Dieser Beweiß von Ergebenheit machte dem armen betrognen Vater eine seiner angenehmsten Stunden. Die Akte ward unterzeichnet, in dem königlichen Archive niedergelegt, und mehrere Abschriften desselben verbreitet.

Als dieses vorüber war, nahm Großbukkel von seinem Vater Abschied, stellte sich an die Spitze einer Armee, und fiel in das feindliche Gebiet ein. Nach einigen glücklichen Schlachten erlegte er den König mit eigner Hand, eroberte die Hauptstadt mit Sturm und nachdem er in alle festen Plätze Besatzungen gelegt hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück und stellte ihm eine junge Prinzessin, Nahmens Kärpchen vor, die er zur Gefangenen gemacht hatte.

Sie war ausserordentlich schön; der König sah sie mit Entzücken, und Großbuckel der sie nun schon länger gesehn hatte, ward so sehr in sie verliebt, daß er keinen Augenblick Ruhe hatte. Aber so heftig er sie liebte, so heftig haßte sie ihn; nicht nur weil er entsetzlich

häßlich war, sondern weil er sie immer wie seine Sklavin behandelte.

Der König räumte ihr ein Zimmer seines Schlosses ein, gab ihr einige Kammerfrauen zur Bedienung, und behandelte sie überhaupt mit großer Achtung und Freundlichkeit. Endlich sagte ihm Großbuckel, daß er sie heyrathen wollte. — Ich habe nichts dagegen, antwortete der König, wenn sie nur nichts dagegen hat. Aber es kömmt mir vor, als wenn sie immer sehr niedergeschlagen wäre, wenn Du bey ihr bist. — Weil sie mich liebt, versetzte Großbuckel, und weil sie nicht wagt, mir ihre Neigung zu erkennen zu geben. Dieser Zwang ist ihr natürlicherweise unangenehm. Wenn sie erst meine Frau ist, wird sie schon vergnügt werden. — Ich will das recht gerne glauben, erwiederte der König, aber schmeichelst du dir nicht vielleicht zu viel in diesem Punct? — Großbuckel war über die Zweifel seines Vaters sehr aufgebracht. Sie sind Schuld, sagte er zu der Prinzessin, daß mir mein Vater mit einer Härte begegnet, die ihm nicht natürlich ist. Er liebt sie vielleicht; entdecken Sie mir es aufrichtig, und wählen Sie dann. Ich werde mit allem zufrieden seyn, wenn ich Sie nur auf dem Throne sehe. — Das war nun freylich sein Ernst nicht; er

wollte

wollte sie ausforschen; und die junge unerfahrne Prinzessin fiel wirklich in diese Schlinge. — Ich gestehe Ihnen, antwortete sie, daß wenn ich Freyheit hätte zu thun und zu lassen, was ich wollte, ich weder Sie noch Ihren Vater wählen würde. Aber wenn mich mein unglückliches Schicksal zu wählen zwingt, so ziehe ich den König ihren Vater vor. — Und warum? versetzte Großbuckel, mit erzwungener Ruhe. — Weil er gefälliger ist als Sie; weil er König ist, weil er nicht so lange leben wird. — So, so, rief Großbuckel aus, sie möchten also meinen Vater heyrathen, um bald seine Wittwe zu seyn. Sie werden sich das vergehen lassen müssen; denn, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, er denkt nicht daran, sie zu nehmen. Ich werde die Güte haben, Sie auf den Thron zu erheben; eine Güte, die Sie nicht erkennen wollen, die Sie mit Undank belohnen. Aber wären Sie auch noch tausendmal undankbarer, so sollen Sie doch meine Frau werden.

Die Prinzessin sah nun zu spät ein, daß es bisweilen gefährlich ist, alles zu sagen, was man denkt, und suchte wieder gut zu machen, was sie unvorsichtigerweise verdorben hatte. Ich wollte ihre Gedanken erforschen, hub Sie an; und ich freue mich, daß Ihre Liebe zu

mir stark genug ist, um selbst der Härte zu widerstehen, mit der ich Sie behandelte. Ich hege schon die größte Hochachtung für Sie; es hängt von Ihnen ab, ob ich noch mehr als dieses für Sie fühlen soll. — So grob der Betrug war, so merkte ihn der Prinz dennoch nicht; denn es ist nichts seltnes, daß die Liebe einfältig macht. Großbuckel ward so sanft, wie ein Lamm, er lächelte, und drückte ihr die Hände, daß sie braun und blau wurden.

Er hatte sie kaum verlassen, als sie zu dem Könige eilte, sich ihm zu Füßen warf, und ihn anflehte, Sie vor der Liebe des Prinzen zu schützen. Er will mich heyrathen, sagte sie, und ich hasse ihn. Seyn Sie nicht so ungerecht als er. — Meine Jugend, mein Rang und mein Unglück, verdienen Ihr Mitleid. — Schöne Prinzessin, antwortete der König, ich wundere mich nicht, daß mein Sohn Sie liebt; aber ich werde ihm niemals verzeihen, daß er die Achtung aus den Augen setzt, die er Ihnen schuldig ist. — Ach! gnädigster König, erwiederte Sie, er betrachtet mich als seine Gefangene, und behandelt mich als seine Sclavin. — Er hat mit meiner Armee gesiegt, fiel der König ein, und wenn Sie eine Gefangene sind, so sind Sie die Meinige. Ich schenke Ihnen die Freyheit wieder,

der, und ich schätze mich glücklich, daß mein Alter und meine grauen Haare mich vor der Thorheit sichern, Ihr Sclave zu werden. — Die Prinzessin dankte dem Könige tausendmal für seine Güte, und begab sich mit ihren Kammerfrauen weg.

Großbuckel erfuhr sogleich den ganzen Vorgang, und ward wüthend, als sein Vater ihm verbot, eher an die Prinzessin zu denken, bis er ihr durch wesentliche Dienste, Zuneigung und Liebe abgenöthigt hätte. — Dazu wird vielleicht mein ganzes Leben nicht hinreichen, antwortete er; und ich mag meine Zeit nicht umsonst verlieren. — Das thut mir um deinetwillen leid, versetzte der König, aber es kann nun einmal nicht anders seyn. — Wir wollen sehen, erwiederte Großbuckel trotzig, indem er das Zimmer verließ. Sie wollen mir meine Gefangene rauben, aber eher will ich das Leben verlieren. — Sie ist meine Gefangene, rief ihm der König nach, nicht die Deinige. Ich habe ihr die Freyheit geschenkt; sie soll selbst wählen.

In diesem Augenblicke faßte Großbuckel den Entschluß, sich des Königreichs und der Prinzessin auf einmal zu bemächtigen. Die Armee war auf seiner Seite, und die aufrühre-

rischen Köpfe waren bereit, ihm in seinem Unternehmen beyzustehen. Dem Könige blieben die Machinationen seines Sohnes nicht lange unbekannt. Er erfuhr, daß er daran arbeite, ihn vom Throne zu stoßen, und da er der Stärkere war, so hatte der König keinen andern Weg, als den Weg der Sanftmuth. Er ließ ihn zu sich kommen, und sagte zu ihm: ¿Ist es möglich mein Sohn, daß du so undankbar bist, mich vom Throne stürzen zu wollen? Du siehst mich an dem Rande des Grabes; beschleunige das Ende meines Lebens nicht noch mehr. ¿Hab' ich nicht schon genug Kummer über den Verlust meiner Gemahlin und meines Kindes erdultet? Es ist zwar wahr, ich habe mich deinen Absichten auf die Prinzessin entgegen gesetzt; aber ich nahm dabey nicht weniger Rücksicht auf dich als auf Sie. ¿Denn wie kann man mit einer Frau glücklich seyn, die uns nicht liebt? Wenn du dich dieser Gefahr aussetzen willst, ich bin es zufrieden. Laß mir Zeit, mit ihr zu reden; ich will sehen, ob ich sie zu ihrer Einwilligung bewegen kann.

Dem Prinzen war mehr an der Prinzessin als an dem Königreiche gelegen, und so antwortete er seinem Vater: Er könnte wohl überzeugt seyn, daß ihm an einer Krone soviel

nicht

nicht gelegen sey, da er ja sogar eine Akte unterzeichnet hätte, die ihn enterbte, im Fall, daß sein jüngerer Bruder zurückkäme. Er würde seiner Seits niemals die Achtung aus den Augen setzen, die er seinem Vater schuldig wäre, aber er bäte ihn, sein Versprechen zu erfüllen und ihm die Prinzessin zu geben. — Der König umarmte ihn und begab sich sogleich zu der armen Prinzessin, die in der größten Angst war. ¿Wäre es möglich, sagte sie, daß der König, nach allen den Versprechungen, die er mir gemacht hat, die Grausamkeit haben sollte, mich dem Prinzen aufzuopfern? Wenn ich gezwungen werde, ihn zu heyrathen, so soll mein Hochzeittag der lezte Tag meines Lebens seyn. Denn ich hasse ihn eben so sehr wegen seiner Häßlichkeit als wegen seines schwarzen Herzens.

Als nun der König in ihr Zimmer trat, merkte sie sogleich die Absicht seines Besuchs, und ehe er sich erklären konnte, rief sie ihm entgegen: ¿Ach mein König, was für eine schreckliche Nachricht bringen Sie mir? — Schöne Prinzessin, antwortete er, ich beschwöre Sie, sehen Sie die Verbindung mit meinem Sohne nicht als ein Unglück an; er liebt Sie gewiß; wenn er sie weniger liebte, so würde es ihm leicht werden, eine andere Prinzessin

zu

zu finden, die sich glücklich schätzen würde, ihm ihre Hand zu geben. Aber er will keine andere als Sie: ihre Verachtung und Härte hat ihn nicht zurückschrecken können, und Sie können hieraus schliessen, daß er niemals etwas unterlassen wird sich Ihnen gefällig zu machen. Ach! erwiederte sie mit Thränen, ich schmeichelte mir einen Beschützer an Ihnen gefunden zu haben, aber ich irrte mich; auch Sie verlassen mich; aber die Götter werden mich nicht verlassen. — Wenn Sie es wüßten, antwortete der König, was ich gethan habe, um Sie vor dieser Verbindung zu bewahren, so würden Sie gewiß von meiner Freundschaft überzeugt seyn. Ach! ich hatte einen Sohn den ich zärtlich liebte; aber er ward mir gestohlen und eine Katze an seine Stelle gelegt, die die Königin biß, so daß sie an der Wunde starb. Wäre mir dieß liebenswürdige Kind nicht entrissen worden, es würde jezt den Trost meines Alters machen; er würde mein Nachfolger auf dem Thron und ihr Gemahl werden. Großbuckel der jezt den Herrn spielt, würde sich glücklich geschätzt haben, wenn man ihn am Hofe geduldet hätte. Aber ich habe diesen liebenswürdigen Sohn verlohren und dieß Unglück erstreckt sich bis auf Sie. Vermehren Sie meinen Kummer nicht; entschließen Sie sich, die Hand meines Sohnes anzunehmen. Er ist

der Stärkere geworden, und es hängt nur von Ihnen ab, die blutigsten Scenen von meinem Reiche abzuwenden. — Die Prinzessin antwortete mit ihren Thränen. Der König verließ sie, und brachte seinem Sohne die Antwort, daß die Prinzessin einwillige; er sollte nur Anstalten zur Hochzeit machen. — Der Prinz war ausser sich für Freude und lies auf der Stelle alle Juwelier und Kaufleute zu sich kommen: kaufte die schönsten Sachen für seine Geliebte, und schickte es ihr in schönen goldenen Körbchen, die sie mit scheinbarer Freude annahm. Als Prinz Großbuckel selbst zu ihr kam sagte er zu ihr: ¿Sehen Sie wohl nun ein, wie thörigt es war, die Ehre auszuschlagen, die ich ihnen erzeigen wollte? Ich habe Anmuth und Verstand; und ich will Ihnen so viel schöne Kleider machen lassen, daß keine Königin in der Welt so geputzt seyn soll, wie Sie.

Die Prinzessin antwortete ganz trocken, daß die Unglücksfälle ihrer Familie ihr gerade am wenigsten erlaubten, an großen Pracht zu denken, und daß sie ihn bäte sie nicht so mit Geschenken zu überhäufen. — Sie würden recht thun, sich nicht zu putzen, versetzte der Prinz, wenn ich Ihnen nicht die Erlaubniß dazu gäbe. Aber sie müssen darauf bedacht seyn, mir zu gefallen; in vier Tagen wird alles zu unsrer

Hoch-

Hochzeit fertig seyn. Lassen sie sich nichts abgehn: seyn sie lustig, und befehlen Sie was Sie wollen; denn Sie sind hier unumschränkte Gebieterin.

Als der Prinz sie verlassen hatte, schloß sie sich mit ihrer Oberhofmeisterin ein, und beschwor sie, ihr zur Flucht behülflich zu seyn. Diese machte ihr zwar anfänglich sehr ernsthafte Vorstellungen; aber als diese keinen Eingang fanden, und die Prinzessin drohte ihren Hochzeit-Tag nicht zu erleben, warf sie sich vor ihr auf die Knie und sagte zu ihr: wohlan denn, was wollen Sie daß ich thun soll. Ich werde Ihnen gehorchen, sollte es gleich mein Leben kosten. Die Prinzessin hob sie auf, umarmte sie, und sagte ihr, daß sie einen Schäferhabit und eine Kuh zu haben wünschte, daß sie fliehen wollte, so weit sie könnte, und daß es umsonst wäre, ihr einen Plan auszureden, den sie fest entschlossen wäre auszuführen, es möchte kosten was es wollte. Endlich mußten sie auch noch eine Puppe anputzen, sie ins Bett legen, und sagen, daß sie krank wäre.

Sie sehen, erwiederte die arme Oberhofmeisterin, welcher Gefahr ich mich aussetze. Der Prinz wird keinen Augenblick zweifeln daß ich Ihnen zur Flucht behülflich gewesen

sey, er wird mir alle ersinnliche Quaalen anthun um ihm zu entdecken, wo Sie hingekommen sind, und endlich wird er mich zum Lohn meiner Treue verbrennen lassen. Aber dieß soll mich nicht abhalten Ihnen beyzustehen, und Sie sollen sehn, ob ich Sie liebe.

Die Prinzessin gerieth über diese Antwort in große Verlegenheit. Ich will, antwortete sie, daß Sie zwey Tage nach mir ebenfalls die Flucht ergreifen, und bis dahin wird es leicht seyn, den Hof zu täuschen. — Endlich wurden sie einig, und noch in derselben Nacht bekam die Prinzessin ein Schäferkleid und eine Kuh.

Alle Göttinnen des Olymps konnten nicht so reizend seyn als die Prinzessin in ihrem ländlichen Anzuge. Sie gieng ganz allein im Mondschein fort: führte bald ihre Kuh am Stricke, bald setzte sie sich darauf; sie gieng auf gut Glück immer weiter, und starb beynahe vor Furcht. Bey dem geringsten Geräusch der Blätter, wenn ein Vogel aus seinem Nest aufflatterte oder ein Haase aus seinem Lager aufsprang, glaubte sie den Prinz Grosbuckel hinter sich zu sehen.

Sie ging die ganze Nacht und wäre auch gerne noch den ganzen andern Tag gegangen; aber ihre Kuh wollte nicht fort, sondern blieb auf einer Wiese stehen und weidete. Die Prinzessin war auch ziemlich müde geworden, von ihren großen Holtzschuhen und ihren Rock von grünem Büffel zu tragen, legte sich an einen Bach auf das Gras, und nahm ihre Mütze ab um sich die Haare zusammen zu binden. Diese fielen ihr in langen Locken bis auf die Füsse herunter, und sie sah sich immer sorgfältig um, ob nicht jemand käme. Aller ihrer Vorsicht ungeachtet wurde sie von einer Dame überrascht, welche über und über bewaffnet war, den Kopf ausgenommen; denn sie trug den Helm in der Hand. Schäferin, sagte die Dame zu ihr, ich bin durstig, willst du wohl deine Kuh melken und mir zu trinken geben. — Von Herzen gern, antwortete die Prinzessin, wenn ich nur ein Geschirr hätte. — Hier hast du eine Tasse, versetzte die Dame; indem sie ihr eine schöne Schaale von Porzellan reichte; aber nun wußte die arme Prinzessin nicht, wie sie sich anstellen sollte, um die Kuh zu melken. Da die Dame dieß sah, fragte sie: Nun giebt deine Kuh keine Milch oder kannst du nicht melken? Die Prinzessin fing über ihre Ungeschicklichkeit zu weinen an; ich muß ihnen gestehn, sagte sie, daß ich erst seit kurzem Schäferin bin, mein

mein ganzes Geschäfte ist, die Kuh auf die Weide zu treiben und meine Mutter besorgt das übrige. — ¿Du hast also eine Mutter? fragte die Dame. ¿Was ist sie denn? — Sie ist eine Pachterin, war die Antwort. ¿Weit von hier? fuhr jene fort. — Nein, ganz nahe. So führe mich doch zu ihr; ich möchte wohl die Mutter einer so schönen Tochter kennen lernen. Die Prinzessin wußte nun nicht mehr, was sie antworten sollte. Sie war nicht gewohnt, Unwahrheiten zu sagen, und sie wußte nicht daß sie mit einer Fee sprach. Endlich sagte sie: wenn ich einmal aufs Feld gehe, so gehe ich nicht eher als den Abend wieder nach Hause; und wenn ich jezt nach Hause käme, so würde meine Mutter schmälen.

Meine liebe Prinzessin, sagte die Fee lächelnd, es sollte Ihnen schwer werden, Ihre Rolle durchzuspielen, wenn ich Ihnen nicht beystände. Ich will Ihnen hier einen Strauß von Nelken geben; so lange sie ihn behalten, wird Großbuckel sie niemals erkennen. Wenn Sie in den großen Wald kommen, so erkundigen Sie sich bey den Hirten, die dort weiden, wo Großherz wohnt; diesen suchen Sie auf und sagen ihm, daß die Fee Amazone Sie abschickt und ihn bitten läßt, Sie in seinem Hause aufzunehmen. Adieu schöne Prinzessin, ich bin

schon seit langer Zeit ihre Freundinn. — Ach! rief die Prinzessinn aus, sie sagen daß Sie mich lieben, und gleichwohl verlassen Sie mich jezt, da ich Ihres Beystands so sehr bedarf. — Der Nelkenstrauß wird Sie nicht verlassen, antwortete die Fee; aber jeder Augenblick ist mir kostbar, und Sie müssen nun selbst die Schöpferin ihres Schicksals seyn.

Mit diesen Worten verschwand sie und die Prinzessin stand da wie im Traum. Als sie sich ein wenig erholt hatte, setzte sie ihren Weg fort, ohne zu wissen, wo der große Wald wäre; aber sie sagte immer zu sich selbst, diese geschickte Fee wird mich schon führen, daß ich an Ort und Stelle komme. Sie hielt den Strauß dabey immer fest, aber sie kam nicht weit vorwärts, denn sie war nicht gewohnt so lange zu gehen; sie fiel oft über die Steine hin, die ihr in dem Wege lagen, und ihre Füße waren am Ende ganz blutig. Sie mußte daher oft unter den Bäumen ausruhn, und da dachte sie denn oft mit Angst und Zittern an ihre Oberhofmeisterin.

Diese hatte noch in derselben Nacht, da die Prinzessin entflohen war, eine große Puppe angeputzt, ihr die Haube der Prinzessin aufgesetzt und ihr schöne weise Wäsche angezogen. Dann schlich sie sich ganz sachte in ihre Kam-

mer,

mer, aus Furcht sie zu beunruhigen, und wenn man das geringste Geräusch machte, so zankte und schmälte sie die ganze Welt aus. Als der König aufgestanden war, ließ sie ihm sagen, die Prinzessin befände sich nicht ganz wohl. Den König nahm dieß nicht sehr Wunder, weil er wußte, wie schrecklich ihr der Gedanke an die Verbindung mit seinem Sohne war; aber Großbuckel hatte diese Nachricht kaum erhalten, als er zu ihr gelassen zu werden verlangte. Die Oberhofmeisterin hatte alle Mühe von der Welt, ihn abzuhalten; aber nun wollte er ihr seinen Arzt schicken. Mein Gott, rief die Oberhofmeisterin, das wäre gerade das rechte Mittel, sie todt zu machen. Sie haßt die Aerzte und ihre Arzneyen ärger als den Tod. Seyn sie nur ausser Sorgen, fuhr sie fort. Es wird sich schon geben, wenn sie nur einige Tage Ruhe hat. — So beruhigte sie ihn endlich, und ließ die Puppe immer im Bette. Aber den zweyten Abend, da sie Anstalten zur Flucht machte, hörte sie den Prinzen vor der Thüre wüthen, und kurz darauf trat er sie ein.

Die Kammerfrauen der Prinzessin hatten nemlich den Betrug gemerkt, und ihn aus Furcht vor der Strafe dem Prinzen angezeigt. Es ist unmöglich seinen Zorn zu beschreiben; er

lief zu dem König, in der Meynung, daß dieser Antheil an ihrer Flucht habe; aber aus seinem Erstaunen sah er gar wohl, daß er noch nichts davon wußte. Nun lief er in das Zimmer der Prinzessin, stürzte auf die Oberhofmeisterin los, ergriff sie bey den Haaren und schrie einmal über das anderemal: gieb mir die Prinzessin wieder, oder ich reisse dir das Herz aus dem Leibe. — Sie antwortete nur mit ihren Thränen, warf sich vor ihm auf die Knie, und beschwor ihn umsonst, sie anzuhören. Er schleppte sie mit eigner Hand in ein Gefängniß, und er würde sie ganz gewiß ermordet haben, wenn der König sie nicht unter seinen Schutz genommen hätte.

Nun aber gab der Prinz sogleich Befehl, seiner Geliebten zu Wasser und zu Lande nachzusetzen; er bestieg selbst ein Pferd und sprengte wie unsinnig davon. Eines Tages als sich die Prinzessin mit ihrer Kuh unter einem Felsen verborgen hatte, weil ein schreckliches Ungewitter am Himmel stand, kam Prinz Großbukkel mit seinen Gefährten bis auf die Knochen durchnäßt in dieselbe Höle. Da sie ihn so nahe bey sich sah, erschrack sie weit mehr vor ihm als vor dem Blitze und dem Donner; sie faßte ihren Nelkenstrauß mit beyden Händen und betete heimlich zu der Fee: Fee Amazone verlaß

mich

mich nicht. Großbuckel warf die Augen auf sie und sagte: warum zitterst du so, alte Hexe? Was wär' es denn für ein Unglück, wenn dich der Donner erschlüge? — Die Prinzessin war sehr vergnügt, sich eine alte Hexe nennen zu hören, und um nicht mit dem Prinzen sprechen zu müssen, stellte sie sich taub. Das Wetter zog indeß vorüber, und Großbuckel jagte wieder davon, und Kärpchen dankte der Fee für ihren Schutz. Sie sezte nun ihre Reise weiter fort und kam in eine Ebene, in welcher die Hirten der Gegend sich angebaut hatten. Ihre kleinen Häußer waren allerliebst; jedes hatte seinen Garten und seinen Brunnen. Die Schäferinnen waren fast alle schön, und die Schäfer fast alle verliebt. Als sie die Prinzessin kommen sahn, verließen sie alle ihre Heerden und folgten ihr nach; denn ihre Schönheit und ihr Anstand flößte ihnen Ehrfurcht ein.

Die Prinzessin bat sie, ihr die Wohnung des Schäfers Großherz zu zeigen; jeder wollte der erste seyn, sie zurecht zu weisen. Sie fand ihn in einem Thale mit seiner Frau und seinen Töchtern sitzend; ein kleiner murmelnder Bach floß zu ihren Füßen. Er hatte Rohrstäbe in seiner Hand, aus denen er einen Korb flocht, um Früchte darinnen aufzubewahren; seine Frau spann, und seine beyden Töchter angelten.

Als die Prinzessin sich ihm näherte; fühlte sie Regungen der Ehrfurcht und Zärtlichkeit die ihr bis dahin unbekannt gewesen waren; und die Hirten-Familie schien ihrer Seits nicht weniger bey ihrem Anblick gerührt zu seyn. Ich bin eine arme Schäferin, hub die Prinzessin an, die Fee Amazone schickt mich zu euch und läßt euch bitten, mich aufzunehmen. — Meine Tochter, antwortete der König, indem er aufstand und sie grüßte, die Fee Amazone weiß, wie sehr wir sie ehren. Du bist willkommen bey uns: mein Haus steht dir offen und ich werde dich wie mein Kind behandeln. — Komm zu mir, schönes Kind, sagte nun auch die Königin, und streckte ihre Arme nach ihr aus; ich hoffe, daß du mich als deine Mutter, und meine Töchter als deine Schwestern betrachten wirst. — Ach! meine gute Mutter, erwiederte die Prinzessin, ich verdiene diese Güte nicht. Wenn ich nur Eure Schäferin seyn und eure Heerden weiden darf. — Meine Tochter, fiel der König ein, wir sind hier alle gleich und ich werde keinen Unterschied zwischen dir und meinen Kindern machen; komm, setze dich zu uns und laß deine Kuh mit unsern Schaafen weiden.

Je länger der König und die Königin sie ansahn, desto größer ward ihr Erstaunen und

ihre

ihre Bewunderung. Kömmst du weit her? fragten sie. Sehr weit, antwortete die Prinzessin; — Hast du noch Vater und Mutter? — Nein. — Und so fragten sie noch mehr und die Prinzessin antwortete immer ganz einsylbig. Und wie heißt du denn? fragte endlich die Königin. — Man nennt mich Kärpchen, war die Antwort. — Der Nahme ist sonderbar, sagte der König, wenn nicht ein besonderes Abentheuer dazu Veranlassung gegeben hat. Die Prinzessin antwortete nichts; sondern nahm die Spindel der Königin, um sie abzuwickeln, und da sie ihre schönen weißen Händchen sehen ließ, winkten sich der König und die Königin zu, und sagten zu ihr: dein Kleid ist für die jezige Jahreszeit sehr warm, und deine Holzschuhe sind zu schwer für ein so junges Mädchen: du mußt dich nach unsrer Mode kleiden. — Liebe Mutter, antwortete sie; ich trage mich wie es in meinem Lande Mode ist; aber wenn ihr wollt, so will ich mich anders anziehn.

Als der Abend heran kam, standen sie alle auf, und gingen nach Hause. Hier bereiteten sie ein ländliches Mahl von Fischen, Eyern und Milch. Als sie bey Tische saßen, fing der König an: ich wundre mich, daß mein Sohn noch nicht zurück ist; seine Jagdbegierde

treibt ihn manchmal weiter als ich gern sehe, und es ist mir immer bange, daß ihm ein Unglück begegnet.

Endlich kam der Prinz, er trug ein Reh auf seinem Rücken, seine Haare hingen zerstreut über seine Schultern herab und sein Gesicht war mit Staube bedeckt. Er stüzte sich auf einen kleinen Wurfspies, an seiner Seite hingen Pfeil und Bogen. In diesem Aufzuge hatte er etwas so edles und einnehmendes daß man ihn nicht sehn konnte, ohne ihn zu bewundern.

Liebe Mutter, sagte er zu der Königin, ich wollte euch gerne ein Wildpret in die Küche bringen, und das hat mich weiter geführt als ich wollte. — Mein Sohn, antwortete ihm der König mit einem ernsthaften Tone, du weißt alles was ich dir über deine Leidenschaft für die Jagd gesagt habe, aber du willst dich nicht daran kehren, und es ist dir gleichgültig ob du uns Unruhe machst oder Freude. — Der Prinz erröthete; er antwortete, daß er künftig früher nach Hause kommen, oder daß er der Jagd ganz entsagen wollte, wenn sein Vater es verlangte. — Es ist gut, sagte die Königin, die ihn auf das zärtlichste liebte, ich danke dir für dein Geschenk; jezt komm und setze dich zu uns; du wirst Hunger haben.

Der Prinz setzte sich seiner Mutter gegen über und warf seine Augen auf die Fremde, die nicht so lange gewartet hatte ihn anzusehn. Ihre Blicke begegneten sich und sie fühlten dabey eine so ausserordentliche Gemüthsbewegung daß sie nicht wußten, wie ihnen geschah. Die Prinzessin erröthete, und schlug die Augen nieder; der Prinz fuhr fort, sie anzusehn; dann blickte sie wieder verstohlen nach ihm auf. Beyde glaubten, nie etwas vollkommneres gesehen zu haben. ¿Ist es möglich, dachte die Prinzessin, daß von allen den Herrn, die ich am Hofe gesehen habe, keiner diesem jungen Schäfer glich? — ¿Wie kömmt es, dachte er seiner Seits, daß dieß schöne Mädchen nichts weiter als eine Schäferin ist? O daß ich ein König wäre, um sie auf den Thron zu setzen, und ihr meine Staaten zu unterwerfen, so wie mein Herz ihr unterworfen ist.

Nach dem Abendessen begaben sich der König und die Königin weg und die Prinzessinnen besorgten ihrer Gewohnheit gemäß, was noch in der Wirthschaft zu besorgen war. Die eine melkte die Kühe; die andre machte Käse. Kärpchen wollte auch arbeiten, aber sie wußte nicht, wie sie es angreifen sollte und machte nichts recht. Aber der Prinz half ihr. Er gieng mit ihr an den Brunnen; er trug ihren Krug-

schöpf-

schöpfte ihr das Wasser und schleppte es auch ins Hauß; denn er gab nicht zu, daß sie etwas tragen sollte. — Aber was meynt ihr wohl, sagte sie, daß ich hier die Dame spielen soll. Ich habe mein ganzes Leben über gearbeitet; bin ich denn hieher gekommen, um die Hände in den Schoos zu legen? — Thue was du willst, schöne Schäferin, antwortete der Prinz, aber gönne mir das Vergnügen, dir zu helfen. — Sie kamen eher nach Hause als er wünschte; denn ob er es gleich kaum wagte, mit ihr zu sprechen, so fühlte er doch ein unsägliches Vergnügen bey ihr zu seyn.

Sie brachten beyde eine sehr unruhige Nacht zu: dem Prinzen wurde die Zeit lang, bis er die Schäferin wieder sah, und sie fürchtete beynah, ihn wieder zu sehn. Aber sie dachte so oft an ihn, daß sie die Furcht vor dem Prinz Großbuckel beynahe ganz vergaß. Warum, sagte sie zuweilen zu sich selbst, warum hat doch das Glück soviel Vollkommenheiten an diesen Hirten verschwendet und hat dafür einen Prinzen, der bestimmt ist, ein ganzes Volk zu regieren, so übel bedacht.

Kärpchen hatte sich seit ihrer Verwandlung in eine Schäferin noch nicht ein einziges mal im Spiegel besehn. Jezt erst fiel es ihr ein

zu sehn, wie sie ihr Anzug kleidete. Sie fand sich abscheulich. Nein, sagte sie, ich kann unmöglich länger in diesen groben Zeug eingepackt bleiben. — Dann wusch sie sich Gesicht und Hände die weißer wurden als Lilien; dann gieng sie zu der Königin und bot ihr einen kostbaren Diamanten-Ring an, den sie mitgebracht hatte, um ihr dafür Wäsche und Kleider zu kaufen, wie die Schäferinnen in dieser Gegend trugen.

Die Königin erstaunte, einen so schönen Ring in den Händen dieses Mädchens zu sehn. Ich will dir ihn aufheben, sagte sie, und morgen sollst du haben, was du brauchst. Dann schickte sie gleich in ein benachbartes Städtchen, und ließ einen allerliebsten Schäferhabit hohlen, der die Prinzessin vortreflich kleidete. Aber der Prinz hatte auch nicht vergessen, sich zu putzen. Er hatte seinen Huth mit Blumen geschmückt; ein schönes Band hieng von seiner Schulter herab und an diesem eine Kürbisflasche; auch an seinem Schäferstabe flatterten Bänder und Blumen. Er hatte einen schönen Strauß gesucht, den er seiner Prinzessin mit aller Furchtsamkeit eines Liebhabers anbot, und den sie mit aller Verlegenheit einer jungen Schäferin annahm. Sie wünschten immer zusammen zu seyn, und doch waren sie oft glücklicher, wenn sie getrennt,

trennt, an einander denken konnten. Die Vögel und das Wild bekamen jezt gute Tage: denn wenn der Prinz auch auf die Jagd ging, ließ er seinen Bogen ruhn und dachte an seine Geliebte und erzählte dem Echo seine Leiden.

Indessen merkte er endlich gar wohl, daß ihm seine Geliebte wohl wollte, nur wußte er nicht, wie er sich ihr entdecken sollte. Er begab sich daher eines Tages an das Ufer eines Bachs, der von Weiden und Erlen beschattet war, wohin die Prinzessin täglich ihre Heerde führte, und schrieb mit einer Nadel folgende Worte in die Rinde eines Baums.

Der Friede herrscht in diesen stillen Hainen,
In ihren Schatten thront das Glück;
Warum ach! hat mein Misgeschick
Nur mich verdammt, mein Leben zu verweinen?

Die Prinzessin überraschte ihn, da er noch beschäftigt war, diese Worte einzugraben. Er schien darüber verlegen zu seyn, und nach einigen Augenblicken Stillschweigens sagte er, du siehst einen unglücklichen Schäfer, der sich gegen fühllose Dinge über die Leiden beklagt, die du ihm verursachst. — Sie antwortete nichts, sondern ließ ihm volle Zeit, ihr seine Empfindung und Wünsche zu entdecken.

Schä-

Schäfer, sagte sie zu ihm, als er ausgere-det hatte, ich beklage dich, das ist aber auch alles was ich für dich thun kann. Ach! ich bin schon so unglücklich, warum sollt ich noch das Unglück haben, zu lieben? — Sage viel-mehr, rief der Prinz aus, daß du deine Leiden durch die Liebe erleichtern willst; ich will sie mit dir theilen, ich will mit dir leiden; mein einziges Bestreben soll seyn, dir zu gefallen. Die ganze Sorge deiner Heerde soll auf mir lie-gen.... Wollte der Himmel, unterbrach ihn die Prinzessin; daß ich keine andre Veranlas-sung zur Unruhe hätte als meine Heerde. — ¿Aber was könntest du sonst haben, fiel der Prinz ein, da du so jung, so schön, so fern von den Gefahren bist, mit denen die Städte drohen, von denen mein Vater mir so viel er-zählt hat? Aber ach! ich fürchte, ein Neben-buhler macht dich gegen mein Flehen unerbitt-lich... Bey diesen Worten änderte er die Far-be, und sah zur Erde, mit Thränen in den Augen. Dieser Gedanke war ihm schrecklich. Ja antwortete sie, du hast einen Nebenbuhler, den ich hasse und verabscheue; du würdest mich nie gesehen haben, wenn mich seine Verfol-gungen nicht gezwungen hätten, zu fliehn. So wirst du mich vielleicht auch fliehn, versetz-te der Prinz; denn wenn du jenen verabscheu-test, weil er dich liebte, so muß ich dir der ver-

abscheuungswürdigste Mensch scheinen. — Jezt hätte die Prinzessin gerne ihren Empfindungen freyen Lauf gelassen; aber sie hielt sich zurück. Ich würde schwerlich einen so weiten Weg machen, um mich von dir zu entfernen, sagte sie, als ich gemacht habe, um jenem zu entgehen.

Diese Worte waren doch wenigstens einiger Trost für den armen Schäfer, der nun alle Sorgfalt aufbot, sich seiner Geliebten gefällig zu machen. Jeden Morgen suchte er die schönsten Blumen, um ihr Kränze zu flechten; wo sie ihre Heerden weidete, flocht er die Zweige in einander, daß sie natürliche Lauben bildeten, und machte Sitze von Gras und bestreute sie mit Blumen. Die Prinzessin bemerkte diese Beweiße seiner Leidenschaft bald mit Vergnügen, bald mit Unruhe. Sie liebte ihn, ohne es sich selbst zu gestehn; sie wagte es nicht, ihr Herz darum zu fragen.

Aber die Neigung des jungen Hirten blieb auch andern nicht verborgen, jedermann bemerkte sie, und jedermann gab ihr Beyfall. Sie schienen für einander gebohren zu seyn; beyde gleich vollkommen, gleich schön und tugendhaft. Die Prinzessin freute sich, wenn sie ihren Hirten loben hörte; aber wenn sie

dann

dann wieder dachte, daß sie ihn doch nicht lieben dürfte, so ward sie niedergeschlagen, und beschloß, ihre Neigung nicht zu verrathen.

Der König und die Königin, die ihre neue Pflegtochter wie ihr eignes Kind liebten, sahen diese keimende Leidenschaft mit Vergnügen. ¿Ist es nicht Amazone, die sie zu uns geschickt hat; ist sie es nicht, die den Centauer bekämpfte, um den Knaben zu retten? Ganz gewiß hat diese weise Fee sie für einander bestimmt.

So standen die Sachen; der Prinz beklagte sich ohn' Unterlaß über den Kaltsinn seiner Schönen, und sie that sich stets neue Gewalt an, ihre Neigung zu verbergen; als der Prinz eines Tages auf die Jagd gieng und mit einem Bären handgemein ward, der sich aus seiner Höle hervor auf ihn geworfen hatte. Nachdem sie einige Zeit auf dem Gipfel des Bergs mit einander gekämpft hatten, stürzten sie zusammen in das Thal herab, wo die Prinzessin mit einigen von ihren Gespielinnen weidete. Wie erschraken sie, als sie einen Mann sahen, den ein Bär zu überwältigen drohte! Die Prinzessinn erkannte sogleich ihren Schäfer, und stieß ein schreckliches Geschrey aus. Ihre Gespielinnen liefen davon, sie blieb allein zurück; ja sie hatte den Muth, das Eisen ihres Schäferstabs dem

Bären in den Rachen zu stoßen, und so ihren Geliebten, aus seinen Klauen zu retten. Als dieser sie erblickte, verdoppelte der Gedanke der Gefahr, welcher er sie ausgesetzt sah, seinen Muth; er dachte nicht mehr daran, sein Leben zu erhalten, sondern das ihrige zu schützen. In der That stürzte auch das Thier todt zur Erde, aber einen Augenblick darauf stürzte er selbst ohnmächtig nieder, denn er hatte zwey heftige Wunden bekommen, aus denen das Blut stromweis hervor quoll. Die arme Prinzessin war für Schrecken ausser sich. Sie konnte nicht reden; aber heiße Thränen stürzten über ihre Wangen herab. Sie kniete neben ihm nieder und suchte das Blut zu stillen, das immer stärker floß. Ach! sagte sie endlich, wenn du stirbst, so sterbe ich mit dir. Vergebens habe ich dir meine geheimen Empfindungen zu verbergen gesucht. Mein Leben ist an das Deinige geknüpft. — Diese Worte brachten den armen Hirten einen Augenblick zu sich selbst zurück. Er schlug seine Augen auf und schien ihr mit einem zärtlichen Blicke zu danken.

In diesem Augenblick kamen die Hirtinnen zurück, die vorhin geflohen waren, und brachten einige Hirten mit, denen sie den Vorgang erzählt hatten. Sie eilten dem Prinzen beyzustehn. Aber während sie Zweige von den Bäumen

men hieben, um eine Trage für ihn zu machen, erschien die Fee Amazone mitten unter ihnen. Seyd ohne Sorgen, sagte sie, der junge Schäfer wird nicht sterben. Dann ergriff sie ihn bey der Hand, und setzte ihren goldenen Helm auf sein Haupt, und sagte: ich verbiete dir, Schäfer, länger krank zu seyn. In dem Augenblick stand er auf und das Feuer seiner Augen strahlte durch das Visir hindurch. Er war eben so erstaunt über seine schnelle Heilung als über den Anblick der erhabenen Dame, die er vor sich sah. Von Bewunderung, Freude und Dankbarkeit hingerissen warf er sich zu ihren Füßen. Große Königin, sagte er, ich war heftig verwundet und ein einziger von deinen Blicken hat mich geheilt. Aber ich! ich trage eine Wunde in meinem Herzen, von der ich nicht geheilt zu werden verlange; stehe mir bey; lindre meine Leiden, und mache meine Schäferin meinen Bitten geneigt. — Die Prinzessin erröthete, da sie ihn so sprechen hörte; sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, aber ihre erstickten Seufzer erregten das Mitleiden der Fee. — Dieser Hirte, sagte sie zu ihr, ist deiner Liebe nicht unwerth. Es stehen euch noch wichtige Dinge bevor. Ich werde euch nie vergessen und euch meinen Schutz nie entziehen. — Mit diesen Worten verschwand sie. Die Schäfer und Schäferinnen

umringten die beyden Verliebten, zu deren Rettung sie herbeygeeilt waren und führten sie im Triumph in das Dorf. Sie krönten sie mit Blumen, zum Zeichen ihres Siegs, und den schrecklichen Bären trugen sie hinter ihnen her. Das ganze Dorf lief zusammen um diesen Aufzug zu sehn, der endlich an der Hütte von Großherz ankam.

Jedermann drängte sich nun dem alten Hirten den Vorgang zu erzählen; wie sein Sohn mit dem Bären gekämpft, wie ihm die Schäferin beygestanden habe, und auf welche wunderbare Weise er von der Fee Amazone geheilt worden sey. Der König war über diese Nachricht sehr vergnügt und theilte sie sogleich der Königin mit. Ganz gewiß, sagte er zu ihr, ist dieser Knabe und dieses Mädchen nicht von gemeinem Stand; ihre Vollkommenheiten, ihre Schönheit, die Sorge, welche die Fee für sie trägt, lassen uns etwas ausserordentliches ahnden. — In diesem Augenblick erinnerte sich die Königin des Rings, den sie von Kärpchen bekommen hatte. Ich habe immer vergessen, sagte sie, dir einen Ring zu zeigen, den mir die Schäferin aufzuheben gegeben, und der mir ausserordentlich kostbar scheint. — Sie holte nun den Ring und kaum bekam ihn der König zu Gesicht, als er ausrief: Was sehe ich? Ist

es

es möglich, daß du dieses Kleinod nicht erkannt hast, das ich aus deinen Händen bekommen habe? Zu gleicher Zeit druckte er an eine kleine Feder, der Stein hob sich auf, und die Königin erblickte ihr Bildniß, das sie hatte mahlen lassen, um es dem Könige zu schenken. Diesen Ring hatte sie ihrer jüngsten Tochter bisweilen an den Hals gebunden, um sie damit spielen zu lassen. — Sie erstaunten bey diesem Anblick; sie wußten nicht, was sie von diesem sonderbaren Ereigniß denken sollten; indessen beschlossen sie, die Schäferin zu rufen, und sie über diesen Ring zu befragen.

Meine Tochter, sagte die Königin zu ihr, ich habe bis jezt ruhig ein Geständniß von dir erwartet, das uns viel Vergnügen gemacht haben würde, wenn du es uns unaufgefordert gemacht hättest. Aber da du fortfährst uns ein Geheimniß aus deiner Abkunft zu machen, so muß ich dir sagen, daß wir es wissen, und daß der Ring, den du mir gegeben hast, uns das Räthsel hat errathen lassen. — Ach! meine Mutter, antwortete die Prinzessin, indem sie sich vor ihr auf die Knie warf, es ist nicht Mangel an Zutraun, was mich abgehalten hat, euch meinen Stand zu entdecken. Ich fürchtete daß es euch allzuviel Kummer machen würde, eine Prinzessin in diesem Zustande zu sehn.

Mein Vater, fuhr sie fort, war König der friedfertigen Inseln. Ich erinnere mich, daß mir meine Mutter oftmals erzählt hat, einer seiner Feinde habe ihn vertrieben, und in den Thurm gesperrt, in welchem ich bis in mein drittes Jahr lebte. Um diese Zeit fanden meine Eltern ein Mittel sich zu retten. Sie legten mich in einen Korb und ließen mich an einem Stricke herab; aber der Strick zerriß und ich fiel in den See. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß ich nicht ertrunken bin. Fischer fanden mich den andern Morgen in den Netzen, die sie ausgehängt hatten, um Karpfen zu fangen, und trugen mich zu dem Tyrannen, der die Flucht meiner Eltern schon erfahren hatte, und nun leicht errieth, wer ich war. Seine Gemahlin, welche keine Kinder hatte, empfand Mitleiden für mich, und zog mich unter dem Nahmen Kärpchen auf.

Einstmals entspann sich eine Verschwörung in dem Königreich, die der Prinz Großbuckel unterhielt, der endlich auch das Königreich eroberte, mich in Triumph aufführte, und mich dann wider meinen Willen heyrathen wollte. In meiner Angst ergriff ich die Flucht, in der Kleidung einer Schäferin. Die Fee Amazone erschien mir auf meinem Wege und machte mich dem Prinzen, der mich verfolgte, unkenntlich.

Sie

Einen eben so großen Dienst erzeigte sie mir dadurch, daß sie mich zu euch schickte und wenn ich euch meine Abkunft verborgen habe, so geschah es einzig und allein, weil ich euch den Kummer ersparen wollte, den euch mein Schicksal verursacht haben würde. Ich beklage mich nicht, fuhr sie fort, daß mich der Himmel aus einem Palast in diese Hütte geführt hat. Im Gegentheil; ich habe die Ruhe erst in diesem stillen Thale kennen gelernt, und ich würde mich kaum entschließen können, zu meinem vorigen Stande zurückzukehren.

Da sie mit großer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit sprach, so bemerkte sie nicht, daß die Königin in Thränen zerfloß, und der König nicht weniger gerührt war. Aber kaum hatte sie aufgehört zu reden, als beyde sie in ihre Arme schlossen, ohne ein Wort sprechen zu können. Endlich brach die Königinn das Stillschweigen: ¿Ist es möglich, sagte sie, meine geliebte Tochter, daß dich die Götter wieder in meine Arme führen, nachdem ich so viele Thränen um dich vergossen habe? Ja, meine Tochter, ich habe dich unter meinem Herzen getragen, ich habe dich als verlohren beweint. ¿Wie soll ich dem Himmel genug für das Glück danken, das er mir heute gewährt? — und ich meine theuerste Mutter, meine Königinn, rief die Prinzessin aus, in-

dem sie zu ihren Füßen fiel, mit welchen Worten soll ich Ihnen die Ehrfurcht und Liebe ausdrücken, die ich für Sie beyde empfinde. ¿So finde ich Sie also wieder, nachdem ich schon längst alle Hofnung aufgegeben hatte, Sie noch einmal zu sehn? — Hierauf fingen die Umarmungen und Thränen von neuem an; bis sich endlich die Prinzessinn wegbegab. Ihre Eltern verboten ihr, sich gegen irgend jemand etwas von diesem Vorfalle merken zu lassen.

Diesem Verbot kam sie treulich nach, aber gegen ihren Schäfer zu schweigen, das war ihr unmöglich. Sie suchte ihn, um ihm ihr Geheimniß mitzutheilen; und als sie in tiefe Gedanken versunken, längst dem Bach hinabging und sich in den Büschen verlohr, sah sie ihn auf einmal, wie er zu ihren Füßen sank und ihr einen Blumenkranz darreichte. ¿Wo kommst du her, schöne Schäferinn, sagte er zu ihr? ich suche dich schon seit mehrern Stunden. Ich habe dich mit Ungedult erwartet. — Schäfer, antwortete sie, eine unerwartete Begebenheit hat mich aufgehalten, die ich Dir nicht verschweigen kann. Aber erinnere dich, daß dieses Zeichen meines Zutrauens ein ewiges Stillschweigen erfordert. Ich bin Prinzessinn; mein Vater war ein König, und ich habe ihn jezt in dem Schäfer Großherz wieder gefunden.

Man

Man kann sich das Erstaunen des Prinzen bey diesen Neuigkeiten leicht vorstellen. Indeß hörte er ihre Geschichte mit scheinbarer Ruhe an. Endlich rief er traurig aus: ¿So bin ich denn verlohren, ich Unglücklicher, weil Sie auf einem Throne gebohren sind? Sie haben Ihre Eltern wieder gefunden; ich irre ohne Vaterland, ohne Verwandten umher. Die Menschen hatten mich verlassen, und Adler haben mich ernährt, und ihr Nest hat mir zur Wiege gedient. Sie werden mich nun mit Gleichgültigkeit ansehn. Sie werden mich ihrer Gunst nicht mehr würdig achten.

Ohne zu antworten ergriff die Prinzessinn eine Nadel, und schrieb in die Rinde eines Baums:

Liebst du ein Herz, das dich o Schäfer liebt?

Sogleich schrieb der Prinz darunter:

Du fragst, da meine Brust ein ewig Feuer nähret?

Und die Prinzessinn sezte hinzu:

Wohl, so geneuß das Glück, das Amor dir gewähret,
Das seltne Glück, das Wechselliebe giebt

Der Prinz warf sich ihr entzückt zu Füßen und ergriff ihre Hand. Anbetungswürdige Prinzessinn, rief er aus, Sie richten mein be-

kümmertes Herz wieder auf; Sie erhalten mir das Leben, durch diese erneuerte Güte. Ach! vergessen Sie die Zusage nie, die Sie mir in diesem Augenblicke gethan haben. — ¿ Vergessen? antwortete sie mit dem süßesten Ton von der Welt; ach! du weißt nicht, wie geschäftig mein Herz ist, zu deinem Vortheil zu sprechen.

Während dieser Gespräche kam der Abend heran. Sie riefen ihre Heerden zusammen, und leiteten sie nach ihren Horden.

Der König und die Königinn hatten unterdessen Rath gepflogen, was sie mit Kärpchen und dem jungen Schäfer anfangen sollten. Bisher hatten sie die keimende Leidenschaft dieses schönen Paars mit Vergnügen bemerkt, und sie hatten gewünscht, diese Reize, diesen Verstand, diese Tugenden auf ewig zu vereinigen. Jezt erschien ihnen die Sache in einem andern Licht. Kärpchen war ihre Tochter, und der Schäfer wahrscheinlich nichts weiter als der Sohn armer unglücklicher Eltern, die ihn den wilden Thieren ausgesezt hatten, um der Mühe für ihn zu sorgen überhoben zu seyn. Sie beschlossen daher, ihrer Tochter zu befehlen, seinen Hofnungen nicht länger zu schmeicheln, und ihm geradezu zu erklären, daß sie keine Lust hätte, sich in diesem Lande zu verheyrathen.

Die

Die Königinn rief sie gleich nach ihrer Rükkehr herein, und machte ihr den gefaßten Entschluß bekannt. Man stelle sich das Schrecken der unglücklichen Prinzessinn, bey diesem Befehle vor. Die Güte ihrer Mutter, die sanften Worte, deren sie sich bediente, waren nicht im Stande, ihren Schmerz zu lindern. Sie suchte sich zu zwingen; aber umsonst. Das Feuer ihrer Augen erstarb; und eine tödtliche Blässe bedeckte ihre Wangen. Ach! wie oft reute sie nun das Geständniß, das sie ihrem Geliebten gethan hatte! Sie versprach ihrer Mutter Gehorsam; aber ihr Herz war mit ihrem Munde nicht im Einverständniß.

Den andern Morgen führte sie ihre Heerde auf die Weide, aber anstatt sie nach dem Bache zu treiben, verlohr sie sich in dem Wald. Hier sezte sie sich nieder, legte ihren Kopf in die Hand, und überließ sich ihrem Schmerz und ihren Betrachtungen. Der Prinz hatte sie aufgesucht; er fand sie an dieser einsamen Stelle und trat plötzlich vor sie hin. Als sie ihn sah, stieß sie einen lauten Schrey aus, stand eilfertig auf und entfernte sich, ohne ihn anzusehn. Er blieb wie versteinert stehn; ein solches Betragen schien ihm unerklärbar zu seyn. Endlich entschloß er sich ihr zu folgen, und holte sie ein. Schäferinn, sagte er zu ihr, du giebst mir den

Tod, laß mich wenigstens vor deinen Augen sterben. Du liebst mich nicht mehr; du hast vergessen, was du mir noch gestern versprachst. — ¿Ich liebe dich nicht mehr? antwortete die Prinzessinn mit Blicken, die diesen Vorwurf widerlegten. Ich bin unglücklich, aber nicht treulos. Beklage mein Schicksal, und vermeide mich. Erfülle eine Bitte, die mir die Nothwendigkeit zu thun auferlegt. — Die Nothwendigkeit? rief der Schäfer mit dem Ton der heftigsten Verzweiflung aus. ¿Ich soll dich fliehen, und deine Lippen können diese grausamen Worte aussprechen? Ach! warum überließ sich mein Herz den süßen Hofnungen, mit denen du ihm schmeichelteſt.

Die Heftigkeit der Leidenschaften, die in der Brust der armen Prinzessinn tobten, war über ihre Kräfte. Sie sank ohne Bewußtseyn zur Erde und ihr Leben schien von ihr zu fliehn. Der Prinz war bey diesem Anblick außer sich; aber er wurde zugleich überzeugt, daß seine Geliebte nicht den Eingebungen ihres Herzens folgte, wenn sie ihm verbot sie zu sehn.

Er verlohr keinen Augenblick, ihr beyzustehn. Er schöpfte Wasser aus einer nahen Quelle, und rief sie damit ins Leben zurück. Aber als sie die Augen aufschlug, stieß sie den Schäfer

zu-

zurück. ¿Laß mich, laß mich, rief sie, was würde meine Mutter sagen, wenn sie uns zusammen fände? — ¿Wie? antwortete er, ich sollte Dich den wilden Thieren überlassen, oder ich sollte Dich der Gefahr aussetzen, von giftigen Schlangen gestochen zu werden? Ach! antwortete die Prinzessin mit einem tiefen Seufzer, ich fürchte den Zorn der Königin mehr als jede Gefahr.

Während dieser zärtlichen Unterhaltung der beyden Verliebten, war die Fee, ihre Beschützerinn, auf einmal in dem Zimmer des Königs erschienen. Ihre Augen funkelten heller als die Diamanten, mit denen ihr Panzer bedeckt war. So wandt sie sich zu der Königin: Sie sind sehr undankbar, sagte sie zu ihr, für das Geschenk, das ich Ihnen mit Ihrer Tochter gemacht habe. Sie verbieten ihr zu lieben und lassen den armen Schäfer, den ich Ihrer Sorgfalt anvertraut habe, für Kummer sterben. Vergessen Sie den Unterschied, der sich vielleicht zwischen der Geburt ihrer Tochter und ihres Geliebten befindet. Es ist Zeit, sie zu verheyrathen; ich wünsche es; und Ihr könnt überzeugt seyn, daß es euch nicht gereuen wird, mir auch dießmal folgsam gewesen zu seyn.

So sprach sie und verschwand, ohne eine Antwort zu erwarten. Der König und die Königin

nigin sah'n noch lange auf den Ort, wo sie gestanden hatte; und dann fühlten sie eine innige Freude über die Erscheinung und den Befehl ihrer Beschützerin. Wir dürfen nicht zweifeln, hub der König endlich an, daß das was die Fee befiehlt zu dem Besten unsrer Tochter sey. Sie hat sie uns wiedergegeben; nachdem wir sie längst für verlohren hielten; sie wird auch jezt für ihr wahres Glück weißlich gesorgt haben.

Noch sprachen sie über diesen Vorfall, als die Prinzessin nach Hause kam. Sie sah niedergeschlagen und schmachtend aus. Der Prinz kam später als sie. Man brauchte beyde nur anzusehn, um zu errathen, was in ihrem Innern vorgieng. Während der ganzen Mahlzeit sprachen beyde kein Wort; sie wagten es kaum ihre Augen aufzuschlagen.

Als die Mahlzeit vorüber war, begab sich der König in seinen kleinen Garten und befahl dem Schäfer, ihn zu begleiten. Bey diesem Befehl ward er blaß wie der Tod und ein kalter Schauer lief durch alle seine Adern. Die Prinzessin glaubte, ihr Vater wollte ihn fortschicken und war nicht weniger ängstlich als er. Als sie in den Garten gekommen waren, setzte sich Großherz in eine Laube nieder und redete den Schäfer mit diesen Worten an.

Mein Sohn, du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich dich erzogen habe. Ich habe dich als ein Geschenk angesehn, das die Götter mir machten, um in dir eine Stütze meines sinkenden Alters zu finden. Ich will dir noch einen Beweiß meiner Liebe geben, den größten der in meinen Kräften steht. Ich habe dich zum Mann für meine Tochter gewählt. Ich hatte sie im Schiffbruch verlohren; der Himmel giebt sie mir wieder; er will, daß sie die Deinige werde, und mein Herz stimmt in seinen Willen ein. Frage das Deinige, ob es mit diesem Vorschlage zufrieden ist.

Ach! mein Vater, rief der Prinz aus, der nicht wußte, ob er recht hörte, ist es wahr, was ich zu vernehmen glaubte? Bin ich der Glückliche, auf den Eure Wahl gefallen ist? oder wollt ihr blos die Empfindungen erforschen, die mein Herz gegen diese schöne Schäferin hegt?

Nein, mein Sohn, antwortete der König, in meinen Worten ist kein Betrug; Eure Hochzeit wird in wenigen Wochen gefeyert werden. Ihr überhäuft mich mit Wohlthaten, erwiederte der Prinz, indem er die Knie des Alten umfaßte; meine Worte sind nicht im Stande, meine Dankbarkeit auszudrücken. — Der

Kö-

König hub ihn auf, und umarmte ihn auf das zärtlichste.

Die Prinzessin schwebte unterdessen in der größten Angst, und ihre Unruhe trieb sie in den Garten, ihrem Vater und ihrem Liebhaber nach. Sie ward sie von ferne gewahr und verbarg sich hinter den Bäumen; aber als sie den Prinzen dem Könige zu Füßen fallen sah, glaubte sie, er flehe ihn um Mitleiden an, und ohne etwas weiteres abzuwarten, floh sie in das Dickicht des Waldes, von ihrer Verzweiflung getrieben, ohne die wilden Thiere zu fürchten, noch die Dornen zu fühlen, die ihre zarte Haut zerrizten. Das Echo wiederholte ihre traurigen Klagen, und sie schien den Tod zu suchen, während ihr Schäfer umherirrte, ihr die fröhliche Nachricht von seinem Glücke zu bringen.

Lange war er durch die Gebüsche gestrichen indem er immer ihren Nahmen rief, als er sie in einem Thale erblickte, von einer Schaar Jäger umgeben, die sich bemühten, sie hinter einen kleinen bucklichten Reuter auf das Pferd zu setzen. Sie bot ihre letzten Kräfte auf, ihnen zu widerstehn, sie rief mit lauter Stimme um Hülfe, und schon verzweifelte sie an der Rettung, als der Schäfer schneller als ein Pfeil herbeyschoß,

schoß, und von seiner Schleuder einen Stein auf den Räuber schleuderte, der ihn vom Pfere de warf und ihm eine große Wunde am Kopfe beybrachte.

Kärpchen sank ohnmächtig zur Erde, und nun begann ein neuer Kampf, indem der Prinz mit den Jägern handgemein ward. Er kämpfte wie ein Löwe, aber alle seine Mühe war umsonst. Er ward gefangen, und man würde ihn auf der Stelle ermordet haben, wenn nicht Prinz Großbuckel, — denn der verwundete Reiter war kein andrer als er — seinen Leuten ein Zeichen gegeben hätte, ihn für jezt zu schonen, um ihn wie er sagte, unter den schrecklichsten Martern umkommen zu lassen. — Sie banden ihn also mit starken Stricken, und an ihn fesselten sie die Prinzessin, so daß beyde sich sprechen konnten.

Nun machte man auch eine Trage, um den boshaften Großbuckel fortzuschaffen; und da alles fertig war, gieng die Reise fort, ohne daß jemand aus dem Dorfe etwas davon erfuhr, der den alten Großherz davon hätte benachrichtigen können. Man kann sich leicht die Unruhe vorstellen, in die er gerieth, als die Nacht hereinbrach und er seine Kinder nicht zurückkommen sah. Die Königin war nicht minder

bestürzt. Die folgenden Tage wurden mit vergeblichen Suchen und Nachforschen zugebracht.

Man muß wissen, daß der Prinz Großbuckel, Kärpchen noch nicht vergessen hatte; aber die Länge der Zeit hatte ihr Bild ein wenig in seinem Gedächtniß verwischt. Indeß erkannte er sie den Augenblick wieder, als er sie in dem Wald erblickte, wo sie in Schmerz versunken umherirrte, ohne zu sehn noch zu hören. Sie hatte den Nelkenstrauß nicht bey sich, und so erschien sie dem Prinzen, wie sie wirklich war.

So sind wir denn zu ewigen Mißgeschick verurtheilt, flüsterte der Schäfer seiner Schäferin zu: Ach! wir waren dem Augenblick so nah, der uns auf ewig vereinigen sollte! — Nun erzählte er ihr alles, was zwischen ihm und ihrem Vater vorgefallen war; und Kärpchen war dadurch nicht getröstet, ja ihr Schmerz ward nur noch heftiger, und sie machte sich Vorwürfe wegen des Unglücks, in das sie ihren Geliebten verwickelt sah.

Unter mannigfaltigen Gesprächen, deren einziger Innhalt die Liebe war, kamen sie bis an die Stadt, wo der gute alte Vater des boshaften Großbuckel regierte. Man brachte

ihm

ihm die Nachricht, daß sein Sohn von einem Hirten schwer verwundet worden, der seine Schäferin gegen ihn habe vertheidigen wollen. Der König erschrak über diese Nachricht, und befahl den Hirten ins Gefängniß zu werfen. Großbuckel verordnete, die Schäferin auf die nemliche Art zu behandeln; denn er war fest entschlossen, sie entweder zu heyrathen, oder sie unter den schrecklichsten Quaalen sterben zu lassen. Die beyden Verliebten waren nur durch eine Thüre von einander getrennt, durch deren Ritzen sie sich zuweilen sehn und sprechen konnten.

Die Vertrauten des Prinzen kamen alle Tage zu der Prinzessin, um sie mit einem nahen Tode zu bedrohen, wenn sie nicht ihr Leben auf die einzige mögliche Weise erkaufen wolle. Sie hörte diese Vorschläge mit Verachtung an, und sie versicherte ihren Geliebten zu wiederholtenmalen, daß sie sich durch keine Drohung und Gefahr zu einer Untreue bewegen lassen werde. Wir wollen wenigstens zusammen sterben, setzte sie hinzu, wenn wir nicht zusammen leben können.

Die Wunde des Prinzen hatte sich ein wenig gebessert und er beschloß sie und den Hirten seinem Zorne aufzuopfern. Der Tag der

Exekution war bestimmt; der König und alle Großen des Reichs waren zur Theilnahme an diesem Schauspiele eingeladen; der Prinz selbst erschien in einer Sänfte, um seine Augen an den Quaalen seiner Geliebten zu weiden. Der gute alte König wußte kein Wörtchen davon, daß Kärpchen seine Gefangene war; und als er sie erblickte, wie sie mit ihrer armen Gouvernante — denn auch diese hatte Großbuckel zum Tode verurtheilt — vorgeführt wurde, befahl er diese unschuldigen Schlachtopfer sogleich vor ihn auf die Terrasse zu bringen, wo er von seinen Höflingen umgeben saß.

Ehe noch die Prinzessin den Mund zu klagen öffnete, befahl der König ihre Ketten zu lösen. Dann warf er einen Blick auf den Schäfer, der neben ihr stand, und er fühlte sein Herz in seinem Innersten bewegt. Doch gab er sich Mühe, härter zu scheinen als er war. ¿Thörichter Jüngling, redete er ihn an, wie konntest du es wagen einen Prinzen anzugreifen und ihn an den Rand des Grabes zu bringen? — Großer König, antwortete der Schäfer, der sich durch den Anblick des ehrwürdigen Alten gestärkt fühlte, großer König, die Gefahr, in welcher ich diese schöne Prinzessin erblickte, war die Veranlassung meiner That. Euern Sohn hab' ich nicht gekannt,

¿ und

¿und wie hätte ich einen großen Prinzen einer so unwürdigen Handlung fähig glauben können?

Indem er so sprach, wurden seine Stimme und seine Bewegungen so lebhaft, daß sein nakter Arm und der Pfeil, der darauf sichtbar war, dem König in die Augen fiel. ¿Mein Gott, rief er aus, ist es Betrug, oder finde ich meinen verlohrnen Sohn wirklich wieder? Nein, du betrügst dich nicht, antwortete die Fee Amazone, aus den Wolken herab, wo sie auf einem geflügelten Zelter erschien; du betrügst dich nicht. Du siehst deinen Sohn, den sein Bruder dem Tode bestimmte, und den ein Adler in seinem Neste ernährte. Er wird die Stütze deines Alters seyn, er wird dir reichlich ersetzen, was du in jenem Ungeheuer verlierst. Bey diesen Worten stürzte sie auf den abscheulichen Großbuckel los, und durchbohrte ihn mit ihrer brennenden Lanze, die ihn augenblicklich zu Boden stürzte.

Nun trat sie auf die Terrasse, und übergab dem Prinzen eine Rüstung. Ich habe sie dir versprochen, sagte sie, du wirst unverwundbar seyn, dein Nahme und dein Ruhm werden bis an die Sterne fliegen. — In diesem Augenblick vernahm man die Musik von unzähligen

Trompeten und andern kriegerischen Instrumenten, welcher eine reizende Symphonie folgte, in der das Lob des Prinzen und der Prinzessin besungen wurde. Hierauf stieg die Amazone von ihrem Zelter ab und bat den König, Befehl zum Hochzeitsfeste zu geben, und zu gleicher Zeit schickte sie einen ihrer dienstbaren Geister zu dem Könige und der Königin, um an dem Fest der Prinzessin Theil zu nehmen. Sie erschienen kurz darauf. Welche Freude, als sie ihre geliebten Kinder wiedersahn! Welche Belohnung für ihre Mühe, ihren Kummer und ihre Thränen! Der Palast erschallte von dem Jauchzen der Menge, die an dem Schicksal dieser Familie Theil nahm. Nie waren Könige glücklicher gewesen als diese.

Die Fee Amazone ordnete alles an. Ein Wort von ihr wirkte mehr als tausend Hände. Die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeyert. Der König Großherz kehrte in seine Staaten zurück; und Kärpchen hatte das Vergnügen, ihren Gemahl mit sich in ihr Vaterland zu bringen. Den alten König verjüngte die Freude über einen so wohlgerathenen Sohn und er lebte noch mehrere Jahre in einer ungestörten Zufriedenheit.

LB Coburg

II.

Der Frosch
mit dem rothen Käppchen
oder
Geschichte der Prinzessin Muffette.

Es war einmal ein König, der einen langwierigen Krieg mit seinen Nachbarn führte. Nachdem mehrere Schlachten geliefert worden waren, belagerte der Feind die Hauptstadt. Dem König wurde für seine Gemahlin bange, die hoch schwanger war, und er bat sie, sich auf ein Schloß zu begeben, das er hatte befestigen lassen, und wo er nur ein einzigesmal in seinem Leben gewesen war. Die Königin suchte nun zwar ihren Gemahl durch Bitten und Thränen zu bewegen, sie bey sich zu behalten; aber er konnte sich nicht entschliessen, sie so vielen Gefahren auszusetzen. Sie stieg also unter tausend Thränen in ihren

Wagen, von der Leibwache des Königs begleitet, der ihr versprach, sie, so bald es möglich wäre, heimlich zu besuchen. Mit diesem Versprechen suchte er sie zu beruhigen; aber sein Ernst war es wohl schwerlich; denn das Schloß war weit entlegen, und von einem dicken Walde umgeben, so daß man den Weg sehr gut wissen mußte, um es zu finden.

Die Königin reißte also mit dem größten Widerwillen ab, und langte, nach mehrern Tagereisen, in dem Schlosse an. Als sie sich ein wenig erholt hatte, wünschte sie die umliegenden Gegenden zu sehn, aber sie fand nichts, was ihr Vergnügen machte; wohin sie ihre Augen warf, sah sie dunkle Wälder und traurige Einöden, die ihre Melancholie vermehrten. Sie seufzte nach ihrem vorigen Aufenthalt, und alle Gefahren einer Belagerung schienen ihr nichts zu seyn, in Vergleichung mit dem Verdruß, den ihr die Einsamkeit gab.

Alle Tage erhielt sie Briefe von ihrem Gemahl, der ihr die besten Nachrichten gab. Aber in der Entfernung von ihm fand sie keinen Trost, sie ward immer schwermüthiger und faßte endlich den festen Vorsatz, zu dem Könige zurückzukehren. Nun hatten aber alle ihre Bedienten den gemessensten Befehl, sie nicht eher zurück-

zus

zubringen, als bis es der König erlaubte. Sie ließ also gar nichts von ihrer Absicht merken, sondern befahl ihr einen kleinen einsitzigen Wagen zurechte zu machen, um, wie sie sagte, bisweilen auf die Jagd zu fahren. Sie lenkte den Wagen selbst, und folgte den Hunden mit so groser Geschwindigkeit, daß die Jäger ihr niemals nachkommen konnten. Auf diese Weise hofte sie der Aufsicht ihrer Begleiter zu entgehen. Nur eine Schwierigkeit war noch übrig; sie wußte den Weg nicht durch den Wald; indeß hofte sie, die Götter würden ihr ja wohl beystehn und sie in den Hafen, nach dem sie verlangte, führen. Nachdem sie ihnen also einige kleine Opfer dargebracht hatte, befahl sie, eine groſse Jagd anzustellen, und alles dabey zu versammeln, so daß man den ganzen Wald umzingeln konnte, ohne daß etwas entwischte. Ihr Befehl ward befolgt. Jedermann vertheilte sich durch das Gebüsch, und auch die Königin, voll Hofnung ihren Gemahl im kurzen wiederzusehn, nahm einen eignen Weg. Sie hatte sich auf das herrlichste geschmückt; wer sie sah, vergaß, daß sie eine Sterbliche war, und verglich sie mit der Göttin der Wälder.

Als sie jedermann mit der Jagd beschäftigt sah, ließ sie ihren Pferden den Zügel schieſsen, und hieb sie an. Sie gingen eine Zeitlang

rasch einher, aber bald nahmen sie die Stange zwischen die Zähne, sezten sich in Gallop, und gingen durch. Die Königin gerieth in die größte Angst. ¿Ach! fing sie an, was hab' ich unternommen? Diese schwachen Hände sind nicht vermögend diese unbändigen Thiere zu lenken. Ach! wenn der König es wüßte, daß ich seine zärtliche Fürsorge auf diese Weise belohne! daß ich mich und das unschuldige Kind, das ich in meinem Schooße trage, den größten Gefahren aussetze! Wie reut mich nun meine Unbesonnenheit! ¿Was wird aus mir werden? — So sprach die erschrockene Königin zu sich selbst, und die Luft tönte von ihren Klagen wieder. Sie rief Götter und Feen zu Hülfe; aber Götter und Feen schienen sie zu verlassen. Endlich fiel der Wagen um; die Königin klemmte den Fuß zwischen dem Rade und der Achse; und es bedurfte nicht viel weniger als ein Wunder, um sie aus dieser Gefahr zu retten.

Die Pferde schleppten den Wagen fort, und die Königin blieb ohnmächtig liegen, ihr ganzes Gesicht war mit Blute befleckt. Lange Zeit hatte sie in diesem Zustande zugebracht; als sie endlich die Augen aufschlug, und eine Frau in riesenmäßiger Größe neben sich stehn sah, die blos mit einer Löwenhaut bedeckt war. Ihre Arme und Beine waren nackt, ihre Haare mit einer

troknen Schlangenhaut gebunden, deren Kopf auf ihre Schultern fiel, eine steinerne Keule in der Hand, und einen Köcher mit Pfeilen an ihrer Seite. Als die Konigin diese schreckliche Figur neben sich sah, glaubte sie steif und fest todt zu seyn, und sagte ganz sachte: Ich wundre mich nicht mehr, daß man so ungern stirbt. Was man in der andern Welt sieht, ist fürwahr nicht einladend. — Die Riesin hörte dieß, und konnte sich nicht enthalten, über den Irthum der Königin laut zu lachen. Sey klug, hub sie an, und siehe, daß Du noch lebst. Aber wisse zu gleicher Zeit, daß Dir Dein Leben wenig helfen wird. Ich bin die Fee Lionne und wohne hier ganz in der Nähe; Du wirst Dir gefallen lassen, zu mir zu ziehn. Die Königin blickte sie traurig an, und sagte zu ihr: Fee Lionne, wenn Sie mich in mein Schloß zurückbringen wollen, so können Sie von meinem Gemahl was Sie wollen zum Lösegeld fordern, und er wird es Ihnen mit Freuden zugestehn. Ja gewiß; er würde die Hälfte seines Königreichs daran setzen, um mich zu retten. — Nein, nein, erwiederte die Fee, ich bin reich genug, und mich gelüstet nicht nach Deinem Königreich. Aber zu Hause hab' ich Langeweile wenn ich alleine bin, und vielleicht kannst Du mir die Zeit vertreiben helfen. — Bey diesen Worte nahm sie die Gestalt einer Löwin an, sezte die Königin

auf

auf ihren Rücken, und trug sie in eine schreckliche Höhle, die ihr zur Wohnung diente. Sobald sie hier angekommen war, strich sie ihre Wunden mit einer heilsamen Salbe, worauf sie sich augenblicklich schlossen.

Die Königin wurde vom Schmerz fast erdrückt, da sie sich in diesem schrecklichen Aufenthalt sah. Zehntausend Stufen führten hier bis in den Mittelpunkt der Erde hinab; kein Strahl der Sonne drang in diese Tiefen ein, die von dem bloßen Licht großer Lampen erleuchtet wurden. Von allen Seiten umgaben gräßliche Ungeheuer die Königin; allenthalben ertönten die Stimmen der Uhu und Eulen, die sich mit dem dumpfen Gemurmel eines Baches mischten, der aus einem Felsen hervor schlich. Die Bäume standen kahl, ohne Blätter und Früchte; die Erde war mit Dornen und Disteln bedeckt.

Sobald die Königin im Stande war zu arbeiten, sagte ihr die Fee, sie müßte sich eine Hütte bauen, weil sie ihre ganze Lebenszeit mit ihr zubringen würde. Als sie dieß hörte, stürzten ihr die hellen Thränen aus den Augen. Was hab' ich Ihnen gethan, rief sie aus, daß Sie mich hier einkerkern wollen? Wenn Ihnen das Ende meines traurigen Lebens Vergnügen macht,

wohls

wohlan, so tödten sie mich, dieß ist die einzige Wohlthat, die ich von Ihnen erwarte; aber verurtheilen Sie mich nicht, zu einer Entfernung von meinem Gemahl, die mir schrecklicher ist als der Tod. — Die Fee lachte über ihren Kummer und befahl ihr, stille zu seyn, und nicht zu weinen, wenn sie ihre Gnade haben wollte. Suche Dich mir gefällig zu machen, sezte sie hinzu, oder es wird Dir nicht gut gehn. — ¿Was muß ich denn thun, erwiederte die Königin, um Ihr Herz zu rühren? Das will ich dir sagen, versezte die Fee, ich bin eine ausserordentliche Freundin von Fliegen-Pasteten; da kannst du Dich sehr in meine Gunst setzen, wenn Du mir eine machst, die recht groß und schön ist. — Aber, mein Gott, erwiederte die Königin, ich sehe hier nirgends eine Fliege sitzen; und wenn auch welche da wären, wie soll ich sie denn fangen; es ist ja so dunkel, daß man nicht das mindeste erkennen kann. Ueber dieß hab' ich auch in meinem Leben keine Pasteten gebacken, und Sie verlangen also etwas ganz unmögliches von mir. — Was kümmert mich das, erwiederte die Fee; genug, ich will eine Fliegen-Pastete.

Die Königin schwieg stille. Sie hatte nur Ein Leben zu verliehren, das ihr bey diesen Umständen sehr wenig werth war. Anstatt also auf

die

die Fliegenjagd zu gehn, sezte sie sich auf einen Taxusstrauch, weinte und sagte: ach! mein geliebter Gemahl, wie groß wird Dein Schmerz seyn; wenn Du mich suchest und nicht mehr findest! Du wirst mich für todt oder ungetreu halten! vielleicht wirst Du dann einer andern Dein Herz schenken, das mir angehörte; und mein einziger Trost wird seyn, daß ich in diesem schrecklichen Grabe mein Unglück nicht erfahren werde.

So sprach sie, und sie würde noch mehr gesagt haben, wenn sie nicht das traurige Krächzen eines Raben über ihrem Haupte unterbrochen hätte. Sie schlug die Augen auf und sah in der That einen großen Raben, der einen Frosch in den Krallen hielt, und eben im Begriff war, ihn zu verschlingen. Bey diesem Anblick fühlte die Königin eine Regung des Mitleids. Sie ergriff den ersten besten Stock und schlug nach dem Raben, der seine Beute fahren ließ. Der Frosch fiel auf die Erde und blieb einige Zeit ohne Bewußtseyn; endlich kam er wieder zu sich selbst, und sah die Königin dankbarlich an. Schöne Königin, sprach er, Du bist die einzige mitleidige Person, die ich in dieser ganzen Gegend gefunden habe, seitdem ich aus Neugierde diese unterirdischen Gefilde durchirre. — ¿Wie? rief die Königin, ein sprechender Frosch! ¿Wie in

aller

aller Welt kömmst du zu der menschlichen Sprache, und wer sind die Personen von denen du redest? Ich habe ja noch keine Seele hier gesehn. — Alle die Ungeheuer, erwiederte der Frosch, mit denen diese Sümpfe bedeckt sind, waren einst Bewohner der Oberwelt. Einige saßen auf dem Thron; andre standen dem Throne nah; du siehst hier Minister und Maitressen grosser Könige, die den Schweiß ihrer Unterthanen verzehrten. Diese sind insgesammt in Blutigel verwandelt, und das Schicksal hat sie auf eine Zeitlang hierher gebannt; aber da ist keiner der sich hier besserte, um vollkommener zurückzukehren. — Das kann ich wohl glauben, antwortete die Königin; es wäre ein Wunder, wenn sie nicht noch schlimmer würden, als sie zuvor waren. — Aber wie kömmst du denn hieher? — Die Neugierde hat mich hergetrieben, versezte der Frosch. Ich bin eine Art von Fee; aber meine Macht ist in manchen Stücken eben so eingeschränkt, wie sie in andern ausgedehnt ist. Wenn die Fee Lionne wüßte, daß ich in ihren Staaten bin, so würde dieß der lezte Tag meines Lebens seyn.

Aber mein Gott, sagte die Königin, wie ist es nur in aller Welt möglich, daß, wenn du eine Art von Fee bist, ein Rabe dich fressen wollte? — Du wirst dieses Räthsel den Augenblick begreifen,

erwies

erwiederte der Frosch, wenn ich Dir sage, daß alle meine Gewalt in einem kleinem Rosenkäppchen besteht, das mich gegen jede Gefahr sichert, so lange ich es auf dem Kopfe trage. Nun hatte ich dieses Käppchen unglücklicherweise in dem Sumpfe gelassen, als dieser Rabe auf mich stieß. Ich gestehe Dir, daß ich ohne Deine Hülfe verlohren gewesen wäre. Wenn ich daher etwas thun kann, Dein Schicksal zu erleichtern, so darfst Du nur befehlen, ich will Dir in allem beystehn. — Ach! meine Liebe Freundin, antwortete die Königin, die böse Fee, die mich gefangen hält, will mit aller Gewalt eine Fliegen-Pastete essen, und gleichwohl giebt es hier keine Fliegen; ja, wenn es auch welche gäbe, so ist es doch unmöglich, sie in der Dunkelheit zu fangen. — Sey nur getrost, versezte der Frosch, eh' lang vergeht, sollst Du Fliegen in Menge haben. — Hierauf rieb er sich mit Zucker, und mehr als sechstausend andre Frösche von seiner Bekanntschaft thaten dasselbe, und begaben sich denn zusammen an einen Ort, wo die boshafte Fee ein ganzes Magazin Fliegen angelegt hatte, um einige unglückliche Schlachtopfer ihrer Rache zu quälen. Sobald sie den Zucker merkten, sezten sie sich auf die Frösche, die nun in vollem Gallop zur Königin zurückkehrten. Nirgends in der Welt sind so viel Fliegen gefangen, und nie eine bessere Flie-

gen-Pastete gemacht worden, als die Pastete, die die Königin für die Fee verfertigte. Die Fee war ganz erstaunt, als sie dieses schmackhafte Gerichte bekam, und konnte nicht begreifen, wie die Königin diese ungeheure Menge von Fliegen hätte fangen können.

Die Königin, die den ganzen Tag über der rauhen und verpesteten Luft ausgesetzt war, fieng nun auch an, einige Cypreßen zu hauen, um sich eine Wohnung zurechte zu machen. Der Frosch bot ihr auch dießmal seine Hülfe an; und er mit seiner ganzen Gesellschaft halfen der Königin ein Haus bauen, das allerliebst eingerichtet war. Aber kaum hatte sie sich zur Ruhe gelegt, als die Ungeheuer, die in den Sümpfen wohnten, dieselben verliessen und das Haus der Königin mit schrecklichem Geheul umringten. Sie stand bestürzt auf und entfloh; und das war den Ungeheuern eben recht. Ein Drache, der ehemals Tyrann eines blühenden Königreichs gewesen war, nahm sogleich Besitz von dem Hause.

Die arme Königin wollte sich über diese Ungerechtigkeit beklagen, aber die Ungeheuer höhnten sie aus und die Fee Lionne schwur ihr hoch und heilig, daß wenn sie ihr die Ohren noch einmal vollwinselte, so sollte sie für Schläge

nicht zu sorgen haben. Sie mußte sich also darein ergeben und schweigen; und es war niemand, dem sie ihr Leid klagen konnte, als der Frosch, der in der That das beste Herz von der Welt hatte. Er weinte die bittersten Thränen über das Schicksal seiner armen Freundin und beschloß ihr ein neues Haus zu bauen, es möchte kosten was es wollte. Auf der Stelle wurde nun das Holz gefällt, und der kleine Palast stand in so kurzer Zeit fertig da, daß ihn die Königin noch in derselben Nacht beziehen konnte.

Der Frosch that noch mehr. Da er sah, daß die arme Königin auf der bloßen Erde schlafen mußte, machte er ihr ein Bett von Melißen und Thymian. Die boshafte Fee bekam Nachricht davon. Sie lies sie kommen. Bekenne mir, redete sie dieselbe an, wer die Menschen oder Götter sind, die dir beystehn. Nie hat dieses Land, welches ein ewiger Regen von Feuer und Schwefel benezt, etwas anders als Dornen und Disteln erzeugt; gleichwohl erfahre ich daß duftende Kräuter unter deinen Fußtritten aufsprießen. Ich weiß nicht, wie das kömmt, antwortete die Königin. Aber ich schreibe die Ursache davon dem Kinde zu, das ich in meinem Schooße trage, und das vielleicht einst weniger unglücklich seyn wird als ich.

Ich

Ich bekomme Lust, hub die Fee an, einen Strauß von den seltensten Blumen zu haben. Sieh zu, ob das gute Gestirn deines Kindes dir welche verschaft. Wo nicht, so hast du nicht für Schläge zu sorgen. Du kannst so dem Himmel danken, daß du meine schwere Hand noch nicht gefühlt hast. — Die Königin weinte, denn sie wußte nicht, wo sie Blumen hernehmen sollte; und mit nassen Augen kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Der Frosch blieb nicht lange aus. ¿Warum bist du denn so betrübt? fieng er an. — Ach! meine liebe Freundin, antwortete die Königin, wer sollte auch nicht betrübt seyn? Die Fee will einen Strauß von den seltensten Blumen; und wo soll ich die in aller Welt finden? Du weißt, daß in dieser ganzen Gegend keine einzige blüht. Gleichwohl steht mein Leben in Gefahr, wenn ich ihr Verlangen nicht befriedige. — Laß dir darum nicht bange seyn, schöne Königin, erwiederte der Frosch. Ich will versuchen, dich aus deiner Verlegenheit zu ziehn. Ich kenne eine Fledermaus, die mir ein gutes Herz zu haben scheint; der will ich mein Rosenkäppchen geben, und ich hoffe, daß sie Blumen finden soll. Die Königin dankte ihrer Freundin auf das zärtlichste für alle diese Liebe und Güte.

Der Frosch nahm sogleich Abrede mit der Fledermaus; diese flog fort und kam nach Verauf weniger Stunden mit den schönsten Blumen zurück. Die Königin brachte sie auf der Stelle ihrer Gebieterin, die sie mit der größten Verwunderung nahm, weil sie gar nicht begreifen konnte wie sie zu diesen Blumen gekommen wäre.

Die Königin sann indeß Tag und Nacht auf Mittel zur Flucht. Sie theilte ihren Wunsch dem Froschе mit, der sogleich sein Käppchen um Rath fragte. Er sezte nemlich das Käppchen auf einen Strohhalm, verbrannte von demselben einige Wachholderbeere, einige Kapern, und zwey grüne Erbsen, quakte fünfmal mit großer Feyerlichkeit; und nachdem dieß alles geschehn war, sezte er das Käppchen auf und fing an, wie ein Orakel zu sprechen.

Das mit eisernem Zügel die Welten regieret, das
Schicksal,
hat dir aus diesen Gefilden den Ausgang verweigert.
Ein Mädchen
schöner als die Mutter der Liebesgötter entwindet
sich deinem Schoos; das übrige hüllt das Verhängniß in Dunkel.
Aber wisse, die Zeit wird deine Leiden vermindern.

Die Königin schlug die Augen zur Erde, und einige Thränen entfielen ihr; aber sie faßte den Entschluß, ihrer Freundin zu folgen. Wenn Du mich nur nicht verläßt, sagte sie zu dem Frosche. Stehe mir bey meiner Niederkunft bey, weil ich doch einmal verdammt bin, meine Wochen hier zu halten. — Der Frosch versprach alles und tröstete sie, so gut er konnte.

Doch es ist Zeit, uns nach dem Könige umzusehn. Während seine Hauptstadt belagert wurde, war es ihm nicht immer möglich, Couriere an die Königin zu schicken; indeß war er so glücklich, die Feinde endlich zu schlagen und sie zum Rückzug zu zwingen. Nun hofte er endlich, seine geliebte Gemahlin wieder zu sehn, und er beschloß ernstlich sie wieder zu holen. Noch wußte er von seinem Unstern nichts; denn von allen seinen Bedienten hatte keiner es gewagt, ihm die traurige Bothschaft zu bringen. Sie hatten den zerbrochnen Wagen im Gebüsch gefunden, und einen Theil ihrer Kleider; sie hatten also ganz gewiß geglaubt, sie sey todt, und von reissenden Thieren gefressen worden. Jezt beschlossen sie endlich, dem Könige zu sagen, sie sey an einem Schlagfluß gestorben. Man denke sich das Schrecken und den Schmerz des zärtlichen Gemahls, der sich schon auf die Umarmungen seiner geliebten Gat-

tin freut. Er glaubte zu sterben als er die schreckliche Nachricht vernahm.

Nachdem er einige Tage in der Einsamkeit unter weinen und seufzen zugebracht hatte, kehrte er in seine Residenz zurück. Alle Abgesandten der benachbarten Könige condolirten ihm; und als diese Ceremonien vorbey waren, wendete er alle seine Bemühungen darauf, die Spuren des Kriegs in seinem Lande zu verwischen, den Ackerbau zu befördern und den Handel blühend zu machen.

Die Königin erfuhr natürlicherweise von alle dem nichts. Die Zeit ihrer Niederkunft kam herbey; sie brachte glücklich eine Prinzessin zur Welt, die noch schöner war, als der Frosch geweissagt hatte. Sie nannten sie Muffette: aber die Königin erlangte mit vieler Mühe die Erlaubniß, sie zu erziehn, denn Lionne hatte große Lust, sie zu fressen.

Muffette war nun schon ein halbes Jahr alt, und die Königin sagte immer zu ihr: Ach! wenn Dich Dein Vater zu Gesicht bekäme, wie würde er sich freun, wie lieb würde er Dich haben! aber ach! vielleicht hat er mich schon vergessen, vielleicht hat schon eine andre von seinem Herzen Besitz genommen.

Diese traurigen Betrachtungen kosteten ihr viele Thänen, und der Frosch weinete gemeiniglich mit, wenn er sie so niedergeschlagen sah. Eines Tags, da sie auch recht herzlich betrübt war, sagte er zu ihr: Es thut mir gar zu weh, wenn ich Dich weinen sehe; und wenn du es gerne siehst, so will ich Deinen Gemahl aufsuchen. Die Reise ist zwar weit, und ich gehe langsam; indeßen hoff ich doch über lang oder kurz anzukommen. — Die Königin nahm diesen Vorschlag mit der größten Freude an, und dankte dem Frosch auf das verbindlichste. Der König ist nicht undankbar, sagte sie; aber ach! was wird es ihm helfen, wenn er meinen traurigen Aufenthalt erfährt? Wird es ihm möglich seyn, mich zu retten? — Ueberlaß den Göttern diese Sorge, versezte der Frosch. Wir wollen von unserer Seite so viel thun, als in unsern Kräften steht.

Sie nahmen Abschied von einander. Die Königin schrieb ihrem Gemahl mit ihrem eignen Blute auf ein Stückchen Leinwand, denn sie hatte weder Dinte noch Papier. Sie bat ihn, dem Frosch in allen Stücken Glauben beyzumeßen, der ihn von allen ihren Schicksalen unterrichten würde.

Ein Jahr und vier Tage brauchte der Frosch, um die zehntausend Stufen zu steigen, die aus den Gefilden der Nacht, wo er die Königin zurückließ, bis auf die Erde führten. Dann brauchte er wieder ein Jahr, um seine Equipage zurechte machen zu lassen, denn er schämte sich an einem großen Hofe, wie ein gemeiner Frosch zu erscheinen. Eine prächtige Sänfte wurde angeschaft, auswendig mit Schildplatt bedeckt, inwendig mit Eydechsenhaut gefüttert. Diese bestieg er, und funfzig Begleiterinnen folgten ihm, auf Schnecken reitend, nach. Voraus giengen einige Wasserratten, welche die Leibwache vorstellten. Alles war auf das schönste und niedlichste zurechtgemacht; der Frosch zog einher wie eine Königin, und auf den Wiesen und an den Sümpfen blieben alle Frösche stehn, und sahn dem bewundernswürdigen Zug mit Erstaunen nach.

Die Reise dauerte sieben Jahre; eine schreckliche Zeit für die arme Königin, welche unendlich viel von ihrer Feindin zu leiden hatte. Nichts hielt sie aufrecht als die schöne Muffette, ohne die sie tausendmal gestorben wäre. Muffette ward mit jedem Tage liebenswürdiger; und was sie sagte, entzückte ihre Mutter. Ihre Gutmüthigkeit, ihre Geduld und Sanftmuth zähmten selbst die Wildheit der Fee Lionne; die im sechs-

sten Jahre, nachdem die Königin in ihre Hände gefallen war, den Entschluß faßte, sie mit auf die Jagd zu nehmen; jedoch unter der Bedingung, daß sie nichts von dem was sie erlegte, für sich behielte.

Welche Freude für die Königin, als sie nach so langer Zeit das Tageslicht wieder sah! Für Muffetten war alles was sie hier oben erblickte, ein Gegenstand des Interesse und der Bewunderung. Die Jagd war glücklich; und das sechsjährige Kind führte den Bogen mit solcher Geschicklichkeit, daß kein Wild, worauf sie zielte, ihren Pfeilen entgieng. Die Fee sah, daß ihr Muffette nüzlich war, und dieß machte sie ein wenig zahmer.

Tag und Nacht reiste der Frosch unterdessen über Berg und Thal, durch Seen und Flüsse, bis er endlich in die Nähe der Hauptstadt kam. Hier schien jedermann zur Freude gestimmt; allenthalben sah man Truppen tanzender Jünglinge und Mädchen; die Häuser waren mit Blumenkränzen behangen, die Strassen mit Blumen bestreut. Die ganze Stadt schien Ein grosses Fest zu feyern. Die Equipage des Frosches zog bald aller Augen auf sich. Jedermann folgte ihr nach; und das Gewühl wurde so groß, daß sie kaum an den Palast des Königs gelangen

konnte. Hier schien der Mittelpunkt des Festes zu seyn, und dieses war kein anderes, als die Vermählungsfeyer des Königes.

Neun Jahre hatte er als Wittber gelebt, und seine Unterthanen sahn mit Bekümmerniß, daß er daran nicht dachte, ihnen einen Nachfolger, und Erben seiner Tugenden zu geben. Endlich erreichten ihre Wünsche sein Ohr, und er war eben im Begriff, eine Prinzeßin zu heyrathen, die zwar weniger schön war, als seine erste Gemahlin, aber doch sehr viel Reize und Anmuth besaß.

Der gute Frosch stieg aus seiner Sänfte aus und begab sich mit seinem ganzen Gefolge in das königliche Gemach. Der König und seine Braut hatten schon Nachricht von dem Zuge bekommen, und erwarteten den Ausgang dieses Abentheuers mit der größten Begierde. Jezt trat der Frosch vor ihn hin und hub also zu reden an:

Ich weiß nicht, o König, ob die Nachricht die ich bringe, dir Freude oder Verdruß verursachen wird; du bist im Begriff eine Untreue an deiner Gemahlin zu begehn, indem du dein Bette mit einer andern theilst. — Das Andenken meiner vorigen Gemahlin wird mir ewig theuer seyn, antwortete der König mit Thrä-

nen in den Augen, aber die Könige sind nicht immer Herrn ihrer Handlungen. Meine Unterthanen dringen in mich; die Wohlfarth meines Reichs erheischt einen Nachfolger; darum habe ich meine Augen auf diese reizende Prinzessin geworfen. — Ich rathe Dir nicht sie zu heyrathen, fiel der Frosch ihm ins Wort. Du weißt, daß die Polygamie verboten ist; und deine erste Gemahlin ist nicht todt, wie du fälschlich glaubst. Siehe hier diesen Brief, der mit ihrem Blute geschrieben ist, und dich von der Wahrheit meiner Versicherung überzeugen kann. Sie ist von einer Prinzessin entbunden worden, die sie Muffette genannt hat, und die selbst ihre Mutter an Schönheit und Reiz übertrift.

Der König ergriff den Brief seiner Gemahlin, küßte und benezte ihn mit seinen Thränen. Er zeigte ihn der ganzen Versammlung, versicherte die Züge der Königin zu erkennen, und fragte nun den Frosch nach allen Umständen aus. Jeder neue Umstand, den er vernahm, vermehrte seine Freude und seinen Schmerz. Aber seine Braut und die Abgesandten seines Schwiegervaters sahen sauer zu dieser Verhandlung, und wurden über das lange Fragen ganz ungeduldig. ¿Wie ist es nur möglich, sagte der eine von ihnen, daß Ihre Majestät daran denken kön-

können, auf die Versicherung einer so elenden Kröte einen so feyerlich geschloßnen Contrakt zu brechen? — Mein Herr Ambaßadeur, versetzte der Frosch, wissen sie, daß ich keine elende Kröte bin, und weil sie mich zwingen, meine Gewalt zu zeigen, wohlan, ihr Feen, so erscheint, und laßt meine Macht ihm fühlen. Bey diesen Worten zeigten sich die Frösche, Ratten, Eidechsen und Schnecken, in einem ganz andern Lichte. Sie blieben zwar, was sie waren, aber ihre Taille wurde majestätisch und groß, ihre Augen funkelten wie die Sterne, ihre Mienen waren angenehm und sanft. Auf ihren Häuptern funkelten goldne Kronen; von ihren Schultern floßen Mäntel von Hermelin, die von Zwergen getragen wurden. Zu gleicher Zeit erschallten Trompeten, Zymbeln und Trommeln, und der ganze Feenschwarm fieng einen Tanz an, der dem Tanze des Dädalus glich. Mit Erstaunen und Bewunderung sahen der König und seine Braut den leichten Sprüngen dieser seltsamen Tänzer zu, die sich in einem Nu in Jasminen, Veilchen, Rosen und Narzissen verwandelten, und immer fortfuhren zu tanzen wie zuvor.

Einen Augenblick darauf verschwanden die Blumen; an ihre Stelle erhuben sich eine Menge Wasserstrahlen, die in einen breiten Canal

fie-

fielen, der sich an dem Fuße des Schlosses bildete, und mit einemmal mit goldnen Kähnen und Galeeren bedeckt erschien. Die Prinzessin bekam Lust zu einer Wasserfahrt und bat die Gesandten, sie zu begleiten. Sie folgten ihr mit Vergnügen; denn sie hielten dieß alles für eine bloße Kurzweil, die mit einer fröhlichen Hochzeit endigen würde.

Kaum aber hatten sie die Galeere bestiegen, als Fahrzeug, Fontainen und Fluß verschwand und nichts als Frösche an ihrer Stelle erschienen. Der König fragte nach der Prinzessin; aber der Frosch antwortete: Ihre Majestät können in keiner andern Ehe leben als mit ihrer rechtmäßigen Gemahlin. Ich bin eine gute Freundin von ihr, sonst würde ich mich in den ganzen Handel nicht eingelassen haben. Wir dürfen keinen Augenblick versäumen, die Königin und ihre reizende Tochter zu befreyen. Ich muß dir gestehen, antwortete der König, daß wenn ich von dem Leben meiner Gemahlin überzeugt wäre, ich alles aufbieten würde sie wieder zu erhalten. — Ich sollte meynen, erwiederte der Frosch, daß nach den Wundern, die ich in deiner Gegenwart verrichtet habe, alle Zweifel an der Wahrheit meiner Nachrichten übel angebracht wären. Folge mir und reise ab, hier hast du einen Ring, der dir Mittel

tel verschaffen wird, die Königin zu sehen, und mit der Fee Lionne zu sprechen.

Der König war leicht zu bereden. Seine alte Leidenschaft für seine Gemahlin erwachte, und an seine Braut dachte er schon nicht mehr. Er beschenkte den Frosch, der ihm Muth einsprach, sich durch die Schwierigkeiten nicht abhalten zu lassen, die sich seinem Unternehmen wiedersetzen würden; und machte sich auf die Reise.

Niemand begleitete den König; er wollte bloß unter dem Schutze des Ringes reisen, den der Frosch ihm gegeben hatte. Von diesem geleitet, kam er in einen Wald, wo die Fee Lionne, in Gesellschaft der Königin und ihrer Tochter jagte. Wie ein Pfeil, der von der Sehne abgeschnellt worden, flogen sie vor ihm vorbey. Er ward nicht bemerkt, und ihm war es unmöglich, ihnen nachzueilen; denn in demselben Augenblick waren sie verschwunden.

Er hatte seine Gemahlin erkannt. Alle ihre Leiden hatten ihre Schönheit nicht vermindert; sie schien ihm liebenswürdiger als je. Das ganze Feuer seiner Leidenschaft erwachte; und er beschloß, eher umzukommen,

men, als den Plan ihrer Befreyung aufzugeben.

Der Ring führte ihn nun in die dunkle Wohnung der Königin hinab. Er erstaunte über die Menge der Stufen, die ihn in das Eingeweide der Erde führten, aber noch weit mehr erstaunte er über das, was er in diesen unterirdischen Gegenden sah. Die Fee Lionne hatte den Tag und die Stunde seiner Ankunft lange vorher gewußt; sie hatte alles gethan, um den Willen des Schicksals rückgängig zu machen; da aber dieß unmöglich war, so beschloß sie, seine Macht wenigstens aus allen Kräften zu bekämpfen.

Zuerst baute sie also auf einen Teich von Queckfilber einen crystallnen Palast, mit dem die Wellen, wie mit einem Fahrzeuge spielten. Hier schloß sie die arme Königin mit ihrer Tochter ein. Dann wendete sie sich an die Ungeheuer, welche diese Gegenden bewohnten, und insgesammt sterblich in die schöne Muffette verliebt waren. Ihr werdet diese schöne Prinzessin verliehren, sagte sie zu ihnen, wenn ihr nicht gemeine Sache mit mir macht, um sie gegen einen Ritter zu vertheidigen, der sie uns entführen will. — Die Ungeheuer versprachen, sie aus allen Kräften zu schüzen; sie

umringten den crystallnen Palast; die leichtesten schwangen sich auf das Dach und auf die Mauern; andere postirten sich an die Thüre; die übrigen nahmen ihren Platz auf dem See.

Der König, der in allen Stücken der Leitung seines treuen Rings folgte, gelangte zuerst in die Höhle der Fee. Diese erwartete ihn in der Gestalt einer Löwin, und er hatte kaum den Fuß in ihre Wohnung gesetzt, als sie auf ihn einsprang. Der König blieb in seiner Fassung, griff nach dem Schwerd, und hieb ihr mit der größten Kaltblütigkeit die Pfote ab, die sie nach ihm ausstreckte. Sie stieß ein schreckliches Geschrey aus, und fiel zur Erde; er trat auf sie zu, setzte ihr den Fuß auf die Kehle, und schwur sie zu tödten. Die Fee erschrak. ¿Was willst du von mir, sagte sie zu ihm, was verlangst Du? — Strafe und Rache für deine Bosheit, antwortete der König. Du hast mir meine Gemahlin entführt, und ich erwürge Dich mit meinen Händen, wenn ich sie nicht sogleich wieder bekomme. — ¿Deine Gemahlin? versetzte die Fee; richte Deine Augen auf jenen Teich, und siehe, ob sie in meiner Gewalt ist? Der König sahe sich bey diesen Worten um, und erblickte den Teich, und auf demselben das crystallene Schloß, das

wie eine Galleere schwamm, und in dem Schlosse seine Gemahlin und Tochter.

Er meynte vor Schmerz und Freude zu sterben; er rief sie aus allen Kräften; sie hörten ihn, aber da war kein Mittel, näher zusammenzukommen. Während der König um den Teich herumgieng, und einen Weg zu dem Palaste suchte, war die Fee Lionne verschwunden; aber der Zauber blieb in seiner ganzen Kraft. Der Palast entfernte sich immer weiter von dem Könige, und wenn er ihn an einem Ufer erreicht zu haben glaubte, segelte er mit unglaublicher Geschwindigkeit an die gegenüberliegende Seite. Die Königin rief ihrem Gemahle zu und munterte ihn auf, den Muth nicht zu verlieren; die Fee will dich müde machen, aber die wahre Liebe wird durch keine Schwierigkeiten zurückgeschreckt. Als er diesen Zuruf hörte, und die bittende Stellung der Königin und seiner Tochter sah, die ihre Arme nach ihm ausstreckten, erhob er seine Stimme, und schwur bey dem Styx und dem Acheron, lieber den Rest seines Lebens in diesen traurigen Gegenden zuzubringen, als ohne sie, an das Tageslicht zurückzukehren.

In der That ward auch seine Beharrlichkeit auf die größten Proben gesetzt. Sein Bett

war die mit Dornen und Disteln bedeckte Erde, seine Nahrung waren wilde Früchte, und bey jedem Schritt hatte er mit den Ungeheuern zu kämpfen, die den crystallnen Palast bewachten.

So verflossen drey Jahre, ehe der König die mindeste Hoffnung bekam, sein Abentheuer glücklich zu endigen. Bisweilen war er der Verzweiflung nah. Hundertmal war er im Begriff, sich in den See zu stürzen, wenn er hätte hoffen können, auf diese Weise, der Gefangenschaft seiner Gemahlin und Tochter ein Ende zu machen. Eines Tags, als er, wie gewöhnlich, um den See herumlief, rief ihn ein scheußlicher Drache und sagte zu ihm: wenn du mir bey deiner Krone und deinem Zepter, bey deiner Gemahlin und deiner Tochter schwören willst, mir etwas zu fressen zu geben, wornach ich sehr lüstern bin, und was ich fordern darf, wenn ich Lust dazu habe; so will ich dich auf meine Flügel nehmen, und dich allen den Ungeheuern zum Trotz, die diesen Teich bewachen, in das Schloß bringen, und ich versspreche dir, die Königin und ihre Prinzessin unfehlbar daraus zu retten.

Liebster Drache, Drache meines Lebens, rief der König aus, ich schwöre bey allem was

mir

mir heilig ist, Dich und deine ganze Sippschaft nach Herzenslust zu füttern, und Dir Zeit meines ganzen Lebens zu Dienst und Willen zu seyn. — Ich bitte dich, erwiederte der Drache, mache dich zu nichts anheischig, was du nicht Lust hast zu halten; es könnte großes Unglück daraus entstehen das du so lange du lebst nicht vergessen würdest. — Der König starb beynahe für Ungedult bey diesen Einwendungen, und wiederholte sein Versprechen auf das feyerlichste. Er bestieg also den Rücken des Drachen, und erhob sich mit ihm in die Luft. Kaum sahen die Ungeheuer des Sees dieß Unternehmen, als sie insgesammt in den größten Aufruhr geriethen, und sich ihm entgegen stellten. Es kam zum Gefecht; allenthalben hörte man das Zischen der Schlangen, und das Geschrey der Uhu und Eulen. Fürchterliche Blize durchkreuzten die Luft; ein Feuerregen schien auf den König herabzuträufeln. Endlich kömmt er bey dem Schlosse an. Das Gefecht wird noch hitziger. Raben, Fledermäuse und Eulen verbieten ihm den Eingang; aber die Zähne und Krallen des Drachen machen überall Platz. Auch die Königin kämpfte ihrer Seits mit Stücken von Crystall, die sie in ihrem Pallaste losbricht. Endlich entscheidet sich die Schlacht für den König. Er tritt in das Hauß; die beyden Gatten umarmen sich, und der

Zauber endigt sich mit einem Donnerschlag, der in den See fährt und ihn mit einemmal austrocknet.

Der hülfreiche Drache war verschwunden, wie die übrigen Ungeheuer auch, und der König fand sich auf einmal, ohne zu wissen wie, in seiner Hauptstadt, in seinem schönsten Saale, an einer kostbar besetzten Tafel, und ihm gegenüber seine Gemahlin und seine Tochter. Nichts gleicht ihrem Erstaunen und ihrer Freude, als etwa die Freude der Unterthanen, die ihren geliebten König und ihre Königin nach einer so langen Entfernung wiedersehn.

Die nächsten Tage waren eine Reihe von Festen und Lustbarkeiten. Redouten, Turniere, Carousell, eines folgte auf das andre, und die größten Prinzen zogen aus allen Gegenden herbey, um an diesen Feyerlichkeiten Theil zu nehmen. Alle waren von der reizenden Muffette entzückt; alle waren werth ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, aber keiner mehr als Prinz Moufy, der schönste, wohlgewachsenste und behendeste Ritter unter allen, die sich auf dem Kampfplatze zeigten. Alle Augen waren auf ihn gerichtet; jedermann klatschte ihm Beyfall zu, und die Prinzessin, die bisher bloß unter Drachen und Schlangen gelebt

hatte, konnte sich nicht enthalten, den Verdienſten dieſes wackern Ritters Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Augenſcheinlich beeiferte ſich aber auch der Prinz, ihr zu gefallen, und er gab dem König und der Königin zu verſtehn, daß ſeine Beſitzungen nicht unwerth wären, unter dem Zepter der ſchönen Muffette zu ſtehen.

Der König verſicherte dem Prinzen, daß er Muffetten vollkommene Freyheit ließe, ihre Hand zu verſchenken, an wen ſie wollte; daß er ſie niemals zwingen würde, und daß man alſo ihr Herz gewinnen müſſe, um ihre Hand zu erhalten. Der Prinz war mit dieſer Antwort ſehr wohl zufrieden. Er hatte bey mehrern Gelegenheiten bemerkt, daß er Muffetten nicht gleichgültig war. Es kam bald zu einer nähern Erklärung; Sie verſicherte ihm, daß ſie keinen andern Gemahl wählen würde als ihn. Der Prinz beſchwur ſie, dieſe Zuſage nie zu vergeſſen, und eilte ſogleich zu dem König und der Königin, ihnen ſein Glück mitzutheilen und ſie um die Beſtätigung der Wahl ihrer Tochter zu bitten. Sie bewilligten ihm ſein Verlangen mit der größten Freude; denn er hatte ſchon längſt ihre Stimme, und unter allen Freyern der Prinzeſſin ſchien keiner ihrer ſo werth zu ſeyn als er.

Nachdem die Verlobung vorüber war, kehrte der Prinz in seine Staaten zurück, um Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen. Die beyden Verliebten nahmen unter tausend Thränen Abschied von einander, vornehmlich schien Muffette ganz untröstlich zu seyn; eine geheime Ahndung schien ihr Herz zu beklemmen und alles was sie sich selbst und was ihre Eltern ihr sagten, war nicht im Stande, ihre Betrübniß zu lindern und den Strom ihrer Thränen zu hemmen.

Als sie sich eines Tages in dem Zimmer der Königin befand, trat ihr Vater mit verstörten Mienen herein, und schloß sie mit einer ängstlichen Zärtlichkeit in seine Arme. Ach! mein Kind! ach! ich unglücklicher Vater! war alles was er vorbringen konnte. Seufzer erstickten seine Stimme, und Thränen rollten von seinen Augen — Die Königin und ihre Tochter waren auffer sich, da sie ihn in diesem ängstlichen Zustande sahn. Sie fragten ihn was ihm fehlte, und erfuhren zulezt, daß ein ungeheurer Riese am Hof angekommen wäre, der sich für einen Ambassadeur des Drachen von dem See ausgäbe, und für seinen Herrn, Kraft des gegebenen Versprechens die Auslieferung der Prinzessin Muffette verlangte, die er in einer Pastete speisen wollte.

Die

Die Königin stieß bey dieser traurigen Nachricht ein klägliches Geschrey aus und schloß die Prinzessin in ihre Arme. Nein, rief sie, ehe soll man mir das Leben nehmen ehe man dich dem grausamen Drachen ausliefert. Er nehme alles was wir besitzen, er nehme selbst unser Königreich dahin! Grausamer Gemahl! könntest du deine geliebte Tochter einem Ungeheuer dahingeben, das ihr den Tod droht? Unmöglich! Ich will den Gesandten selbst sehn. Vielleicht daß meine Bitten, und meine Thränen ihn rühren.

Der König antwortete nichts; aber er sprach mit dem Riesen, und führte ihn seiner Gemahlin zu. Diese warf sich ihm zu Füßen, sie beschwor ihn um Mitleid, sie bot ihm alles an, um ihre Tochter loszukaufen. Der Riese aber antwortete ganz trocken, dieß sey nicht sein Auftrag und der Drache, sein Herr, wäre ein großer Freund von Pasteten, mit jungen Damen gefüllt.

Die Nachricht von dem was auf dem Schlosse vorgieng verbreitete sich bald durch die ganze Stadt. Welche Bestürzung! welches allgemeine Wehklagen! Alles lief zusammen, und beweinte das Schicksal der angebeteten Prinzessin. Der König konnte sich nicht ent-

schließen, sie dem Riesen auszuliefern, und der Riese, der schon einige Tage gewartet hatte, wollte sich schlechterdings nicht länger hinhalten lassen, sondern fieng an, auf das fürchterlichste zu drohn. Diese Drohungen aber erschreckten den König nicht sehr; denn was konnte ihm schlimmers begegnen als der Verlust seiner Tochter? Er versicherte daher den Riesen, daß er sein eignes Leben für nichts achte, wenn er das Leben der Prinzessin aufopfern müßte. Der Riese versetzte hierauf, er habe neue Orders von seinem Herrn erhalten, welche die mildesten Bedingungen enthielten. Die Prinzessin sollte einwilligen, einen seiner Neffen zu heyrathen, so wollte er sie nicht fressen. Dieser Neffe wäre übrigens ein Prinz und sehr schön, daß sie also wahrscheinlich nicht die mindeste Schwierigkeit machen würde, ihm ihre Hand zu geben.

Dieser Vorschlag linderte den Schmerz der königlichen Eltern ungemein; aber als man ihn der Prinzessin that, machte sie noch weit größere Schwierigkeiten, diese Bedingung einzugehn als die Vorige. Ich würde mich selbst verachten, sagte sie, wenn ich im Stande wäre, mein Leben durch eine Treulosigkeit zu erkaufen. Ich habe meine Hand dem Prinzen Mousy versprochen; und sie wird niemals ei-

nem

nem andern angehören. Lassen sie mich sterben, das Ende meines Lebens wird der Anfang ihrer Ruhe seyn.

Die Prinzessin sagte dieß mit einer solchen Festigkeit, daß man gar nicht hoffen konnte, sie von ihrem Vorsatze abzubringen. Man beschloß also, sie auf die Spitze eines Berges zu führen, von wo sie der Drache abholen sollte.

Alles wurde nun zu diesem traurigen Opfer zurechte gemacht; und niemals hat man ein ganzes Volk, bey einer öffentlichen Calamität, in einen so tiefen Kummer versunken gesehn, als die Unterthanen des Königs, bey den Vorbereitungen zu diesem schrecklichen Auftrit. Vierhundert junge Mädchen vom ersten Rang in langen weissen Kleidern und mit Cypressen bekränzt waren zu ihrer Begleitung bestimmt. Sie selbst trug man in einer offnen Sänfte von schwarzem Sammt; ihre Haare hingen zerstreut auf ihre Schultern herab, und ein Kranz von weisen Rosen war nachlässig durch ihre Locken geschlungen. Der König und die Königin folgten in tiefer Traurigkeit nach; der Riese gieng neben der Sänfte einher und verschlang schon das Opfer mit seinen Augen. Die Luft ertönte von Seufzen und Klagen; der ganze

Weg ward von den Thränen der Begleitenden feucht.

Ach! rief die Königin aus, Frosch, meine Freundin, warum verläßt du mich jezt? Ach! warum standst du mir in den dunkeln Regionen der Unterwelt bey, da du mir jezt deine Hülfe versagst? Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich damals gestorben wäre! ich würde meine geliebte Muffette nicht in den Klauen eines Ungeheuers sehn!

Während dieser Klagen langte der Zug, so langsam er auch gieng, endlich doch auf dem Gipfel des Berges an. Hier verdoppelte sich das Klaggeschrey und die Thränen! jedermann wollte noch Abschied von der unglücklichen Prinzessin nehmen, und dieß dauerte so lange, daß der Riese endlich ungedultig wurde und die ganze Gesellschaft ersuchte, ihn mit der Prinzessin allein zu lassen. Es blieb nichts übrig, als ihm zu gehorchen.

Der König und die Königin entfernten sich also mit ihrem ganzen Hof und begaben sich auf einen andern benachbarten Berg, von wo aus sie das Schicksal der Prinzessin beobachten konnten. Es dauerte gar nicht lange, so erschien ein ungeheurer Drache in der Luft, der

uns

ungeachtet seiner sechs Flügel, sich doch nur mit Mühe in der Luft erhielt. Sein Körper war schwerfällig und dick, über und über mit dichten blauen Schuppen bedeckt; sein Schwanz kräuselte sich in mehr als funfzig Verschlingungen; jede seiner Pfoten schien einer Windmühle gleich, und in seinem geöffneten Rachen sah man drey Reihen Zähne, jeder so lang als ein Elephantenzahn.

So groß die Gefahr jetzo schien, so war die Hülfe doch nicht mehr weit. Der Frosch, welcher ganz in der Stille alles beobachtet hatte, bestieg einen Sperber und flog eiligst zu dem Prinzen Moufy, der in seiner Residenz mit Zurüstungen zu seiner Vermählung beschäftigt war. Der Frosch trat in sein verschloßnes Zimmer und redete ihn sogleich an: unglücklicher Prinz, was machst du hier? Man raubt dir deine Braut, und du eilst ihr nicht zu Hülfe? — Siehe dieß Rosenblatt; durch einen Hauch verwandle ich es in ein stattliches Roß. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen als ein grünes Pferd mit zwölf Füßen, und drey Köpfen erschien. Diese Köpfe waren eine Art von Batterie. Aus dem einen spie es Bomben, aus dem andern Kanonenkugeln, aus dem dritten Feuer. Ferner gab der Frosch dem Prinzen einen sechzehn Ellen langen Degen, welcher

leichter war als eine Feder; ein Panzer bekleidete ihn, der aus einem einzigen Diamant gemacht schien, gar nicht drückte, und härter war als ein Fels. — Eile, fliege, Deine Geliebte zu retten, rief er ihm zu. Dieses Pferd wird dich leiten, und wenn du sie befreyt hast, so sage ihr, wer es war, der dich sendete.

Grosmüthige Fee, rief der Prinz, indem er eiligst das Pferd bestieg, wie soll ich dir meine Dankbarkeit zu erkennen geben? Ich erkenne mich auf immer für deinen Sclaven. — Mit diesen Worten galoppirte er fort; und in wenig Minuten, fand er sich auf dem Gipfel des Berges, auf dem die Prinzessin ganz allein die Ankunft des Drachen erwartete. Das grüne Pferd ließ sogleich alle seine Batterien spielen die das Ungeheuer in kein geringes Erstaunen setzten. Mehr als zwanzig Kugeln trafen auf seinen Hals und verletzten seine Schuppen ein wenig; eine Bombe wühlte sich in sein Aug ein. Dieß machte ihn wüthend. Er wollte auf den Prinzen losstürzen; aber der sechzehn Ellen lange Degen that trefliche Dienste, und der Prinz stieß ihn dem Drachen einigemal bis an das Stichblatt in den Leib.

Muffette hatte ihren Beschützer, schon von weiten erkannt; und die heftigste Angst bemächtigte sich ihrer, als sie ihn den Drachen zum Kampfe auffordern sah. In dem Herzen ihrer Eltern aber erwachte ein Strahl von Hoffnung, als sie den tapfern Prinzen erblickten. Der König hing seinen Hut auf den Stock, und hob ihn in die Höhe; die Königin schwang ihr Schnupftuch, um dem Prinzen ein Zeichen ihrer Gegenwart zu geben und ihm Muth einzuflößen. Aber fürwahr sein Herz allein und die Gefahr, in welcher er seine Geliebte sah, war genug, seinen Muth zu beleben und ihn zur Ausdauer aufzufordern.

Der Kampf wurde immer mit der größten Anstrengung von beyden Seiten fortgeführt. Die Erde war mit den Schuppen, den Kralen und Flügeln des Ungeheuers bedeckt. Sein Blut strömte aus tausend Wunden, und dieses Blut war blau und machte eine seltsame Mischung mit dem grünen Blute des Pferds. Fünfmal fiel der Prinz zur Erde herab; aber immer stand er wieder auf und bestieg sein Pferd von neuem und fing den Kampf noch hitziger wieder an. Endlich verlohr der Drache die Kräfte, er fiel herab, und der Prinz versetzte ihm noch eine ungeheure Wunde in den Bauch. Wer würde nun rathen, was geschah? Man

wird

wird es vielleicht für ein Mährchen halten, wenn ich sage, daß aus dieser Wunde ein Prinz hervortrat, so schön und liebenswürdig, als je eine Fee begabt haben mag. Ein azurner Talar schwamm von seinen Schultern herab, und ein goldner Helm von weißen Federn beschattet, strahlte auf seinem Haupte. Er eilte mit offnen Armen auf den Prinz Moufy zu: wie viel Dank bin ich ihnen schuldig, mein grosmüthiger Erretter, rief er aus. Sie befreyen mich aus dem schrecklichsten Kerker, in welchem jemals ein Prinz geschmachtet hat. Seit sechzehn Jahren bin ich von der Fee Lionne in den Leib dieses Drachen gebannt; und so groß war ihre Gewalt, daß sie mich zwang, diese reizende Prinzessin zu meiner Mahlzeit zu fordern. Führen sie mich zu ihren Füßen, damit ich sie um Verzeihung bitte, und ihr mein Unglück erzähle.

Erstaunt und entzückt über dieses seltsame Abentheuer eilte Prinz Mufy den geretteten Fürsten seiner Geliebten vorzustellen, die dem Himmel den wärmsten Dank wegen dieses unverhoft glücklichen Ausganges darbrachte. Der König, die Königin und der ganze Hof waren indessen herbeygekommen; alle sprachen auf einmal, niemand verstand sich; und man weinte nun vor Freuden, wie man

vors

vorhin vor Betrübniß geweint hatte. Damit niemand fehlen möchte, erschien auch der wohlthätige Frosch in der Luft, auf einem Sperber mit goldnen Schellen an den Füßen, die einen sehr harmonischen Ton von sich gaben. Alles hob die Augen empor, und man erblickte das Rosen-Käppchen, das wie ein Stern glänzte, und den Frosch strahlend wie die Morgenröthe. Die Königin gieng auf ihn los und faßte ihn bey seinen kleinen Pfötchen. In dem Augenblick verwandelte sich der Frosch, und an seiner Stelle stand eine schöne Königin da. Ich komme, sagte sie, die Treue der Prinzessin Muffette zu belohnen, welche den Tod einer Untreue vorzog. Dieß ist ein seltnes Beyspiel in unsern Tagen, aber es wird in Zukunft noch seltner seyn. Mit diesen Worten setzte sie zwey Myrthenkronen auf das Haupt der beyden Verliebten, und that einen Schlag mit dem Zauberstabe, worauf sich aus den Gebeinen des Drachen ein Triumphbogen erhob, der das Andenken dieser Begebenheit bis auf unsre Zeiten erhalten hat.

Alles zog nun nach der Stadt zurück, unter lautem Jubelgeschrey und Freudengesängen, und der Weg, der kurzvorher

 von

von Seufzern ertönt hatte, erschallte jezt von dem Ausdrucke des lebhaftesten Vergnügens. Die Hochzeit der Prinzessin wurde den folgenden Tag gefeyert, und man kann sich die Glückseligkeit vorstellen, welche diese Verbindung begleitete.

III.

Die Hindinn.

Es war einmal ein König und eine Königin die sehr glücklich zusammen lebten, die sich auf das zärtlichste liebten, von ihren Unterthanen angebetet wurden; und denen nichts zu ihrer Glückseligkeit als ein Erbe fehlte. Die Königin glaubte, ihr Gemahl würde sie noch weit mehr lieben; wenn sie ihm Kinder brächte, und deshalb unterließ sie keinen Frühling ins Bad zu gehn und den Brunnen zu trinken. Das Bad war dann immer sehr besucht, und nicht bloß die Unterthanen der Königin, sondern auch eine große Menge Fremden kamen um diese Zeit dahin, und nahmen Theil an den Lustbarkeiten, welche daselbst angestellt wurden.

Das Wasser sprang aus mehrern Quellen in einem großen Walde, in welchem die Gesellschaft den Brunnen zu trinken pflegte. Als nun die Königin eines Tags an dem Rande eines solchen Brunnen saß, befahl sie ihren Damen, sich zu entfernen, und sie ihren Betrachtungen zu überlassen. Dann ließ sie ihren Klagen freyen Lauf, die immer auf eins hinausliefen: „wie unglücklich bin ich, sagte sie, daß ich keine Kinder habe! Fünf Jahre bitte ich nun den Himmel ohne Unterlaß um diese Gabe, die er den ärmsten Weibern gewährt. Aber meine Bitten rühren ihn nicht, und ich werde wahrscheinlich sterben, ohne sie jemals erhört zu sehen."

Während sie so sprach, bemerkte sie eine starke Bewegung auf dem Wasser und siehe da, ein großer Krebs reckte den Kopf empor und sagte: „große Königin, dein Wunsch wird erfüllet werden. Hier in der Nähe ist ein prächtiger Palast, den die Feen gebaut haben. Kein menschliches Auge vermag ihn zu finden; denn er ist mit dichten Wolken umhüllt. Wenn du dich aber der Leitung eines armen Krebses anvertrauen willst, so erbiete ich mich, dich dahin zu bringen."

Die Königin hörte diese Worte mit Verwunderung an, denn noch nie hatte sie einen Krebs sprechen hören, und als sie sich ein wenig von ihrem Erstaunen erholt hatte, antwortete sie, sie wollte sich ihm von Herzen gern anvertrauen, aber sie könnte nicht rückwärts gehn. Der Krebs lächelte über diese Antwort und verwandelte sich sogleich in ein schönes altes Mütterchen. „Nein, nein, Madam, sagte sie; wir wollen nicht rückwärts gehn. Aber ich bitte Sie, sehn Sie mich als ihre beste Freundin an, denn ich wünsche in der That nichts als Ihr Bestes.“

Jezt stieg sie aus dem Wasser heraus ohne naß zu seyn. Ihr Kleid war weiß, mit carmoisin gefüttert, und ihre grauen Haare waren mit grünen Bändern aufgebunden; in ihrem ganzen Wesen herrschte etwas angenehmes, und gefälliges. Sie machte der Königin ihr Compliment, und diese umarmte sie. Hierauf machten sie sich ohne Zeitverlust auf den Weg; und zwar gieng dieser durch eine Allee, welche die Königin noch niemals bemerkt hatte, so oft sie auch in diesem Walde gewesen war. Es war der Weg der Feen. Gemeinen Augen schien er mit Dornen und Disteln verwachsen; aber wenn eine Fee ihn betrat, so sproßten Rosen auf den Dor-

nen, und Jasminen verschlangen ihre Zweige, um schattigte Lauben zu bilden. Dann schien der Boden mit Blumen bestreut; und unzählige bunte Vögel flatterten in den Zweigen, und wetteiferten in süssen Gesängen.

Die Königin war noch nicht von ihrem Erstaunen zurückgekommen, als die Fronte eines diamantnen Palastes ihr entgegenstrahlte. Sie stieß einen lauten Schrey aus, und fragte ihre Begleiterin, ob das was sie sähe ein Phantom ihrer Einbildungskraft oder Wirklichkeit sey. — „Ihre Zweifel sollen Ihnen sogleich benommen werden, antwortete die Fee;" und sogleich öffneten sich die Pforten des Palastes, und sechs Feen, eine immer schöner als die andre, traten hervor. Sie giengen der Königin entgegen, umarmten sie, und jede bot ihr eine Blume von Diamanten und Edelsteinen an; die eine gab ihr eine Rose, die andre eine Tulpe, die dritte eine Anemone, die vierte eine Ranunkel, die fünfte eine Nelke, die sechste eine Granatblüthe. „Das größte Zeichen unsrer Achtung, das wir Ihnen geben können, sagte sie, ist der Zutritt, den wir Ihnen in diesen Palast verstatten; und wir machen uns das Vergnügen, Ihnen die Nachricht zu geben, daß Ihr Wunsch erfüllt werden, und Sie Mutter einer schönen Tochter werden sollen, welche Vielgeliebt heißen wird.

Ver-

Vergessen sie nicht, uns gleich nach ihrer Geburt zu sich zu rufen, damit wir ihre Tochter mit allen guten Eigenschaften, die in unsrer Gewalt stehn, begaben können. Sie brauchen nur den Strauß zu nehmen, den wir Ihnen jezt gegeben haben, und eine Blume nach der andern zu nennen. Wir werden nicht ermangeln, auf dieß Zeichen sogleich in Ihrem Zimmer zu erscheinen."

Außer sich für Freude fiel ihnen die Königin um den Hals und dankte ihnen mit der größten Innigkeit. Dann begab sie sich mit der Fee in den Palast, dessen Inneres seinem Aeussern vollkommen entsprach, und über alle Beschreibung prächtig war. Dann ging es in den Garten, der mit den herrlichsten Früchten prangte. Die Königin genoß einige davon, und fand sie so köstlich, daß sie beynahe die Lust verlohr, jemals Früchte zu essen, die nicht in dem Garten der Fee gewachsen wären.

Es würde vergebens seyn, den Zustand beschreiben zu wollen, in dem sich die Königin befand. Sie war in einem Taumel von Glückseligkeit; ohne Unterlaß sprach sie von der Freude, die die Feen ihr versprochen hatten; dann dankte sie den Feen, dann fiel sie ihnen um den Hals, denn alle Ausdrücke der Zärt-

lichkeit drückten nicht die Hälfte der Empfindungen aus, die ihre Brust erfüllten. Sie blieb bis auf den Abend in dem Palaste; und erst als die Sonne unterging, kehrte sie unter der Begleitung einer himmlischen Musik und mit Geschenken überhäuft nach dem Brunnen zurück.

Ihr ganzes Haus befand sich in der größten Unruhe. Man hatte sie den ganzen Tag gesucht, und kein Ort war noch denkbar, wo sie hätte seyn können. Man hatte eine Entführung gefürchtet, denn sie war noch jung und schön. Wie froh war man; als man sie zurückkommen sah. Noch nie hatte man sie so reizend gefunden; denn die freudige Hoffnung die sie in ihrem Herzen nährte belebte ihren Trieb, und gab ihren Worten eine unglaubliche Anmuth.

Nach einiger Zeit verließ die Königin das Bad, und kurz darauf zeigte sich die Wirkung von den Versprechungen der Feen. Sie brachte eine Prinzessin zur Welt, der sie den Nahmen Vielgeliebt gab. Sie erinnerte sich des Befehls der Feen, griff nach ihrem Bouquet, nannte eine Blume nach der andern, und die Feen zauderten nicht. Jede erschien auf einem Wagen von eigner Form und eignem Gespann; jede zeigte Freude und Theilnahme auf ihrem

Ge-

Gesichte. Sie umarmten die Königin, küßten die kleine Prinzessin, und zogen nun das Kinderzeug hervor, das sie mitgebracht hatten, und das ihrer eignen Hände Arbeit war. Dann nahmen sie das Kind auf ihre Knie, wickelten es ein, und küßten es tausendmal; denn es war schon so schön, daß man es nicht sehn konnte ohne es zu lieben. Als dieß vorbey war, schlugen sie mit dem Stabe auf die Erde, und es erschien eine Amme, die beynahe selbst so schön war, als eine Fee. Nun war nichts mehr übrig, als das Kind zu beschenken, und auch daran ließen es die Feen nicht fehlen. Die eine schenkte ihm Tugend, die andre Verstand, die dritte Schönheit, die vierte Glück; die fünfte Gesundheit, und die sechste, guten Erfolg in allen Unternehmungen.

Die Königin war noch damit beschäftigt, ihren Freundinnen für diese wiederholten Wohlthaten zu danken, als ein ungeheurer Krebs in das Zimmer gekrochen kam, und sich dem Bette der Wöchnerin näherte. — „ Undankbare, hub der Krebs an, du hast also nicht für gut gefunden, dich meiner zu erinnern? Du hast die Fee der Quelle vergessen, der du gerade die größte Verbindlichkeit schuldig bist? Ich sahe deine Undankbarkeit zum voraus, und darum erschien ich dir unter der Gestalt eines Krebses,

um anzuzeigen, daß deine Freundschaft rückwärts gehen würde, anstatt zu wachsen.“

Die Königin sahe ihren Fehler ein und war untröstlich. Sie bat sie tausendmal um Vergebung; sie hätte in der festen Ueberzeugung gestanden, ihre Blume so wie die Blumen der andern genannt zu haben; das Bouquet wäre an allem Schuld und sie wäre schlechterdinges nicht fähig, die Wohlthaten zu vergessen, die sie ihr erwiesen hätte. Sie bat sie endlich, ihr ihre Freundschaft nicht zu entziehen, und der kleinen Prinzessin ihre Gunst zu schenken. Alle Feen vereinigten ihre Bitten mit den Bitten der Königin. „Liebste Schwester, sagten sie zu ihr; laß deinen Zorn gegen eine Königin fahren, die gewiß nie die Absicht gehabt hat, Dich zu beleidigen. Lege diese Gestalt ab, die uns hindert deine wahren Reize zu sehen, und gönne uns den Anblick deiner Majestät und Schönheit.“

Die Fee der Quelle war ein wenig eitel, und so linderten dann die Schmeicheleyen der Feen ihren Zorn wirklich etwas. „Gut, sagte sie, ich will der Prinzessin auf eure Bitten, einen Theil des Unglücks erlassen, das ich ihr zugedacht hatte. Aber ich schwöre euch, daß wenn die Prinzessin vor ihrem funfzehnten Jahre

das Tageslicht erblickt, so kann es ihr das Leben kosten.“ — Die Thränen der Königin und die Bitten der übrigen Feen, konnte den Entschluß ihrer Mitschwester nicht wankend machen, und sie kroch rückwärts zur Thüre hinaus, denn sie hatte keine Lust ihre Krebsgestalt zu verlassen.

Als sie zur Thüre hinaus war, ging die Königin mit den Feen zu Rathe, wie sie ihre Tochter gegen das Unglück bewahren könnte, womit sie bedroht worden war. Jede sagte ihre Meynung, und nachdem mehrere Vorschläge gethan worden waren, kamen sie darinne überein, daß ein Palast gebaut werden sollte, ohne Fenster und Thüren, mit einem Eingang unter der Erde. Hier wollte man die Prinzessin bis zu dem bestimmten Alter erziehen.

Drey Schläge mit dem Zauberstabe brachten dieß große Werk zu Stande. Er war von aussen mit weißen Marmor bekleidet; die Decken und der Fußboden von Diamanten und Schmaragden, alles mit den schönsten Figuren auf das künstlichste eingelegt. Alle Wände waren mit Sammet und Seide bedeckt; und auf diese Tapeten hatten die Feen die schönsten und merkwürdigsten Begebenheiten aus der Geschichte aller Nationen gestickt. Aber kein

Strahl der Sonne beleuchtete diese herrlichen Werke. Eine große Menge von Wachskerzen ersetzten diesen Mangel, und verbreiteten überall einen immerwährenden Tag. Hier brachte die Prinzessin ihre ersten Jahre, unter der Aufsicht der geschicktesten Lehrer zu, die ihren Verstand bildeten, und nicht selten über die Fähigkeiten erstaunten, die sich bey diesem Kinde mit einer unglaublichen Schnelligkeit entwikkelten.

Ihre Schönheit blieb nicht hinter dem Verstande zurück. Sie entzückte jedermann, der sie sahe, und die unempfindlichsten Herzen erkannten die Macht ihrer Reize. Sie erhielt von Zeit zu Zeit einen Besuch von den guten Feen, die ihr die schönsten Sachen brachten, und sich einander mit ihren Geschenken zu übertreffen suchten. Aber von allen Feen schien Tulipane die meiste Liebe für die Prinzessin zu haben; und sie vergaß niemals, der Königin einzubinden, ihre Tochter ja nicht vor dem funfzehnten Jahre an des Tageslicht kommen zu lassen. Die Königin versprach ihr jedesmal, keine Sorgfalt zu sparen; und die funfzehn Jahre waren schon beynahe verstrichen, ohne daß der Prinzessin das mindeste zugestoßen war.

Als nun die Zeit herannahete, wo sie das Schloß verlassen sollte, ließ die Königin ihr Bildniß machen, und schickte es an den größten Höfen umher. Jedermann sah es mit Bewunderung und Wohlgefallen; ein Prinz aber sah es vorzüglich mit solchem Wohlgefallen, daß er sich nicht wieder davon trennen konnte. Er stellte es in sein Kabinet, schloß sich mit ihm ein, und unterhielt es stundenlang von seiner Zärtlichkeit und Liebe.

Der König vermißte oft seinen Sohn, wenn der ganze Hof versammelt war; und wenn er erschien, war er zerstreut und niedergeschlagen. Dann fragte er seine Höflinge, was dem Prinzen wohl fehlen möchte? und sie sagten was sie wußten, daß er sich oft in sein Zimmer einschlösse und dann perorirte, als wenn jemand bey ihm wäre. Man vermuthete, der Prinz habe etwas von seinem Verstande eingebüßt.

Der Vater erschrak, ließ ihn auf sein Zimmer kommen, und fieng von gleichgültigen Dingen zu reden an. Da der Sohn nicht Achtung gab und einigemal wie im Traume antwortete, fragte ihn der König nach der Ursache seiner Veränderung, seiner Unruhe und seiner Zerstreuung. Der Prinz fiel ihm zu Füßen: „Ach lieb-

liebster Vater, hub er an, könnten sie in meinem Herzen den Kampf der Pflicht und der Liebe sehn, sie würden mit ihrem Sohne Mitleiden haben. Sie haben mir die Prinzessin Nachtschatten zur Gemahlin bestimmt, und ich gestehe ihnen, daß diese Verbindung nicht ohne Vortheil ist. Aber ach die Reitze der Prinzessin Vielgeliebt machen mich gegen jeden Vortheil blind, und ich kenne kein Glück ohne sie.“ „& Hast du sie denn schon beyde gesehn, fragte der König? — „Ich habe die Porträts von beyden erhalten, antwortete jener; und ich versichere Sie, daß es mich das Leben kosten wird, wenn Sie mich nöthigen, die Versprechungen zu erfüllen, die Sie der Prinzessin Nachtschatten gegeben haben.“

Der König war unwillig. „Ich hätte mir nie eingebildet, sagte er mit einem etwas strengen Tone, daß du der Thorheit fähig wärst, dich in ein Porträt zu verlieben, und mit diesem Comedien zu spielen, die dich in den Augen der ganzen Welt lächerlich machen.“ — „Ich glaube noch nicht Ursache zu haben, mich meiner Leidenschaft zu schämen; ich wage sogar zu hoffen, daß sie eben so urtheilen werden, wenn sie das Bild der reizenden Prinzessin gesehen haben; versetzte der Prinz.“

Der König befahl ihm das Bildniß zu holen; der Sohn eilte, den Vater von der Wahrheit seiner Versicherungen zu überzeugen. Er hatte sich nicht geirrt. „Dein Wunsch sey dir gewährt, hub der Vater an. Mit diesen Mienen muß ein sanftes Herz und ein liebenswürdiger Charakter gepaart seyn. Ich kann deine Wahl nicht mißbilligen, wenn ich nicht gegen meine innigsten Empfindungen urtheilen soll. Sogleich sollen Gesandten abreisen, um meinen Vertrag mit Nachtschatten zu vernichten; und andre sollen für dich um Vielgeliebt anhalten.“

Der Prinz umarmte seinen Vater und dankte ihm für seine Güte, mit dem Feuer eines Verliebten. Die Anstalten zur Abreise der Gesandten waren bald gemacht; und an Vielgeliebt wurde der schönste, reichste und beredteste Cavalier am ganzen Hofe, abgeordnet.

Die Pracht, mit welcher der Gesandte reiste, war ausserordentlich, und das Gerücht von seiner Ankunft, gieng vor ihm her. Der König und die Königin waren vor Freude ausser sich. Der Ruhm des Prinzen Siegreich, (dieß war der Nahme, den ihm sein Volk wegen mehrerer erfochtenen Siege gegeben hatte) war auch zu ihnen gelangt; und seine vortreflichen Eigenschaften waren allenthalben so bekannt, daß die

größten Könige es sich zur Ehre gerechnet haben würden, ihre Töchter an ihn zu verheyrathen.

Der König und die Königin hatten die Absicht gehabt, dem Gesandten ihre Tochter sehen zu lassen. Aber die Fee Tulipane rieth es ihnen ab. Folgen sie mir, sagte sie. Er darf sie sobald nicht sehen; auch dem Könige, der sie für seinen Sohn verlangt, darf sie nicht eher geschickt werden, bis die funfzehn Jahre vorüber sind. Es geht zuverlässig nicht ohne ihren Nachtheil ab, wenn sie früher abreist. — Die Königin umarmte die gute Fee, und versprach, ihrem Rathe Folge zu leisten. Hierauf begaben sie sich zu der Prinzessin.

Es währte nicht lange, so kam der Gesandte an. Sein Zug dauerte drey und zwanzig Stunden, denn er hatte nicht weniger als sechsmalhunderttausend Maulthiere bey sich, die mit den prächtigsten Sammetdecken und mit goldnen Schellen und Hufen geschmückt waren. In der Stadt lief eins gegen das andre, denn jedermann wollte den Gesandten sehn, und in den Straßen, durch die er zog, konnte kein Apfel auf die Erde kommen. Selbst der König und die Königin giengen ihm entgegen. Mit Erzählung der gegenseitigen Ceremonien wollen wir den Leser verschonen, und ihn, wenn er ja neugie-

rig

rig seyn sollte, sie umständlich zu erfahren, deshalb an das Frankfurter Ristretto von damals verwiesen haben.

Nachdem die ersten Complimente vorüber waren, bat der Gesandte um die Erlaubniß, der Prinzessin aufwarten zu dürfen, und diese Bitte — wurde ihm abgeschlagen. Der Gesandte erstaunte. „Verzeihn sie, sagte der König. Glauben sie nicht etwa, daß wir nach Laune und Eigensinnn handeln. Das Schicksal zwingt uns Ihnen einen Wunsch zu versagen der beym ersten Anblicke, nicht mehr als gerecht ist.

Eine Fee, fuhr er fort, warf einen tödtlichen Haß auf meine Tochter, als sie noch in der Wiege lag, und bedrohte sie mit dem schrecklichsten Unglücke, wenn sie vor ihrem funfzehnten Jahre das Tageslicht erblicken würde. Um diesem zu entgehn haben wir sie in einen Palast eingeschloßen, dessen schönste Zimmer unter der Erde sind. Wir waren anfänglich entschlossen, sie zu ihr zu bringen, aber die Fee Tulipane hat es uns ernstlich widerrathen.“ — „¿Wie? fiel ihm der Gesandte ins Wort. Ich sollte ohne die Prinzessin zurückreisen? Sie willigen in das Verlangen meines Herren, Sie beglücken ihn mit der Hand ihrer Tochter, und überlassen ihn der quälenden Sehnsucht, nach dem Gegenstans

stande seiner Leidenschaft? Ich habe Befehl ihnen das Bildniß des Prinzen Siegreich zu zeigen. Es ist vollkommen ähnlich." — Bey diesen Worten zog er das Bildniß heraus, und zeigte es den königlichen Eltern, die es bewunderten, und es sich ausbaten, um es der Prinzessin sehen zu lassen.

Die Königin hatte bis jezt ihrer Tochter noch kein Wort von allen diesen Vorgängen gesagt, und auch den Hofdamen war verboten, davon zu sprechen. Indeß hatten diese nicht ganz reinen Mund gehalten, und die Prinzessin erfuhr, daß sie verheyrathet werden sollte. Doch ließ sie ihrer Mutter nichts davon merken. Als aber die Königin in ihr Zimmer trat, und ihr das Bildniß des Prinzen zeigte, errieth sie auf der Stelle, daß dieß der bestimmte Bräutigam wäre, und sie gestand mit einiger Verlegenheit, daß sie das Original dieses schönen Porträts zu kennen wünschte. — „Ist der That, meine Tochter, sagte die Königin, würdest du wünschen einen Mann zu besitzen, der diesem Bilde gliche?" — Es kömmt mir nicht zu, zu wählen, antwortete die Prinzessin, und wurde dabey bis an die Augen roth; ich werde immer mit ihrer Wahl zufrieden seyn." — „Nun wohl; wenn aber gerade meine Wahl auf diesen fiele? Würdest du dich nicht glücklich schätzen?" —

Die

Die Prinzessin schlug die Augen nieder und antwortete nichts; dann fiel sie ihrer Mutter in die Arme, die sie mit ihren Küssen bedeckte, und ihr alles erzählte, was vorgegangen war. Sie ließ die Geschenke hereinbringen, welche der Gesandte für sie mitgebracht hatte, und sie auf dem Tische auskramen. Die Prinzessin bewunderte sie, aber mit getheilter Aufmerksamkeit; denn immer glitten ihre Blicke auf das Bildniß des liebenswürdigen Prinzen.

Da der Gesandte fand, daß seine Bitten, die Prinzessin zu sehn, unnüz waren, so begnügte er sich, den Ehecontrakt auf das feyerlichste zu schließen, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte eiligst zu seinem Herrn zurück, um ihm Nachricht von seinen Geschäften zu bringen.

Der Prinz gerieth in eine wahre Verzweiflung, als er erfuhr, daß er noch drey ganze Monate warten müßte, ehe er seine Geliebte zu sehen bekäme, und dann fiel er in eine Schwermuth, die den ganzen Hof in die gröste Bekümmerniß setzte. Er aß und trank nicht; sein lebhafter Teint erbleichte, das Feuer seiner Augen erlosch; ganze Tage blieb er auf seinem Zimmer und betrachtete das Bildniß seiner Prinzessin mit unverwandten Blicken. Endlich wurde er gar krank, und obgleich jedermann

wußte was ihm fehlte, so wußte doch niemand wie man ihm helfen sollte.

Der Schmerz des Königs über den uns glücklichen Zustand seines Sohnes war so groß, daß er beynahe entschlossen war, selbst eine Reise zu den Eltern der Prinzessin Vielgeliebt zu thun, um sie zu einer Veränderung in ihren Gesinnungen zu bereden. Aber jedermann widerrieth ihm dieses Unternehmen, als einem alten Manne, der den Mühseligkeiten einer so weiten Reise leicht unterliegen konnte. Es ward also beschlossen, den vorigen Gesandten noch einmal abzuordnen and ihm die rührendsten Briefe mit zu geben.

Während dieser Zeit hatte die Prinzessin kein anderes Vergnügen gekannt, als mit dem Bildnisse ihres Bräutigams zu liebäugeln. Alle Augenblicke gieng sie hin und sah es an, und so sehr sie auch ihre Empfindungen zu verbergen suchte, so offen lagen sie doch jedem, der sie nur kurze Zeit beobachten konnte. Zuerst wurden ihre Hofdamen, Nelkenblüth und Dornstrauch ihre Veränderung gewahr. Nelkenblüth liebte die Prinzessin auf das zärtlichste; Dornstrauch hingegen hegte einen heimlichen Groll gegen sie, der mit jedem Tage wuchs. Ihre Mutter war die Oberhofmeisterin der

Prin-

Prinzessin, und hatte alle mögliche Ursache sie zu lieben; aber sie war in ihre eigne Tochter vernarrt, deren Launen ihr Gesetze gaben, und die sie mit ihrem Grolle gegen die Prinzessin anssteckte.

Indeß Prinz Siegreichs Gesandter unterwegs ist, wollen wir sehen, was sich in einer andern Gegend der Welt ereignet, über welche Prinzessin Nachtschatten ihren Zepter ausstreckt. Auch an diese hatte man einen Abgeordneten geschickt, um sie von den veränderten Gesinnungen des Prinzen zu benachrichtigen. Die Prinzessin hatte sich in das Bildniß des Prinzen verliebt, sie war so heftig in allen ihren Leidenschaften, und zur Rache wie zur Liebe geneigt. Sie jagte den Gesandten mit Ungestüm fort; und nachdem sie einige Augenblicke über die zu ergreifende Maasregeln nachgedacht hatte, bestieg sie einen elfenbeinernen Wagen, welchen sechs Strauße zogen, und begab sich in den Palast der Fee der Quelle, die ihre Pathe war, und sie von ihrer Jugend an auf das zärtlichste geliebt hatte. Sie erzählte ihr die Beleidigung, die Prinz Siegreich ihr anthäte, und bat sie auf das inständigste, ihr zur Ausführung ihrer rachsüchtigen Plane beyzustehn. Die Fee wurde gerührt, sie schlug in ihren Büchern nach, und fand, daß Siegreich die Prinzessin Nacht-

schatten aus Liebe zu Vielgeliebt nachgesetzt habe; daß er diese auf das zärtlichste liebe, daß er im Begriffe sey, aus Sehnsucht nach ihr zu sterben. Diese Entdeckung entzündete ihren fast schon erloschnen Zorn. „¿Wie? rief sie aus, wird diese Elende nie aufhören mich zu beleidigen! Nein, liebstes Kind, nie werde ich es zugeben, daß man dich einer andern nachsetze; der Himmel begünstigt deine Wünsche; kehre nach Hause zurück und verlaß dich auf meinen Beystand."

Während dieser Zeit war Siegreichs Gesandter glücklich an Ort und Stelle gekommen; er warf sich den königlichen Eltern zu Füßen, er benetzte sie mit seinen Thränen, er flehte sie mit den rührendsten Ausdrücken an, das Glück seines Herrn nicht zu verschieben, der für Sehnsucht stürbe. Er suchte ihren Glauben an die Vorhersagungen der Feen zu schwächen, und ihnen wenigstens begreiflich zu machen, daß in der kurzen Zeit von drey Monaten, die die Prinzessin noch bis zu ihrem funfzehnten Jahre zu leben habe, unmöglich etwas Widerwärtiges vorfallen könnte. Mit Einem Worte, er haranguirte so gut, daß man geneigt war, ihm Beyfall zu geben, und sich nur einige Tage Bedenkzeit ausbat. Er antwortete, daß der Prinz in einigen Tagen todt seyn würde, wenn

er

er so lange auf eine tröstliche Antwort warten müßte; weil er sich einbilde, die Prinzessin hasse ihn, und suche einen Vorwand die Vermählung aufzuschieben. — Auf diese Vorstellung versprachen König und Königin ihm gegen Abend ihre letzte Entschließung wissen zu lassen.

Die Königin eilte in den Palast ihrer Tochter und gab ihr Nachricht von allem, was vorgefallen war; von der Krankheit des Prinzen, von seinem Wunsche, sie bey sich zu sehn. Vielgeliebt hörte sie an, erblaßte, und sank ohnmächtig in ihre Arme. Sey ruhig liebes Kind, sagte die Königin zu ihr. Der Prinz kann wieder durch dich genesen; aber ich fürchte die Drohungen der feindseeligen Fee. — Mir fällt etwas bey, unterbrach sie Vielgeliebt, und wenn wir es recht anfangen, können wir dem Prinzen helfen, ohne daß uns die Fee etwas anhaben kann. ¿Könnte ich nicht in einem fest verschloßnen Wagen reisen? Wir hielten dann nur des Nachts an, und ich könnte zu Siegreich gelangen, ohne das Tageslicht gesehen zu haben.

Die Königin fand diesen Einfall vortreflich, und theilte ihn auf der Stelle dem Könige mit, der ihn ebenfalls vortreflich fand. Der Gesandte ward gerufen, die Abreise der Prinzessin

festgesetzt, und er selbst vorausgeschickt, um dem Prinzen die erwünschte Nachricht zu bringen.

Der Wagen für die Prinzessin war bald fertig, und er war so fest verschlossen, daß kein Sonnenstrahl in sein Inneres dringen konnte. Die Equipage wurde zurecht gemacht; die Begleiter ernannt, und die Prinzessin nach tausend Umarmungen und unzähligen Thränen, mit ihrer Oberhofmeisterin und ihren beyden Hofdamen, Nelkenblüth und Dornstrauch in den dunkeln Wagen gesetzt.

Man erinnert sich, daß Dornstrauch die Prinzessin Vielgeliebt haßte, aber ganz anders war sie gegen Prinz Siegreich gesinnt. Sie hatte sein Bildniß gesehn und es reizend gefunden. Je öfter sie es ansah, desto verliebter wurde sie, und ihre Leidenschaft stieg endlich so hoch, daß sie ihre Mutter versicherte, sie würde sterben, wenn sie die Prinzessin in den Armen des Prinzen erblicken sollte. Erfinden Sie ein Mittel, setzte sie hinzu, diese verhaßte Heyrath zu stöhren, oder Sie sehen Ihre Tochter nicht wieder. — Die Mutter versprach alles zu thun, was in ihren Kräften stünde.

Indeß verließen sich der König und die Königin einzig und allein auf die Gouvernante, die

die sie mit Geschenken überhäuften, um nur recht genaue Sorge für die Prinzessin zu tragen. Aber diese brütete über einem gottlosen Plane. Als sie nicht mehr weit von der Residenz des Prinzen entfernt waren, riß die Gouvernante am hellen Mittag den Wagen auf, so daß die Stralen der Sonne der Prinzessin gerade in die Augen fielen. Jezt sah sie das Tageslicht zum erstenmal; sie stieß einen lauten Seufzer aus, sprang aus dem Wagen, und verlohr sich im Walde, wo sie in eine weiße Hindinn verwandelt wurde.

Die Fee der Quelle, welche die Urheberin dieser ganzen Begebenheit war, sahe nicht sobald, daß die Begleiter der Prinzessin sich auf den Weg machten, theils um ihr nachzueilen, theils um dem Prinzen von seinem Unglücke Nachricht zu bringen; als sie die ganze Natur in Aufruhr brachte, den Himmel mit schwarzen Wolken bedeckte, und ein Gewitter heraufführte, das nie fürchterlicher gesehen worden war. Durch dieses Mittel zerstreute sie die Leute der Prinzessin, von denen keiner in die Stadt des Prinzen Siegreich gelangte.

Niemand war mehr übrig als die Oberhofmeisterin, Dornstrauch und Nelkenblüth. Die letztere lief ihrer Gebieterin nach, und ließ

die Wälder von ihrem Namen wiederhallen. Die beyden andern verlohren keinen Augenblick, um von ihrer gegenwärtigen Lage Nutzen zu ziehen. Dornstrauch legte sogleich die kostbarsten Kleider der Prinzessin an, und begab sich, von ihrer Mutter begleitet, die die Schleppe ihres Gewandes trug, nach der Stadt. Sie waren noch nicht lange gegangen, als ihnen ein Trupp Reuter entgegen kam, die in ihrer Mitte zwey kostbare Sänften hatten. Der König, welcher in der einen, und der kranke Prinz, welcher in der andern saß, wußten gar nicht, was sie aus den Damen machen sollten, die ihnen so stattlich entgegen kämen. Sie schickten also einige Reuter voraus, um Erkundigung einzuziehn. Dornstrauch rief ihnen entgegen: „¿ wem gehören denn die Sänften an, die uns dort entgegen kommen?" — „Es ist der König und sein Sohn, war die Antwort, die der Prinzessiinn Vielgeliebt entgegen reisen." — Nun wohl, versetzte Dornstrauch, geht und meldet eurem Herrn, daß ich die Prinzessin sey; eine eifersüchtige Fee hat meine Begleiter zerstreut, und mir niemanden als meine Oberhofmeisterin übrig gelassen, die die Briefe meines Vaters bey sich hat.

Als die Reuter diese Worte hörten, stiegen sie ab, und küßten den Saum ihres Kleides,

liefen dann in vollem Jagen zum Könige zurück, und meldeten ihm, daß die Prinzeßin im Anzuge wäre. „¿Wie? rief er aus, zu Fuße, am hellen Tage?“ Die Reuter antworteten, wie Dornstrauch ihnen angegeben hatte. Hierauf rief sie der Prinz ebenfalls zu sich: und, sagte er, ist sie nicht ein Wunder von Schönheit? Die Reuter schwiegen still. „¿Ihr glaubt sie nicht nach Würden preisen zu können, versetzte der Prinz, darum schweigt ihr?“ — „Ihro Majestät werden sie sogleich selbst sehen, hub endlich der beherzteste an. Wahrscheinlich haben die Beschwerden der Reise sie ein wenig verändert.“ — Der Prinz war betroffen; er hätte sich um alles in der Welt willen gern sogleich selbst unterrichten mögen, aber seine Krankheit hinderte ihn schlechterdings die Sänfte zu verlassen. An seiner Statt stieg der König aus, und gieng der vorgeblichen Prinzessin mit seinem ganzen Hofstaate entgegen. Wie groß war sein Erstaunen, als er sie ins Gesicht bekam! Aber die Oberhofmeisterin ließ ihm keine Zeit, lange Betrachtungen anzustellen, sondern gieng beherzt auf ihn zu und sagte: „Ich habe die Gnade, Eurer Majestät hier die Prinzessin Vielgeliebt vorzustellen; hier sind die Briefe des Königs und der Königin. Hier ist auch ein Kästchen mit Schmuck, das sie mir bey der Abreise anvertraut haben.“

Der König stand da, und wußte nicht, was er sagen sollte. Ein solcher Betrug war ihm noch niemals vorgekommen. Nun näherte sich auch Prinz Siegreich mit ungedultigem Verlangen, und — war noch weit mehr aus den Wolken gefallen als sein Vater; denn Dornstrauch war widerwärtig und häßlich; von einer ungeheuern Taille, so daß ihr die Kleider der Prinzessin nur bis an die Knie giengen; von einer Magerkeit, einer Physiognomie, einem Teint! — mit Einem Worte, gerade eben so häßlich als Vielgeliebt schön war.

Der Prinz war voll von dem Bilde seiner Schönen herbeygekommen, und als er diesen Vogelscheu vor sich sahe, blieb er versteinert, und seine Zunge schien gelähmt. „!Ach! mein Vater, rief er aus, ich bin betrogen, ich bin schändlich betrogen! Jenes Bildniß, das mich um meine Vernunft und um meine Freyheit brachte, ist ein Ideal aus dem Gehirn eines Mahlers, welcher Reize vereinigte, wie die Natur sie vielleicht noch niemals vereinigt hat. Man hat meine Schwachheit benutzt, und meine Leichtglaubigkeit wird mich das Leben kosten.“ „¿Was wollen sie damit sagen, hub Dornstrauch endlich an, daß man sie betrogen habe? ¿Hat man jemals eine Dame von meinem Range so unwürdig behandelt? ¿Ist ein solches Betragen

gen jemals erhört worden? Ich werde nicht unterlassen, meinem Vater davon Nachricht zu geben, und er wird es zu ahnden wissen." — „¿Zu ahnden? versetzte der König. Ich dächte die Reihe wäre zuerst an uns zu zürnen. Er verspricht uns eine schöne Prinzessin, und schickt uns eine Mumie; er hatte wohl Ursache, sie funfzehn Jahre einzusperren, um jemanden mit ihr anzuführen. Das Loos hat uns getroffen; aber es giebt Mittel sich zu rächen!" —

„Ist es möglich! rief die angebliche Prinzessin aus. ¿Kann man die Unverschämtheit weiter treiben? Wie unglücklich bin ich, unter solche Leute gerathen zu seyn! Aber Sie haben recht, es giebt Mittel sich zu rächen!"

Der König und sein Sohn würdigten sie keiner Antwort, sondern stiegen in ihre Sänften und kehrten nach der Stadt zurück. Dornstrauch mußte sich hinter einen Gardisten auf die Gruppe setzen, und eben so die Oberhofmeisterin. Sobald sie in die Stadt gekommen waren, wurden sie auf königlichen Befehl, in das Schloß von den drey Thürmen eingesperrt.

Der arme Prinz war über die Täuschung seiner Hoffnungen so niedergeschlagen, daß er den Entschluß faßte, den Hof zu verlassen, und

den

den Rest seines traurigen Lebens an einem einsamen Orte zuzubringen. Er theilte seinen Plan einem Vertrauten mit, der ihn begleiten sollte, und kaum hatte er wieder einige Kräfte gesammelt, so reißte er ab, und hinterließ seinem Vater einen Brief, in welchem er ihm sein Vorhaben entdeckte, und ihn bat, auf ein Mittel zur Rache zu denken.

Als der König diesen Brief erhielt, war der Prinz mit seinem Vertrauten schon eine gute Strecke entfernt. Sie kamen in einen großen Wald, dessen dunkler Schatten kaum durch einen Strahl der Sonne unterbrochen wurde, und welchen herrliche Bäche von allen Seiten durchströmten, die eine liebliche Kühle um sich verbreiteten. Der Prinz stieg ab, und wagte sich auf die Erde, den Kopf auf seine Hand gestützt, und so kraftlos, daß er kaum den Mund zu öffnen im Stande war. — „Ruhen sie aus, sagte der Vertraute, ich will Früchte für sie suchen, und sehen wo wir sind.“ Der Prinz nickte mit dem Kopfe und der Vertraute gieng fort.

Schon lange haben wir die weiße Hindinn aus den Augen gelassen; es ist Zeit, wieder auf sie zurück zu kommen. Sie war noch nicht weit gelaufen, als sie an einen Teich kam, aus dem

LB Coburg

dem ihre Gestalt zurück strahlte. ¿Wie groß war ihr Schrecken? ¿Wie groß ihre Betrübniß? — ¡Ach! dachte sie, ¿was ist aus mir geworden? was wird noch aus mir werden? Vielleicht bin ich in wenigen Stunden ein Raub der Wölfe!

Die Fee Tulipane, die getreue Freundinn und Beschützerinn von Vielgeliebt, konnte es nicht über ihr Herz bringen, sie in diesem Zustande zu verlassen, ohnerachtet sie über die wenige Achtung, die man gegen ihren Rath bezeigt hatte, etwas empfindlich war. Sie leitete also die Schritte von Nelkenblüth nach dem Walde, um die arme Prinzessin zu trösten, und ihr im Nothfalle beyzustehen.

Als Nelkenblüth so müde vom Laufen war, daß sie nicht weiter konnte, warf sie sich an einem Bache nieder, an welchem die Hindinn in einiger Entfernung weidete. Voll Grams über das Schicksal ihrer unglücklichen Gebieterin, stieß sie einen lauten Seufzer aus, auf den die Hindinn sich umwendete, und die getreue Nelkenblüth erblickte. Sogleich sprang sie über den breiten Bach, warf sich vor ihr nieder, und suchte ihr auf alle Art zu schmeicheln. Nelkenblüth wußte nicht, was sie davon denken sollte, aber sie freute sich über das allerliebste Thierchen, das so schön und so zahm war.

Wäh-

Während sie so mit der Hindinn spielte, sahe sie mit Erstaunen große Thränen von ihren Augen rollen, und eine geheime Ahndung sagte ihr, daß ihre Gebieterin unter dieser Gestalt verborgen wäre. Sie redete sie an, und die Hindinn verstand sie; sie antwortete mit Seufzern und Thränen, denn der Gebrauch der Zunge war ihr versagt. Nelkenblüth versprach ihr, sie nie zu verlassen, und die Hindinn schien über dieses Versprechen höchlich vergnügt.

Sie brachten itzt den ganzen Tag mit einander zu, aber als der Abend einbrach, fieng Nelkenblüth an, über und über zu zittern, wenn sie dachte, daß sie diese Nacht unter freyem Himmel zubringen sollte. Keine Hütte, kein Obdach war in der Nähe! Wie sollten sie sich gegen die wilden Thiere schützen, von deren Stimmen der Wald ertönte. — Da sie nichts anders thun konnten, fiengen sie an, vor Furcht mit einander zu weinen.

Ihre Thränen rührten die Fee Tulipane. Unsichtbar hatte sie immer über sie gewacht, und jetzt trat sie vor sie hin. Ich will dir deinen Ungehorsam nicht vorwerfen, sagte sie zu der Prinzessin. Du bist hinlänglich dafür bestraft. Dein Zustand betrübt mich. Es steht zwar nicht in meiner Gewalt, dich aus demsel-

ben zu reißen, aber ich kann die Zeit deiner Buße abkürzen, und deine Schmerzen lindern. So bald die Nacht hereinbricht, wirst du deine natürliche Gestalt wieder bekommen, aber mit dem Anbruche des Tages mußt du wieder als Hindinn die Wiesen und Wälder durchstreichen.

Das war schon ein großer Trost für die arme Prinzeßin, daß sie wenigstens bey Nachte ihre natürliche Gestalt wieder bekommen sollte. Sie dankte der Fee durch ihre Thränen, und Nelkenblüth küßte ihr tausendmal die Hand. Geht auf diesem schmalen Fußsteige fort, sagte Tulipane, so werdet ihr an eine Hütte kommen, in der ihr bey Nachte bleiben könnt. Mit diesen Worten verschwand sie. Die beyden Freundinnen folgten ihrem Rathe, und kamen bald in die Hütte, an deren Thür ein altes Mütterchen saß, die ein Körbchen von zarten Weiden flochte. — „Gutes Mütterchen, sagte Nelkenblüth, wollte sie mich wohl mit meiner Hindinn in ihrer Hütte aufnehmen?“ — „Von Herzen gern, antwortete jene, kommen sie nur herein. „Bey diesen Worten stand sie auf, und führte sie in ein artiges kleines Zimmerchen, das für sie zurecht gemacht schien. Zwey kleine Betten, ein Sopha, und alles so reinlich, daß man seine Freude daran sah.

Sie waren nicht lange hier, als die Verwandlung vor sich gieng. ¡Welche Freude, welches Entzücken! Sie umarmte ihre geliebte Nelkenblüth mit unaussprechlicher Zärtlichkeit; sie dankte ihr für ihre Liebe, sie versprach, sie glücklich zu machen, wenn die Zeit ihrer Buße vorüber seyn würde. So brachten sie einen guten Theil der Nacht zu, und als es Tag wurde, nahm Vielgeliebt ihre Gestalt als Hindinn wieder an, und eilte in das Dickicht des Waldes wieder zurück.

Ich habe schon erzählt, daß Prinz Siegreich sich in diesem Walde niedergelegt hatte, um auszuruhen, und daß sein Vertrauter umherirrte, Früchte zu suchen. Es war schon ziemlich spät, als er an das Haus der guten Alten kam. Er redete sie freundlich an, nnd bat sie um einige Nahrungsmittel, die sein Herr nöthig hätte. Die Alte war gleich bereit; sie füllte ein Körbchen mit auserlesenen Früchten an, und, indem sie es ihm gab, sagte sie: Ich fürchte, daß wenn Sie die Nacht im Walde zubringen, Ihnen etwas zustoßen möge. Ich biete Ihnen meinen armseligen Aufenthalt an; er kann Sie wenigstens gegen die Löwen schützen. Er dankte ihr, uud sagte, er müßte vorher die Einwilligung eines seiner Freunde haben, den er in dem Walde zurück gelassen hätte. In

der

der That wußte er auch den Prinzen zu überreden, daß er sich zu der Hütte der Alten führen ließ. Sie stand noch an der Thüre, und führte sie in aller Stille in ein Zimmer, das dem der Prinzessin vollkommen ähnlich und von diesem nur durch einen Verschlag geschieden war.

Der Prinz brachte die Nacht, wie gewöhnlich, sehr unruhig zu, und bey den ersten Strahlen der Sonne stand er auf, und begab sich in den Wald, ohne sich von seinem Freunde begleiten zu lassen. Er gieng lange Zeit, in seinen Schmerz versunken, und kam endlich auf einen freyen Platz, der rundum von hohen Bäumen beschattet war. So wie er hinein trat, sprang eine Hindinn auf. Er setzte ihr nach; denn die Jagd war seine Leidenschaft. Von Zeit zu Zeit schoß er Pfeile auf sie ab, die sie zwar nicht verwundeten, — denn die Fee Tulipane wendete auch diesmal die Gefahr von ihr ab, aber ihr doch ein tödtliches Schrekken verursachten. So verfolgte sie der Prinz lange Zeit, bis sie glücklicherweise einen Pfad einschlug, auf dem sie seinen Augen entgieng.

Wie froh war die Prinzessin, als der Abend heran kam, und sie wieder in ihr Zimmer trat, wo Nelkenblüthe sie ungeduldig erwartete. Sie

warf sich athemlos auf ihr Bette, und als die Stunde der Verwandlung gekommen war, erzählte sie ihrer Freundin ihr schreckliches Abentheuer, wie ein junger Jäger sie verfolgt, und mehrmalen nach ihr geschossen habe. „Ich sahe meinem Tode entgegen, sagte sie, und ich weiß noch nicht, durch welchen glücklichen Zufall ich ihm habe entgehen können.“ — „Liebe Prinzessin, sagte Nelkenblüth, Sie müssen nicht mehr ausgehen. Bleiben Sie den Tag über in Ihrem Zimmer, und setzen Sie sich der Gefahr nicht wieder aus, mit der Ihnen die Jäger und die reißenden Thiere drohn.“ — „Ach! erwiederte jene, wie kann ich deinem Rathe folgen? Mit der Gestalt einer Hindinn nehme ich auch ihre Neigungen an; es verlangt mich nach grünen Wiesen und frischen Quellen; und ein Zimmer würde mir in diesem Zustande unerträglich seyn.“ — Nach dieser Unterredung schlief sie ein, und kehrte den andern Morgen als Hindinn in den Wald zurück.

Auch der Prinz war den Abend zu seinem Vertrauten zurück gekommen. „Ich habe gejagt, sagte er, und nichts gefangen. Eine wunderschöne Hindinn hat mich den ganzen Tag geneckt; ich habe sie kein einzigesmal treffen können, so gut ich auch zielte, und endlich ist sie mir aus dem Gesichte gekommen. Mit Anbruche des Tages

ges will ich von neuem nach ihr ausgehen, vielleicht daß ich morgen glücklicher bin.“

In der That graute der Tag kaum, als er an den Ort zurückkehrte, wo die Hindinn aufgesprungen war. Er sah sich allenthalben um, und verlohr sich am Ende in einem Bosket, wo er einige Bäume mit wohlschmeckenden Früchten fand. Er pflückte davon, und schlief auf dem sanften Moose, unter dem Gesange der Vögel ein.

Er hatte schon eine geraume Zeit geschlafen, als die Hindinn in diese Gegend kam. Sie wurde ihn nicht eher gewahr, als bis sie vor ihm stand, und sein Schlaf war so tief, daß sie sich Zeit nehmen konnte, ihn zu betrachten. Das Bild des Prinzen war ihrem Herzen zu tief eingeprägt, um ihn zu verkennen; in diesen Augenblick vergaß sie alle Gefahr, und nur von der Freude beseelt, dem Gegenstande ihrer Wünsche so nahe zu seyn, legte sie sich einige Schritte von ihm nieder, sah ihn mit unverwandten Augen an, seufzte, und kam ihm endlich so nah, daß sie ihn berührte und aufweckte.

Das Erstaunen und die Freude des Prinzen, die Hindinn zu finden, die er so lange gesucht hatte, und sie so zahm zu sehen, waren

sich gleich. Aber sie erwartete seine Annäherung nicht, sondern floh aus Leibeskräften und er folgte ihr aus Leibeskräften nach. Von Zeit zu Zeit ruhten sie aus, um Athem zu schöpfen, und dann sahe sich die Hindinn immer zärtlich nach ihm um, gleich als wenn sie ihn um Schonung bäte. Und wenn sie dann wieder von neuem forteilte, dann lief er ihr nach: „Ach! wenn du mich verstündest, kleines Reh, sagte er, du würdest nicht so fliehn. Ich wollte dich füttern, dich liebkosen, dich den ganzen Tag bey mir haben.“ — Aber der Wind zerstreute seine Worte und sie kamen nicht bis zu ihren Ohren.

Endlich war die Hindinn vom Laufen ermüdet, sie fieng an, langsamer zu fliehn und der Prinz holte sie zu seiner größten Freude ein. Sie schien ganz erschöpft den Tod von seinen Händen zu erwarten. Er aber neigte sich zu ihr herab und liebkosete sie. Schöne Hindinn, sagte er, fürchte nichts, ich will dich mit mir nehmen, und du sollst mir allenthalben folgen. Dann hieb er Zweige von den Bäumen, flocht sie künstlich in einander, und bedeckte sie mit weichem Moose. Nachdem er die Hindinn auf dieses Lager gebracht hatte, suchte er zartes Gras und wohlriechende Kräuter, reichte sie ihr, und fütterte sie aus seinen Händen.

Der Abend brach heran und die Prinzessin ward unruhig. Was soll das werden, dachte sie, wenn die Zeit meiner Verwandlung kömmt, und der Prinz mich auf einmal eine andre Gestallt annehmen sieht. Ganz gewiß wird er erschrecken und fliehn, oder wenn er nicht flieht, was hab' ich nicht alles in der Einsamkeit dieses Waldes zu fürchten! — Sie dachte also auf ein Mittel zu fliehn; und da der Prinz fortgieng eine Quelle zu suchen, an welcher er sie tränken könnte, machte sie sich auf, und lief pfeilschnell dem Hause zu, wo Nelkenblüth sie erwartete. Sie warf sich auf ihr Bett. Die Nacht kam, und ihre Verwandlung erfolgte, wie gewöhnlich.

„Wirst du es glauben, liebste Freundin, hub sie an, daß ich meinen Prinzen gesehen habe? Daß er in diesem Walde ist. Daß er mich seit zwey Tagen verfolgt, und mich endlich gefangen hat. Ach! sein Bildniß ist sehr ungetreu; er ist hundertmal schöner; es ist der liebenswürdigste Mann. Wie unglücklich bin ich, daß ich den fliehn muß, den ich liebe, der mich liebt, dem mich meine Eltern bestimmt haben!" — Nelkenblüth suchte die unglückliche Prinzessin mit der Hoffnung glücklicherer Zeiten zu trösten, und ihre Thränen zu trocknen.

Als der Prinz von der Quelle zurückkehrte, fand er seine geliebte Hindinn nicht mehr und war für Verdruß außer sich. Er suchte sie allenthalben, aber sie war fort. Voll Unwillens kehrte er in seine Wohnung zurück. Er erzählte seinem Vertrauten die Ursache seines Verdusses, und schwor, die Hindinn wegen ihres Eigensinns zu strafen, so bald er sie wieder antreffen würde.

Der Tag kam; die Hindinn und der Prinz begaben sich wieder in den Wald, und fanden sich wieder. Die Hindinn war entschlossen, ihn zu vermeiden, sprang über die Büsche leicht wie ein Vogel, und floh, als wenn sie seine Drohung gehört hätte. Der Prinz setzte ihr nach, und da sie quer über den Weg lief, spannte er seinen Bogen und zielte so gut, daß er sie unten in dem Fuß verwundete. Der Schmerz benahm ihr die Kraft zu fliehen, und sie sank zur Erde.

Diese traurige Catastrophe war unvermeidlich, denn die Fee der Quelle hatte hieran das Ende des Abentheuers geknüpft. Der Prinz lief herbey, und als er das Blut der Hindinn fließen sahe, reute ihn seine That. Er suchte schmerzstillende Kräuter, zerdrückte sie, und legte sie auf die Wunde. Dann machte er ein

Bett von Zweigen, wie den Tag vorher. Er liebkoſete ihr, er machte ihr Vorwürfe über ihre Flucht, und daß ſie ſich dieſe Schmerzen ſelbſt muthwilligerweiſe zugezogen hätte. Du wirſt mich haſſen, ſagte er, weil ich dich verwundet habe, und doch wollte ich ſo gern, daß du mich liebteſt.

Es war Zeit, nach Hauſe zurückzukehren; aber wie ſollte er allein die Hindinn fortſchaffen, die nicht auftreten konnte. Er entſchloß ſich alſo, ſeinen Freund zu holen, um ihm zu helfen; aber ehe er ſeine Beute verließ, band er ſie mit vielen Bändern an den Stamm eines Baums, ſo daß ſie durchaus nicht davon laufen konnte.

Alles Beſtreben der armen Hindinn ſich los zu machen, war umſonſt; und ſie war im Begriff, ſich in einer Schlinge zu würgen, als Nelkenblüth dazu kam, die ihrer Freundinn entgegen gegangen war. Wie erſchrack ſie, als ſie ihre Gebieterin in dieſem Zuſtand erblickte! Sie eilte, ſie los zu binden, und während ſie an dem Knoten zog, kam der Prinz mit ſeinem Vertrauten zurück.

„Verzeihen Sie, Madam, ſagte der Prinz zu Nelkenblüthe, als er ſie in dieſer Beſchäfti-

gung sah, daß ich mir die Freyheit nehme, mein Eigenthum zu schützen. Ich habe diese Hindinn verwundet, ich liebe sie, und ich bitte Sie inständig, mir mein Recht nicht streitig zu machen.“ — Mein Herr, antwortete Nelkenblüth, mit der größten Höflichkeit, diese Hindinn gehört mir seit langer Zeit, und ich wollte ehe mein Leben als sie einbüßen. Wenn Sie ihr einen Augenblick Freyheit erlauben wollen, so sollen Sie gleich sehen, wie gut sie mich kennt. Komm Kleine, fuhr sie fort, umarme mich. Die Hindinn sprang ihr an den Hals. Küsse mir die rechte Wange; sie that es. Seufze; sie seufzte. Der Prinz konnte an Nelkenblüthens Worten nicht mehr zweifeln. „Ich gebe Ihnen ihr Eigenthum zurück, sagte er, aber ich muß gestehen, daß es ungern geschieht.“

Nelkenblüth gieng mit der Hindinn fort, und der Prinz folgte ihr mit seinem Vertrauten in einiger Entfernung nach. Sie wußten nicht was sie denken sollten, da sie sie in das Haus der Alten gehen sahen, denn bisher hatten sie nicht anders geglaubt, als sie wohnten alleine da. Sobald sie nach Hause kamen, fragten sie die Alte, wer denn die junge Dame wäre, die sie hätten herein gehen sehn. — „Ich kenne sie nicht, antwortete diese. Ich habe sie vor einigen Tagen mit ihrer Hindinn bey mir auf-

aufgenommen; sie bezahlt mich gut, und so bekümmere ich mich nicht weiter um sie.“ — Zu gleicher Zeit sagte sie ihnen, daß das Zimmer der Dame zunächst an das ihrige stieße.

Ich müßte mich sehr irren, sagte der Vertraute des Prinzen, als sie wieder allein waren, oder ich habe diese Dame an dem Hofe der Prinzessin Vielgeliebt gesehen, da ich als Gesandter um sie anhielt. Ich wünschte sie noch einmal zu sehen, um meiner Sache gewiß zu seyn; und, da uns nur ein Verschlag von uns trennt, so will ich ein Loch machen, und sie dadurch beobachten. — „Unnütze Neugierde!“ sagte der Prinz mit schwacher Stimme, und versank wieder in seine gewöhnliche Melancholie, indem die Worte seines Vertrauten das Andenken an seine unglückliche Begebenheit in seinem Herzen erneuerten.

Dieser ließ sich indessen nicht abhalten, und er hatte bald eine Oeffnung in die Wand gemacht, die groß genug war, um zu sehen, daß mehr als eine Dame im Zimmer war. Nelkenblüth lag auf den Knieen vor ihrer Gebieterin, und verband ihr den Arm, aus dem das Blut stromweise quoll. Sie schienen beyde über diese Wunde in großer Verlegenheit. „Laß mich sterben, sagte die Prinzessin, der Tod wird mir

wünschenswerther seyn, als dieses unglückliche Leben. Lohnt es sich wohl der Mühe zu leben, wenn man täglich in einer fremden Gestalt, den größten Gefahren ausgesetzt ist, wenn man den Geliebten seines Herzens sieht, ohne ihn sprechen, ohne ihm die Ursache so mannichfaltiger Leiden klagen zu können? Ach! wenn Du wüßtest, wie er mich während meiner Verwandlung geliebkost, mit welcher sanften Stimme er zu mir gesprochen hat; du würdest mich noch mehr beklagen, daß ich nicht im Stande bin, ihm mein Schicksal bekannt zu machen."

Alles dieß sahe und hörte der Vertraute des Prinzen, mit nicht geringem Erstaunen. Er lief zu dem Prinzen, der in Traurigkeit versenkt, an dem Fenster stand, riß ihn weg, und sagte ihm mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude: Kommen Sie, kommen Sie, wenn Sie das wahre Original des Bildnisses sehen wollen, in das Sie verliebt sind. — Er stellte den Prinzen mit diesen Worten an die Oeffnung, und dieser erkannte sogleich den Gegenstand seiner Flammen. Er konnte sein Glück nicht glauben; er hielt sich für bezaubert, und alles was er sahe, für ein Blendwerk.

Aber leicht beredet man sich von dem, was man wünscht. Der Prinz mußte wenigstens

wis-

wissen, woran er war, und so entschloß er sich, an die Thüre des Zimmers zu gehen, in welchem die Damen waren, und ganz leise anzuklopfen. Nelkenblüth glaubte, es sey die Alte, öffnete die Thüre, und der Prinz trat herein, und warf sich zu den Füßen der Prinzessin Vielgeliebt. Sein Entzücken war ohne Gränzen, und er fand keine Worte es auszudrücken. Einzelne Worte waren alles, was er vorbringen konnte; aber die Prinzessin verstand diese Sprache, und antwortete ihm in derselben, denn ihre Freude war nicht geringer als die Freude ihres Liebhabers. So verstrich die Nacht, und als der Tag heranbrach, sahe Vielgeliebt, daß sie nicht verwandelt wurde. Sie theilte ihre Freude darüber ihrem Prinzen mit, und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer traurigen Verwandlung.

„Wie? rief er aus, ich habe Sie verwundet? ich habe Ihnen Schmerzen verursacht? Wie kann ich dieses Verbrechen abbüßen? — Vielgeliebt versicherte ihn, daß ihre Wunde nichts zu bedeuten habe, und daß sie gar nicht böse über einen Zufall wäre, dem sie ihr gegenwärtiges Glück zu verdanken habe.

Die ganze Betrügerey der Oberhofmeisterin und ihrer Tochter kam nun an den Tag. Es

ward beschlossen, sogleich an den Vater des Prinzen zu schreiben, und ihm das glückliche Ereigniß seines Sohnes zu melden; und der Vertraute war schon im Begriffe abzureisen, als eine laute Janitscharen-Musick durch den Wald erschallte, und sie ein Getöse von Menschen hörten, die nah an ihrem Hause vorüber zogen. Der Prinz sah hinaus, und erkannte einige seiner Offiziere, und die Fahnen seiner Armee. Er rief sie an, und erfuhr, daß der König, sein Vater, an der Spitze eines zahlreichen Heers gegen den Vater der Prinzessin Vielgeliebt zu Felde zöge, um wegen des angethanen Schimpfs, Rache an ihm zu nehmen. Bald darauf kam der König selbst in einer Sänfte an, welcher eine andere mit der Oberhofmeisterin und ihrer Tochter folgte. Die Freude des alten Vaters kann man sich leicht vorstellen, als er seinen Sohn wieder in seine Arme schloß. Er wollte ihm Vorwürfe über seine Entfernung machen, aber die Erzählung des Prinzen von seinem glücklichen Abentheuer schloß ihm den Mund.

„Nun dem Himmel sey Dank!“ sagte der alte König und hob seine Hände empor. In dem Augenblick kam Vielgeliebt ihm entgegen, schöner und strahlender als die Gestirne des Himmels. Sie saß auf einem kostbaren Zelter, als

Amas

Amazone gekleidet, von einem Federbusche beschattet, der sich auf ihrem Hute erhob. Nelkenblüth folgte ihr in einem ähnlichen Aufzuge nach. Alles Wirkungen des Schutzes der gütigen Tulipane, welche das ganze Abentheuer auf diese Weise geleitet hatte. Sie hatte das Haus am Walde gebaut; sie hatte sie unter der Gestalt einer alten Frau bedient; sie hatte auch jetzt ihre Wunde geheilt.

Der König war über den Anblick seiner reizenden Schwiegertochter ganz entzückt. Er sagte ihr die verbindlichsten Dinge von der Welt, und beschwor sie, das Glück seines Sohnes nicht länger aufzuschieben. Ich will ihm mein Königreich abtreten, setzte er hinzu, um ihn ihrer Hand würdiger zu machen. — Sie antwortete ihm mit Rührung und Ehrfurcht; dann warf sie ihre Blicke auf die beyden Gefangenen, die ihr Gesicht hinter ihren Händen verbargen, und für Schaam zu sterben meynten. Sie bat um Gnade, und um die Erlaubniß für sie, sich hinfahren zu lassen, wo sie wollten. Der König schlug seiner Schwiegertochter ihre erste Bitte nicht ab, und lobte sie wegen ihres guten Herzens.

Die Armee wurde nun zurück geschickt. Der Prinz setzte sich zu Pferde, um die Prinzes-

zessin zu begleiten, und so kamen sie in der Hauptstadt an, wo man sie mit lautem Freudengeschrey empfieng. Die Hochzeit wurde nicht lange aufgeschoben. Die sechs Feen, welche die Prinzessin bey ihrer Geburt begabt hatten, fanden sich auch ein, und beschenkten das Brautpaar. Nelkenblüth gab dem Vertrauten des Prinzen ihre Hand, und ward von der Fee Tulipane für ihre Treue belohnt. Die Pracht der Vermählung, und die Zufriedenheit der vier Brautleute ist nicht zu beschreiben.

IV.

Der bürgerliche Edelmann.

Zu Paris, in der Straße St. Denis, wohnte ein Edelmann, dessen Vater sich ein ansehnliches Vermögen durch Handel erworben hatte. Da er sahe, daß man in seinem Viertheil, wo jedermann seinen Vater hatte Leinewand messen sehen, wenig auf seinen neuen Adel gab, beschloß er in die Provinz zu ziehen, ein Gelehrter zu seyn, Geschmack zu haben, und so seine Verdienste geltend zu machen. Er kaufte daher in aller Eile die Bibliothek eines berühmten Gelehrten, der eben gestorben war; und glaubte sich nun in dem Besitze der Gelehrsamkeit; so wie er, um den Muth zu bekommen, der einem Edelmanne geziemt, fechten lernte.

Zu seinem neuen Aufenthalte wählte er die Normandie; er begab sich nach Rouen. Hier fand er eine Menge Correspondenten seines verstorbenen Vaters, die mit einander wetteiferten, ihn zu bewirthen. Aber leider waren das lauter Kaufleute, und also in jeder Rücksicht unter ihm. Er erkundigte sich nach den Landgütern, die in der Gegend zu verkaufen wären. Man schlug ihm eines vor, das am Meere gelegen war, und eine sehr reizende Aussicht hatte. Er besahe es und wurde des Handels einig. Nur das Haus war ihm für einen Edelmann noch nicht schön genug. Er ließ es also niederreißen, und da er sich einbildete, ein großer Architekt zu seyn, so beschloß er, in eigner Person den Bau seines neuen Schlosses zu dirigiren.

Die Wahl des Platzes war nicht übel. Das Haus kam an das Ufer des Meeres zu stehen, dessen Wellen an die Mauern schlugen, so bald der Wind nur ein wenig wehte. Rechter Hand ergoß sich ein breiter Strom in das Meer. Hier ließ er eine Arkade aufführen, und auf diese seinen Pallast setzen, zu dem hinauf sechzig steinerne Stufen führten. Diese zu steigen war im Regen und Sonnenschein gleich unangenehm; mit einer schwachen Brust kam man gar nicht hinauf. Indessen war es niemanden zu rathen, etwas dagegen einzuwenden, oder darüber zu lachen.

Uns

Unser bürgerlicher Edelmann hatte seinem väterlichen Nahmen entsagt, und ließ sich Herr von Dandinardiere nennen. Dieser Nahme muß Aufsehn machen, dachte er, er ist lang, und klingt gut. Wenn ich mich nur noch ein Dutzend ansehnlicher Bekanntschaften in der Hauptstadt rühmen könnte, so wäre mein Ansehen befestigt. Nichts ist leichter als dieß. Ich schreibe mit jedem Posttage einige Briefe von den Ministern und andern Großen, in denen sie mir die wichtigsten Neuigkeiten melden. Ausserdem habe ich noch ein Koppel Jagdhunde nöthig, und einen Titel für meinen Lakay; dann will ich wetten, daß es in der ganzen Normandie keinen ansehnlichern Edelmann giebt als mich.

Dieser herrliche Plan wurde vollständig ausgeführt. Der Lakay, welcher bald Secretair, bald Haushofmeister, bald Koch, bald Jäger war, jagte bisweilen auf dem Gebiete der benachbarten Guthsbesitzer, und der Herr von Dandinardiere glaubte nicht anders, als seinen Nachbarn eine große Ehre damit zu thun. Einigemal gieng es ihm wirklich so hin; aber als Johann eines Tags Rebhühner schoß, wo er sie nicht schießen sollte, kam ihm der Edelmann über den Hals, und schlug ihm mit dem Stocke über den Kopf. Johann schrie, und drohte

mit der Rache seines Herrn. „Geh, geh, erwiederte jener, ich kenne den Herrn von Dandinardiere schon; bring ihm diese Schläge von mir mit, und frage ihn, ob er wohl noch jemanden so mit der Elle ausgemessen hat.“

Johann trug seine Schläge nach Hauße, und erzählte seinem Herrn das betrübte Abentheuer, und die Spöttereyen des Herrn von Villeville, dieß war der Nahme des Edelmanns. Dandinardiere gerieth in einen fürchterlichen Zorn. „Ich habe fechten gelernt, schrie er, und ich will mich rächen. ¿Wie? einen Mann wie mich so zu beleidigen? Was unterssteht sich der Krautjunker, der Paris in seinem Leben nicht mit Augen gesehen hat.?“

Er gieng wüthend auf und ab, und fochte mit den Händen, und schimpfte auf seinen Gegner, als der Baron von St. Thomas ankam; ein Mann, der in der ganzen Gegend wegen seines guten Charakters, seiner feinen Sitten, und seines treflichen Verstandes beliebt war. Er war von guter Geburt, aber sein Vermögen war gering, und gleichwohl hatte er eine kleine schwarze und magere Frau, die mit aller Gewalt schön seyn und Aufwand machen wollte, es mochte herkommen, wo es wollte. Sie hatte zwey Töchter, die sehr gut aussahn, die sie

aber

aber nicht liebte, weil sie zu geschwinde groß worden waren, und die Augen der Kenner mehr auf sich zogen als die Mutter. Sie wurden deswegen fast nie in Gesellschaft gezeigt, sondern sie waren den ganzen Tag in einem kleinen Pavillon eingesperrt, der an dem Ende des Gartens lag. Hier beschäftigten sie sich mit Lesen, und verglichen ihr Schicksal mit dem Schicksale der unglücklichen Romanen-Prinzessinnen, die auf einen Befreyer aus ihrem bezauberten Schlosse warten.

Der Baron war ganz erstaunt, als er ins Zimmer trat, und den Herrn von Dandinardiere in solcher Wuth auf und abrennen sah. „¿ Um Gotteswillen, sagte er zu ihm, was haben Sie vor? man kennt Sie nicht mehr." — „Was ich vor habe? antwortete dieser; Sie sollen es hören, und wenn Sie der Schlag nicht auf der Stelle rührt, so weiß ich nicht was ich sagen soll. Der Herr von Villeville insultirt mich, er insultirt mich, sage ich Ihnen, erschießt meine Hunde, ermordet meinen Jäger, und schlägt mir ein Schnippchen; — wenn ich ihn nur hier hätte! ich sage nichts weiter; wir sprechen uns aber: ja, ja, wir sprechen uns." — „¿ Wie? fiel ihm der Baron ins Wort, Sie wollen sich doch nicht gar mit ihm schlagen?" — „¿ Ob ich will, Herr Baron? schrie Dandinardiere; ob ich will?

will? ich will ihm den Degen durch den Leib rennen, ich will" ... Sie müssen sich mäßigen, sagte der Baron; Sie kennen die Strenge des Duell-Mandats, Sie würden das Königreich räumen müssen, wenn einer Ihrer Feinde Ihr Vorhaben erführe und anzeigte." — „Die Ehre ist mir theurer als mein Leben, versetzte der Edelmann, und wenn ich mir Alles gefallen ließe, sie würden mich bald von meinem Schlosse verjagen. Die Hunde von Normannen — Verzeyhen Sie, Herr Baron, ich meyne Sie nicht damit, sondern nur den vermaledeyten Villeville." — „O! ich nehme die Sachen nicht so genau, antwortete der Baron, und damit Sie sehen, daß ich Ihr Freund bin, so erbiete ich mich zu Ihrem Secundanten."

Dandinardiere war über dieses Anerbieten nicht wenig betroffen; denn je näher die Gefahr ihm kam, desto mehr verlohr sich sein Muth. — „¿Glauben Sie im Ernste, sagte er zu dem Baron, daß mir ein Duell am Hofe schaden könne?" — „Sie müssen vorsichtig zu Werke gehen, antwortete dieser, ich kenne Ihren Gegner, er wird sich leicht bereden lassen" ... „So? versetzte der Edelmann mit sichtbarer Unruhe. ¿Hat er Muth?" — „Oft mehr als gut ist, antwortete der Baron, er hat mehr Menschen umgebracht, als ein andrer Fliegen." — „Vortreflich,

lich, rief jener mit wahrer Herzensangst, das ist mein Mann. Ich werd' es Zeit meines Lebens nicht vergessen, wie ich, bey meiner sechsten Schlägerey, einen Bramarbas niedersetzte, dem noch niemand was hatte anhaben können." — „O! man sieht's Ihnen an, sagte der Baron, daß Sie kein Neuling sind. Aber entschließen Sie sich; ich wünschte Ihnen nützlich zu seyn." — „Ich bin vollkommen entschlossen, antwortete Dandinardiere. Indessen muß man nichts übereilen, und in einigen Tagen werde ich die Ehre haben, Sie selbst zu besuchen." — Hiermit brach er dieses Gespräch plötzlich ab, und kam auf die Neuigkeiten, die ihm vom Hofe und von der Armee gemeldet worden waren.

Der Baron von St. Thomas sah in diesem Vorfall eine herrliche Gelegenheit, sich lustig zu machen. Er hatte die Verlegenheit des Herrn von Dandinardiere gar wohl gemerkt, und es war gar nicht schwer zu sehen gewesen, daß es ihm leid that, den Affront, den ihm Villeville angethan hatte, bekannt gemacht zu haben. Er beschloß, die Sache noch etwas weiter zu treiben. Er hatte einen Bedienten, einen gebohrnen Gascogner, dem er seine Rolle treflich einstudierte, und den er einige Tage darauf zum Herrn von Dandinardiere schickte. Er trug ein ledernes Collet, eine schwarze Halsbinde,

einen ungeheuern Huth; einen breiten ledernen Gürtel, und den längsten Degen, der seit Wilhelm des Eroberers Zeiten im Lande gesehen worden war.

Dandinardiere gieng eben voll Grillen und Sorgen, am Ufer des Meeres auf und ab, als ihm dieser Bramarbas über den Hals kam. „¿ Sind sie nicht der Herr von Dandinardiere?" rief er ihn an. — „Je nachdem...." War die Antwort des erschrockenen Edelmanns. — „¿ Je nachdem? Was wollen sie damit sagen?" — „Ich will damit sagen, versetzte jener, daß ich sie nicht kenne, und daß ich kein Freund von neuen Bekanntschaften bin. Ich muß ihnen also mit zwey Worten sagen, daß ich vielleicht der Herr von Dandinardiere bin, vielleicht auch nicht?" — „Und ich sage ihnen ganz kurz, erwiederte der Bramarbas, daß der Herr von Villeville sie in drey Tagen in dem benachbarten Wäldchen zu sprechen begehrt, um sich bey ihnen wegen der guten Gesinnungen zu bedanken, die sie gegen ihn hegen. Ich werde sein Secundant seyn; Sie werden ebenfalls dafür sorgen, jemand mitzubringen."

Dandinardiere war so erschrocken, daß er kein Wort vorzubringen wußte, und dem Eisenfresser alle nur mögliche Zeit ließ, sich zu entfernen,

nen. Als er wieder zu sich selbst gekommen war, sah er sich allenthalben nach ihm um, und da er ihn nirgends gewahr wurde, glaubte er, der böse Geist habe ihm einen Streich gespielt, und ihn mit einer Vision getäuscht. Dieser Einfall schien ihm vortreflich. Er kehrte sogleich nach Hause zurück, so verstört und blaß, daß es ihm jedermann ansahe, es müßte etwas ausserordentliches mit ihm vorgegangen seyn. In seinem Zimmer fand er den Prior von Richecourt und den Vicomte von Berginville, die ihn besuchen wollten. „Mein Gott, schrie der Vicomte, als er ihn ansichtig wurde, wie sehen sie aus! Bleich wie die Wand, als wenn sie aus dem Grabe kämen.“

„Nach dem Vorfalle, den ich eben gehabt habe, antwortete er, ist es ein Wunder, daß ich noch am Leben bin. Hätte ich weniger Muth, ich würde auf der Stelle gestorben seyn. Stellen sie sich vor, meine Herrn, wie einem Manne zu Muthe seyn muß, der sich von einem bösen Geiste angefallen sieht.“ — Nun erzählte er ihnen den ganzen Vorfall an dem Ufer des Meeres; eine Erzählung, bey welcher der Prior und der Vicomte alle ihre Ernsthaftigkeit zusammennehmen mußten, um nicht überlaut auszulachen. Als er damit fertig war, bewunderten sie seinen Muth, und die Sonder-

barkeit des Abentheuers, und riethen ihm, zur Ader zu lassen, was er um desto lieber annahm, weil er auf diese Weise wenigstens einige Tage Frist bekam.

Es wurde nach dem Wundarzte geschickt und indessen man ihn erwartete, ward das Essen aufgetragen. Dandinardiere hatte sehr guten Appetit; aber er wollte sich Gewalt anthun nicht zu essen. „Essen sie, Essen sie, sagte der Prior zu ihm; wissen sie nicht, daß eine Aderlaß bey leerem Magen tödtlich werden kann? Und überdieß brauchen sie Kräfte, um die Anfechtungen der bösen Geister abzuhalten. — Dandinardiere ließ sich das nicht zweymal sagen, und aß mit mehr Appetit, als irgend jemand in seinem ganzen Hause.

Der Wundarzt wohnte in einer entfernten Nachbarschaft, und so konten die Gäste unsers Edelmanns seine Ankunft nicht erwarten. Der ganze Vorfall war ihnen noch immer räthselhaft; sie vermutheten, daß etwas darunter verborgen läge, und daß niemand dieß Geheimniß besser zu erklären wissen würde, als der Baron von Saints-Thomas. Sie fuhren also zu ihm, und erzählten ihm, woher sie kämen; und es währte nicht lange, so erfuhren sie den ganzen Zusammenhang der Geschichte, die ihnen uns

unsägliches Vergnügen machte. Auch der Baron lachte nicht wenig über die Feinheit unsers Helden, und über die gute Manier, mit der er sich aus dem Handel zu ziehen gesucht hatte. Er beschloß, ihn den andern Tag bey guter Zeit zu besuchen.

Als der Wundarzt erschien, hatte der Herr von Dandinardiere nicht die mindeste Lust, zur Ader zu lassen; und es war ihm zu seiner Absicht schon genug, daß man glaubte, es wäre geschehn. Er bat ihn, dieß Gerücht zu verbreiten, und bezahlte ihn reichlich für seinen Weg. Alle seine Leute mußten dasselbe sagen, und so legte er sich mit verbundenem Arme zu Bette, und schlief ein, ohne sich weiter vor den Anfechtungen der Geister bange seyn zu lassen.

Er schlief noch, als der Baron von Saint-Thomas ankam. Sein getreuer Johann wollte ihn zwar anfänglich nicht zu seinem Herrn einlassen, weil er krank wäre; aber der Baron versicherte, daß er ihm Dinge zu sagen hätte, die durchaus keinen Aufschub litten, und so wurde ihm aufgemacht. — „Liebster Freund, rief er ihm entgegen, sie schlafen, während der Baron von Villeville sie erwartete, um Ihnen das Lebenslicht auszublasen? Er hat gestern allenthalben gesagt, daß er Ihnen eine

Ausforderung zugeschickt habe, und daß er sich morgen mit ihnen schlagen würde. Ich glaube nicht, daß sie es ihm abschlagen können." — Dandinardiere erschrack bey diesen Worten, daß er erblaßte. — „Ich muß Ihnen sagen, hub er endlich an, daß ich nicht hierher gekommen bin, um mir die Kehle abschneiden zu lassen; da hätte ich in Paris bleiben können, wo es auch Leute giebt, gegen die man seinen Muth zeigen kann. Ich habe die Ruhe in der Provinz gesucht; ich habe Vermögen und keine Lust, mich sobald davon zu trennen. ¿Warum rathen sie mir also, mein Leben und meine Habe so unnüzer weise aufs Spiel zu setzen?" — „Ich rathe es ihnen, als ihr Freund, erwiederte der Baron. ¿Wollen sie, um einiger lumpigten Wunden willen, ihre Ehre auf's Spiel setzen? Wollen sie den Pfad verlassen, den ihre Ahnen mit so vielem Ruhme gewandelt haben? Ich erbiete mich zu ihrem Secundanten; ich will ihnen beystehn, und wenn es gegen den Teufel selbst gienge."

Da ihm der Baron so hart zusetzte, wußte Dandinardiere keinen andern Ausweg, als in Ohnmacht zu fallen. Der Baron goß ihm ein Glas Wasser ins Gesichte, und rufte ihn ins Leben zurück. „Ihre Arzneyen sind stark, Herr Baron, rief der Edelmann. Wenn sie mich

wieder ohnmächtig werden sehen, so bitte ich Sie, Ihren Eifer etwas zu mäßigen.“ — Sie erkennen meine Freundschaft nicht, antwortete der Baron; aber ich bleibe demungeachtet Ihr Freund; und ich bin vollkommen zufrieden, wenn Sie sich nur entschließen, dem Herrn von Villeville Genugthuung zu geben.“ — „Lassen sie mir doch wenigstens Zeit wieder zu mir selbst zu kommen; rief unser Held ganz ungeduldig aus. Sie plagen mich mit dem elenden Duell, als wenn Ihnen noch mehr an meinem Tode gelegen wäre, als dem ungestümen Villeville.“ „Alles zu ihrem Besten, antwortete jener. ¿Wissen Sie wohl, daß schon mehr als Einer ganz stillschweigend aus der Welt geschafft worden ist, der sich weigerte, im Duell Genugthuung zu geben?“

Dieser Wink beunruhigte den furchtsamen Edelmann. „Lassen Sie mich reiflich über die Sache nachdenken, antwortete er; ich will Ihnen bestimmte Antwort sagen lassen.“ Der Baron fand es nicht für gut, ihm für dießmal noch weiter zuzusetzen, sondern umarmte ihn, setzte sich auf sein Pferd und ritt davon.

Sobald Daudinardiere allein war, stellte er sich die ganze Gefahr eines Zweykampfs und auf der andern Seite die Schande vor, als ein

Mann

Mann ohne Muth verachtet zu werden, lebhaft vor Augen. Er dachte eine Zeit lang nach, und sprang endlich voll Freude von seinem Stuhle auf, weil er ein sichers Mittel gefunden hatte, seine Ehre zu retten, ohne seine Haut zu Markte zu tragen. Er rief seinen getreuen Johann. Du weißt Johann, sagte er zu ihm, daß ich einen verdrüßlichen Handel mit dem Baron von Villeville habe. Er hat mich herausgefordert; aber der Mann dauert mich; wenn ich die Ausfoderung annehme, so ist es um sein Leben gethan. Es wäre mir auch sehr verdrüßlich, meine Güter mit dem Rücken ansehen zu müssen, und noch verdrüßlicher, wenn er mir etwa den Degen durch den Leib jagte, ehe ich ihn daran hindern könnte. Das einzige Mittel, mich aus allen diesen Verlegenheiten zu ziehn, ist, daß du dich ihm statt meiner entgegenstellst, und in meinem Nahmen die Sache mit ihm ausmachst.

Johann war so sanftmüthig wie ein Lamm, und so kam ihm der Vorschlag seines Herrn grausam und unvernünftig vor. „Aber mein Herr, antwortete er, wenn Sie mir nicht ihr Gesicht und ihre ganze Figur borgen, so wird kein Mensch in der Welt mich mit Ihnen verwechseln können.“ — „Wirklich; versetzte Dandinardiere; wenn ich aber diese Schwierigs

rigkeit aus dem Wege räumte, wolltest du dich dann für mich schlagen?" Johann hielt die Sache für unmöglich und sagte ja. — „Nun gut, fuhr der Edelmann fort, in kurzen wird sich zeigen, ob du Muth und Ehrliebe hast"... Jezt fiel dem armen Johann die Geschichte mit dem Geiste ein, der seinem Herrn erschienen war, und es fieng ihm an wahrscheinlich zu werden, daß es mit ihm auf eine Verwandlung angesehn sey. Dieser Gedanke wurde bald so lebhaft in ihm, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfing. „Nein, nein, mein Herr schrie er, sie haben einen Bund mit dem Teufel, und damit will ich nichts zu thun haben. Machen sie ihre Händel selbst aus; ich nehme keinen Theil daran, und wenn ich hundert Pistolen damit gewinnen könnte. — „Hundert Prügel! schrie Dandinardiere, wüthend, über die Poltronnerie seines Bedienten, hob den Stock auf und jagte ihn mit Schlägen die Treppe hinab. Du darfst alle Tage eine ähnliche Behandlung erwarten, rief er ihm nach, bis du dich zum Gehorsam bequemst."

Dandinardiere war voller Bekümmerniß. Die Zeit des Rendezvous kam heran, und er hatte noch immer keine Maasregeln ergriffen, es zu vermeiden. Er besaß zwey Cuirasse, zwey Helme, Handschuhe, und die übrige

Equi-

Equipage eines Ritters; mit dieser gedachte er seinen Bedienten auszustaffieren, so daß ihn niemand erkennen konnte, wenn das Visir herabgelassen wäre. Er wollte noch einen Versuch machen, ob sich Johann bequemen wollte. Er suchte ihn auf und fand ihn im Keller, wo er seine Schläge bey einer Flasche Wein zu vergessen bemüht war. „Komm heran, Schlingel, rief er ihm zu, du sollst sehen, ob ich ein Zauberer bin, oder ob du den Verstand verlohren hast. Johann leerte seine Flasche in der Eile aus und stieg die Treppe weit vergnügter hinan als er sie herabgestiegen war. Er folgte ihm in sein Cabinet, und wäre beynahe wieder rückwärts hinausgestürzt als er die fürchterlichen eisernen Rüstungen sahe. Sein Herr befahl ihm einen davon anzulegen, und da er nicht damit zu Rande kommen konnte, holf er ihm selbst. Als er mit seinem Bedienten fertig war, zog er die andere an, und trat mit ihm vor den Spiegel. „¿Nun wer bist du? sagte er zu Johann.“ — „Ich bin Johann, antwortete dieser.“ — Ein Pinsel magst du seyn. ¿Siehst du nicht, daß du der Herr von Dandinardiere bist? Wenn das Visir von unsern Helmen herunter gelassen ist, so möchte ich wissen: wer uns unterscheiden könnte. Fasse also Muth. Du sollst dich nicht umsonst für mich schlagen; du magst nun mit dem Leben davon kommen oder

oder nicht, so verspreche ich dir eine gute Belohnung. Stirbst du, so laß ich dich wie einen vornehmen Herrn begraben; kömmest du davon so sollst du die Margot heyrathen, der du schon so lange nachläufst. Hier hast du indeß drey Kopfstücke auf Abschlag; halte dich brav, und du sollst sehn, daß ich dein Glück machen will.

Johann hatte sich im Keller Muth geholt, und da er das Geld sahe, und die schönen Versprechungen hörte, rief er mit einem heldenmüthigen Tone; ich will mich schlagen, wie ein Löwe, weil ich dann Geld bekomme und meine Margot heyrathe." — Dandinardiere war für Freuden ausser sich.

Unterdessen war der Baron von Saint Thomas wieder nach Hause gekommen, wo der Vicomte und der Prior ihn mit Ungedult erwarteten. Er beschrieb ihnen die Verlegenheit des bürgerlichen Edelmanns, und sie beschlossen unter einander, daß es ihm noch etwas kosten sollte, den Frieden zu erhalten. Kurz darauf machte er sich selbst auf den Weg. Seines Johanns gewiß, eilte er in seiner ganzen Rüstung zu dem Baron, und hinter ihm drein sein Johann, nicht ohne Furcht dem vermaledeyten Villeville, der so viele Menschen schon ange-

spießo

spießt hatte, unterwegs zu begegnen. Mich wird er zwar nicht kennen, dachte er bey sich selbst. ¿Aber wie? wenn er Johann erkennte? Diese Idee machte ihm bang. Er fand für das beste, seinen Bedienten zurückzuschicken. Wenn ich nicht zurückkommen sollte, so laß dir nicht bange seyn; ich schlafe vielleicht bey dem Baron. Aber auf alle Fälle, übe dich im Fechten, denn es könnte seyn, daß du es im Kurzen nöthig hättest. — Johann welcher Zeit gehabt hatte, seinen Muth in freyer Luft verdampfen zu lassen, schüttelte den Kopf, und war fest entschlossen, sich nicht zu schlagen. Aber er nahm sich wohl in acht, etwas davon merken zu lassen, da ihm die Schläge seines Herrn noch in frischem Andenken schwebten.

Dandinardiere setzte nun seinen Weg allein an dem Ufer des Meeres fort, als er auf einmal in einem Pavillon, der an dem Ende eines großen Gartens lag, eine Weiberstimme hörte, welche rief; Adelheid, liebe Schwester, komm geschwind, ein Ritter nähert sich unserm Garten.

Unser Held zweifelte keinen Augenblick, daß er gemeynt sey, und voll Zufriedenheit sich durch seinen Aufzug bemerkbar gemacht zu haben, hob er den Kopf gravitätisch in die Höhe,

und

und erblickte zu seinem großen Erstaunen, zwey junge und schöne Damen an einem Gitterfenster des Pavillons. Er machte ihnen eine tiefe Verbeugung und die Damen dankten ihm. Unsre Leser werden vielleicht schon errathen haben, daß es niemand anders war, als die Töchter des Baron von Saint-Thomas, welche Dandinardiere noch niemals zu sehn bekommen hatte, ohnerachtet er den Baron schon mehrmalen besucht hatte.

Dandinardiere hatte von Natur ein zärtliches Herz, und das Unerwartete dieser Bekantschaft setzte ihn in eine romantische Stimmung. Die beyden Damen aber hatten den Kopf so voll Geschichten, von irrenden Rittern, Helden und Prinzen, daß sie sich weit weniger verwunderten, unsern Edelmann in seinem komischen Aufzuge zu sehn, als er verwundert war, in einer einsamen Gegend an dem Ufer des Meers, zwey so reizende Damen gefunden zu haben.

Virginie, die älteste von den beyden Schwestern, welche eigentlich Marie hieß, so wie die andere Catharina, brach das Stillschweigen zuerst. „Verzeihen sie mein Herr, sagte sie, wenn wir sie einen Augenblick hindern, das Abentheuer zu bestehn, dem sie wahrscheinlich entgegengehn. Erlauben sie uns nur die Fra-

ge ; durch was für ein sonderbares Ohngefähr sie vor unserm Fenster vorüber kommen?" — Dandinardiere war über diese Anrede entzückt. „Göttliches Fräulein, antwortete er, da sie ihre Augen auf einen unglücklichen Sterblichen zu richten würdigen, so kann ich die Ehre haben, ihnen zu sagen, daß eine Ehrensache mich hier vorbeyzureisen nöthigt." — „; Wie? edler Ritter, unterbrach ihn Adelheit, Sie wollen sich schlagen? Und wer ist, der es wagt, mit Ihnen Lanzen zu brechen?" — „Wichtige Gründe hindern mich, Ihnen seinen Nahmen zu nennen, antwortete jener. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich seinen Kopf an ihrem Fenster aufhängen will, als ein Zeichen der Ehrfurcht, die ihre Schönheit mir einflößt." — „Um Gottes willen nicht, Herr Ritter, rief Virginie, wir sind gar keine Freundinnen von todten Köpfen; wir würden für Furcht sterben." Er versicherte ihnen, daß er lieber selbst sterben als ihnen mißfallen wollte, und nachdem er ihnen die zärtlichsten Sachen von der Welt zugerufen hatte, nahm er Abschied, um seinen Weg weiter fortzusetzen.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt; sagt das Sprüchwort. Dandinardiere wollte sein Pferd einige Courbetten machen lassen, setzte ihm die Sporn in die Seite und zog den Zügel

gewaltsam an. Sein Pferd war so wenig schulrecht als er; es bäumte sich, und als ihm Dandinardiere noch einmal mit den Sporen zusetzte, überschlug es sich mit ihm.

Die beyden Damen schrien überlaut, als sie ihren Ritter in dieser Lebensgefahr erblickten. Das Pferd lag auf ihm, und er lag auf einem unsanften Bette von Kieselsteinen, die ihm die Rippen fast entzweydruckten. Sein Helm war von seinem Haupte geflogen, mit dem er gegen eine kleine Klippe gefallen war. Bey diesem traurigen Anblicke verlohr Adelheid allen Muth, bat ihre Schwester am Fenster zu bleiben, und lief selbst weg, um Leute zur Hülfe zu rufen.

Sie trat ganz verstört in das Zimmer ihres Vaters, der mit dem Vicomte und dem Prioe beym Caffee saß. „Ach! liebster Vater, rirf sie, gehen sie doch geschwind an das Ufer. Ein irrender Ritter, ein Held, der vom Kopfe bis auf die Füße gewaffnet ist, liegt dort tödtlich verwundet, und bedarf ihrer Hülfe." — Der Baron glaubte seine Tochter hätte wie gewöhnlich Visionen, und fragte sie lächelnd, ¿ist es ein Ritter von der runden Tafel, oder einer von dem zwölf Pairs Carls des Großen?" — Ich kenne ihn nicht, antwortete sie mit einem

haften und niedergeschlagenen Wesen, aber er reitet eine kleine Falbe, deren Mähnen mit grünen Bändern aufgeflochten sind.“ — An diesen Zeichen erkennte die ganze Gesellschaft den bürgerlichen Edelmann; sie sahen sich verwundrungsvoll an, und ohne sich weiter mit Fragen aufzuhalten, eilten sie dem Orte zu, den Adelheid ihnen bezeichnet hatte.

Sie fanden den unglücklichen Dandinardiere dießmal in einer wirklichen Ohnmacht. Sein ungewöhnlicher Aufzug setzte sie in Erstaunen. Sie konnten gar nicht begreifen, wie er zu dieser Metamorphose gekommen wäre. Vor allen Dingen, suchten sie ihn wieder zu sich selbst zu bringen, um dann sein Abentheuer aus seinem eignen Munde zu hören. Als er die Augen aufschlug, erstaunte er nicht wenig über die Gesellschaft, in der er sich fand, und ganz beschämt über seinen Unfall; begab er sich nach dem Hause des Barons, der ihn nebst dem Vicomte unterstützte.

Virginie und Adelheide hatten ihren Platz am Fenster wieder eingenommen, und fragten sich wechselseitig, durch was für ein sonderbares Ungefähr, ihr Vater diesen edeln Ritter kennte, der doch wahrscheinlich aus fernen Landen käme. Um ihre Neugierde über diesen

Punkt zu befriedigen, begaben sie sich auf das Zimmer ihrer Mutter, wo der Baron gerade den Unfall ihres guten Nachbars erzählte. ¿Wissen sie, sagte er zu ihr, was der Vicomte und der Prior für eine Idee haben? Es würde gar nicht übel seyn, wenn Dandinardiere eine von unsern Töchtern heyrathete. Ich kann ihnen nicht viel mitgeben, und er ist reich. Es sollte mich freuen, wenn er in unsern Plan eingienge.

Die Madam von Saint-Thomas, die mit ihrem Gemahle niemals einerley Meinung war, hatte gegen diesen Vorschlag unglaublich viel einzuwenden. Sie erinnerte ihn an dem alten Adel ihres Geschlechts, der durch eine so ungleiche Heyrath befleckt werden würde; er erinnerte dagegen, daß Adel ohne Geld eine elende Figur spiele. — Nein, nein, schrie sie, meine Tochter soll niemand als ein Marquis oder ein Graf von sechszehn Ahnen bekommen. — Meinetwegen, antwortete der Baron, ganz trocken, so behalten sie ihre Tochter noch funfzig Jahre auf dem Halse, bis sich ein Schwiegersohn von sechzehn Ahnen findet. Aber hier kömmt der Vicomte und der Prior. Lassen Sie diese Herrn ihre Meynung sagen.

Gegen Leute von hohem Adel war die Baronin etwas geschmeidiger, als gegen ihren Gemahl. Die beyden Herrn stellten ihr ganz kaltblütig vor, daß sie wohlthun würde, in dieser Sache ohne alle Leidenschaft zu verfahren; daß sie allenfalls für die gute Geburt des Herrn von Dandinardiere stehn wollten, da sie in seinem Saal eine Menge Portraits von seinen Ahnen gesehen hätten, von denen einige Leute von Bedeutung schienen. — Die Baroninn versprach in diesem Falle, sich nicht zu widersetzen; und die fremden Herren riethen ihr, den armen Verwundeten zu besuchen und ihm ihre Hülfe anzubieten.

Sie warf sich in die Kleider und gieng zu ihm. Sie fand ihn mehr unruhig als krank, denn seine Wunde war nicht so groß, als man geglaubt hatte; sie bot ihm ihre Hülfe an. „Erlauben Sie mir, sagte sie, daß ich Ihnen mit meinen Töchtern während ihrer Cur Gesellschaft leiste, und sie zu unterhalten suche. Meine Töchter haben Verstand und Geschmack. Sie lieben die Lektüre, und ich versichere Ihnen, sie wissen den Amadis ganz auswendig.“ — „Madam, antwortete Dandinardiere, ich bin Ihnen für ihre Güte unendlich verbunden; aber ich habe vor kurzem die Bekanntschaft von zwey Prinzessinnen gemacht, die mich so sehr beschäf-

tigen,

tigen, daß ich kein anderes Frauenzimmer zu sehn wünsche, die ihr Andenken in meinem Herzen auslöschen könnte." — Die Baronin ward vor Aerger bis unter die Augen roth. Sie haben ihren freyen Willen, antwortete sie; ich glaubte Ihnen ein Vergnügen zu machen, aber ich finde es jezt auch selbst unschicklich daß meine Töchter hieherkämen." — Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, warf die Thüre zu, und ließ an ihrem Manne den Aerger aus, den Dandinardiere ihr verursacht hatte.

Den andern Morgen bezeigte der Kranke ein Verlangen den Baron allein zu sprechen. Er erschien, und setzte sich neben ihn. „Sind Sie mein Freund? hub Dandinardiere an, und faßte ihn bey der Hand; kann ich auf Sie rechnen? kann ich meine Geheimnisse in Ihren Schoos ausschütten?" — „Zweifeln sie nicht an meiner Freundschaft, antwortete der Baron, Sie werden sie unveränderlich finden." — Wohlan denn, fieng der Kranke von neuen an, so wissen Sie dann, daß ich mich zu dem Zweykampfe mit Villeville entschlossen hatte, und gestern im Begriffe war, Ihnen von meinem Entschlusse Nachricht zu geben. Ich ritt in meiner Rüstung einher, denn ich habe mich nie anders als in voller Rüstung geschlagen, als mir ein Aben-

theuer aufstieß, bey welchem ich meine Ruhe auf ewig verlohren habe. Ich bin verliebt, lieber Baron... „¡Sie sind verliebt! rief dieser aus: seit wann denn?“ — Seit vier und zwanzig Stunden, antwortete der Kranke. Als ich längst dem Ufer des Meeres hinritt, hörte ich die Stimme zweyer Damen, die sich von mir unterhielten. Ich sahe mich um, und erblickte einen kleinen Pavillon, dessen Fenster nach dem Meere zu gingen und mit Gittern verschlossen waren. Hier sahe ich zwey Prinzessinnen, die mich entzückten, vorzüglich aber die eine, welche weiß ist wie der Schnee, und zart wie ein Lamm war. Sie redeten mich mit einer Höflichkeit, einer Anmuth, einer Liebenswürdigkeit an, — für die ich keine Worte zu finden weiß. Ihre Reize und ihre Güte entführten mein Herz, wie der Habicht die Taube entführt, und in den Aufwallungen von Ehrfurcht, Bewegung und Liebe wußte ich so wenig, was ich that, daß ich vom Pferde stürzte, und in die unglückliche Lage gerieth, in der Sie mich gestern am Ufer fanden. So bin ich denn also zu gleicher Zeit von der Liebe, meinen Wunden und einem Duel gepeinigt und folglich der unglücklichste Mensch von der Welt.“

Hier schwieg Dandinardiere, um seinem Herzen mit zwey oder drey tiefen Seufzern Luft

zu machen. Der Baron aber hob Augen und Hände gen Himmel, um sein Erstaunen über alle diese wundervollen Ereignisse an den Tag zu legen. „Schöpfen Sie Muth, lieber Freund, sagte er zu ihm, Sie müssen alles von der Zeit hoffen." — „Vor der Hand, fuhr der Kranke fort, liegt mir nichts so sehr am Herzen als meine Gesundheit und meine Liebe. Schicken Sie nach einem bessern Wundarzte als der gestrige war, und haben sie die Güte, in meinem Nahmen ein Billet an die Königinnen meines Herzens zu schreiben." — Von Herzen gern, antwortete der Baron, wenn Sie nur die Gefälligkeit haben wollen, es mir zu dictiren. Ihr Herz ist von Zärtlichkeit durchdrungen und sie werden sich selbst am besten über Ihre Herzens-Angelegenheiten ausdrücken können." — Zu gleicher Zeit setzte er sich zum schreiben zurecht und Dandinardiere dictirte ihm, nach einer kleinen Pause, während welcher er an seinen Nägeln gekaut hatte — wie folgt.

„Königinnen meines Herzens! ich vergleiche Sie zwey Sonnen, deren Strahlen den Brennspiegel meiner Augen getroffen, und mein Herz in Asche und Kohlen verwandelt haben. Ja, ich bin zu Asche und Kohlen gebrannt, seit dem glücklichen Augenblicke, da ich Sie, reizende Prinzessinnen, an dem Gitter ihres Fensters

leuchten sahe; meine Vernunft ist verdampft, und mein Herz flieht zu Ihren Füßen. An der Mauer ihres Palastes hab ich mein Blut vergossen, aber gern würde ich Ihnen mein Leben opfern, wenn Ihnen dieses Opfer gefällig wäre. Mit diesen Gesinnungen, meine Königinnen, bin ich ihr unterthänigster Sclave; Georg von Dandinardiere, Enkel des berühmten Hans von Dandinardiere, der ein Liebling Carls VIII. und Connetable von Frankreich war."

Die Freude unsers kranken Helden, als dieser Brief geendigt war, war unaussprechlich. Er hatte sich selbst nie so viel Witz und Feinheit zugetraut. Der Baron schrie bey jeder Phrase vor Verwunderung auf, und versicherte ihn, daß ein solches Meisterstück die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich ziehen würde. „Ja, ja, sagte Dandinardiere, Sie sind nicht der erste, der mir Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Als ich noch am Hofe war, hat dieser Stil manche Dame schwach gemacht. — Doch jetzt lassen Sie uns den Brief siegeln. Aber auch dieß muß auf eine galante Art geschehen, damit das Aeussere dem Innern entspreche. Ich habe hier ein Petschaft, das sich treflich dazu schickt, eine Weibsperson die sich auf einen Anker stützt, und einem kleinen Amor die Brust reicht. Wenn ich nun noch einen Fa-

den

den grüne Seide hätte, so wäre die Sache gemacht. — Der Baron gieng hinaus, um nach Seide zu schicken. Man fand keine im ganzen Hause. Endlich frug man auch bey den Fräuleins nach. Da sie hörten, daß es für den verwundeten Herrn sey, benutzten sie diese Gelegenheit, ihn selbst zu sehen. Sie versicherten keine zu haben, und schickten den Bedienten fort. Aber kaum war er zur Thüre hinaus, als sie sich durch die bedeckten Gänge des Gartens schlichen, um nicht von ihrer Mutter gesehen zu seyn.. Sie traten in das Zimmer des Kranken, jede mit einem kleinen Kästchen von Schildkrott, in welchem Siegellack, Seide und Streusand war. Als sie sich seinem Bette näherten, stieß er einen lauten Schrey aus, und rief: Platz für die Prinzessinnen. Jetzt glaubte der Baron, der mit dem Gesichte nach dem Fenster zu stand, nicht anders, als sein Gast habe seinen wenigen Verstand vollends verlohren, sahe sich um, und erblickte zu seinem Erstaunen, seine eignen Töchter.

Ich stelle Ihnen hier meine Töchter, Virginie und Adelheid vor, die Ihnen ihren Besuch machen wollen, sagte der Baron. Sie haben ohne Zweifel gewußt, daß ich auf ihrem Zimmer wäre. — Lieber Vater, antwortete die

die älteste, man sagte uns, daß Sie Seide für diesen Herrn verlangten, hier bringen wir sie. — Dandinardiere wußte bey diesem Vorfalle nicht, wie er sich nehmen sollte; er hatte sich eingebildet, eine Prinzessin zu lieben, und sahe nun, daß er um einige Stufen herabsteigen mußte. Für Damen aus der Provinz schien ihm sein Brief nun nicht mehr zu passen; und gleichwohl that es ihm leid, daß dieses herrliche Product seines Geistes unbenuzt bleiben sollte. Seine Eitelkeit war auf der einen Seite zwar gekränkt, aber auf der andern that es ihm wohl, die schönen Unbekannten wieder zu sehen, und den Eifer zu bemerken, mit dem sie ihm zu dienen suchten. Diese verschiedenen Empfindungen theilten sein Herz und beunruhigten ihn so sehr, daß er kein Wort vorbringen konnte.

Der Baron hatte schon vorher vermuthet, daß die Prinzessinnen seines Nachbars niemand anders als seine Töchter wären, und suchte ihn nun aus der Verlegenheit zu ziehen, in der er ihn sah." „Es giebt mir eine gute Idee von meinen Töchtern, sagte er mit seinem leichten scherzhaften Tone, daß sie einen so starken Eindruck auf Ihr Herz gemacht haben. Lassen Sie sie immer das Billet lesen, das Sie eben geschrieben haben. Ich traue meinen Töchtern

Geschmack genug zu, um die Schönheiten davon zu fühlen." — Die beyden Schönen an den ausschweifenden Styl der alten Ritter-Romane gewöhnt, lasen das Billet, und riefen einmal über das andere: „Wie schön! wie sinnreich! wie fein gewendet! Es ist unmöglich, besser zu schreiben." — Dieser Beyfall betäubte den armen Dandinardiere. In seinem Leben hatte er sich nicht eingebildet, etwas machen zu können, das so einmüthig gepriesen wurde. Er sagte tausend lächerliche Dinge, die den beyden Damen gar nicht misfielen. Endlich fand der Baron für gut, dieser Scene ein Ende zu machen. „Sie haben schon so viel gesprochen, lieber Freund, sagte er, daß mir für Ihre Gesundheit bange wird. Sie haben Ruhe nöthig. Sorgen Sie für sich; einen bessern Wundarzt will ich Ihnen auch verschaffen."

Noch eine Bitte, rief Dandinardiere ihnen nach, als sie eben das Zimmer verlassen wollten. Lassen Sie mir einige zeitverkürzende Bücher zukommen; ich bin nicht so krank, daß ich nicht einmal lesen könnte." — „Ich will ihnen ein Mährchen schicken, sagte Adelheid, das meine Schwester gestern Abend geendiget hat." „Es würde mir Freude machen, wenn es Ihnen gefiele, setzte Virginie hinzu. Ich würde dann des Beyfalls der Kenner gewiß seyn." —

Ich

„Ich gebe Ihnen meinen Beyfall zum voraus, anbetungswürdige Virginie, rief der Kranke, und wenn Sie es für gut finden, so schicke ich Ihr Mährchen sogleich nach Hofe, um dort Ihre Talente bekannt zu machen.“ — Die Familie machte einen Knix, und wollte antworten, aber ihr Vater schob sie zur Thüre hinaus.“

Kaum waren sie in ihren Pavillon zurückgekommen, als sie ihre Kammerfrau mit den Mährchen an den irrenden Ritter absendeten. Er war entzückt über diese Gefälligkeit; da er aber nicht gewohnt war, lange in einem fort zu lesen, schickte er zu dem Prior, und ließ ihn inständig um einen Besuch bitten. Die Gesellschaft erschrak; sie glaubten, der arme Ritter sey schlimmer geworden, und alle liefen herbey, zu sehn, was er machte. Sie fanden ihn ganz ruhig auf seinem Bette. Der Prior fragte ihn nach seinem Begehren. Er zeigte ihm den Heft, den er eben erhalten hatte, und bat ihn, die Mühe über sich zu nehmen, und vorzulesen. Der Prior war es zufrieden und las der Gesellschaft folgendes Mährchen vor:

* * *

1.

Die weiße Katze.

Es war einmal ein König, welcher drey schöne und muthige Prinzen hatte, von denen das Gerüchte gieng, sie suchten sich Anhänger zu machen, um das Königreich an sich zu ziehn. Der König war alt, aber seine Lebensgeister waren noch munter, und sein Verstand noch ungeschwächt; auch hatte er noch gar keine Lust einen Thron zu verlassen, auf dem er sein Ansehen noch immer behauptete. Die Absichten seiner Söhne waren ihm indeß nicht unbekannt; und er glaubte, das beste Mittel, sein Leben in Ruhe zu endigen, sey, sie mit leeren Versprechungen hinzuhalten.

Er ließ sie also eines Tages in sein Zimmer kommen und nachdem er sich sehr gnädig mit ihnen unterhalten hatte, sagte er: Ihr werdet selbst sehen, meine lieben Kinder, daß mir mein hohes Alter nicht mehr erlaubt, die Angelegenheiten des Staats mit dem Eifer und der Thätigkeit zu verwalten, die ich ehemals hatte. Ich wünsche das Glück meiner Unterthanen, und ich glaube, ich werde besser thun meine Krone einem von euch aufzusetzen. Indessen ist es billig, daß ihr euch für dieß Geschenk dankbar gegen mich bezeugt, und mir

meine Entfernung aus dem Geräusche der Welt zu erleichtern sucht. Ich glaube, daß mir ein artiger, geschickter und treuer Hund gute Gesellschaft leisten würde. Meine Meynung geht also dahin, denjenigen von euch zu meinem Thronerben zu erklären, der mir den schönsten kleinen Hund bringt. Die jungen Prinzen hörten diesen Vorschlag mit Vergnügen, und der älteste wagte es nicht, Vorstellungen dagegen zu thun. Sie empfohlen sich also dem Könige, der sie mit Geld und Edelsteinen versah, und ihnen befahl, sich nach Verlauf eines Jahres, zu der nehmlichen Stunde und an dem nemlichen Tage, mit ihrem Hunde bey ihm einzufinden.

Ehe sie abreisten, versprachen sich die drey Brüder ewige Freundschaft, der Erfolg ihrer Nachforschungen möchte seyn, welcher er wollte, und machten aus, nach Verlauf des Jahres in einem Schlosse zusammenzukommen, welches eine Stunde von der Stadt lag, und von wo aus sie ihre Reise antraten. Sie machten sich hierauf auf den Weg, der eine da der andere dorthin, ohne Begleiter, uud mit veränderten Nahmen.

Ich werde mich nur bey den Abentheuern des jüngsten Bruders verweilen. Dieser war

schön,

schön, groß, wohlgemacht, munter, voll Wiz und Laune, in allen Leibesübungen geschickt. Er hatte eine angenehme Stimme, und spielte die Laute und Theorbe mit eben so viel Anstande als Geschicklichkeit. Er zeichnete und mahlte; er besaß Gegenwart des Geistes und Muth; mit Einem Worte, er war ein vollkommener Mann.

Kein Tag vergieng, wo er nicht einen Hund kaufte. Wenn er glaubte, einen recht schönen zu haben, so fand er bald einen noch schönern. So reiste er eine geraume Zeit, als er eines Tags gegen Einbruch der Nacht in einem Walde von einem Ungewitter überrascht wurde.

Er sahe weder Weg noch Steg und so blieb ihm nichts übrig, als auf Gerathewohl durch die Büsche durchzubrechen. Er war lange Zeit gegangen, als er endlich ein Licht in der Ferne schimmern sah. Er gieng darauf los, und kam an das Thor eines Schlosses, das mit Carfunkel gedeckt war, und ein helles und reines Licht auf die ganze Gegend umherwarf. Die Mauern waren von durchsichtigen Porzellain, und mit den schönsten Gemälden geziert, welche die Begebenheiten der Feen darstellten. Der Prinz hatte keine Lust, sich lange mit Be-

trachtung dieser Wunder aufzuhalten; denn der Regen hatte ihn bis auf die Knochen durchnezt, und er sehnte sich nach einem Obdache, wo er dem Ungewitter entgehen könnte. Er sah an dem Thore einen Rehfuß, der an einer diamantnen Kette hieng; hieran zog er, und hörte den Klang einer silbernen Schelle, die mit dem Rehfuße zusammenhieng. In dem Augenblicke öffnete sich das Thor. Ein Dutzend Hände erschienen in der Luft, davon jede eine Fackel hielt. Dieses Schauspiel setzte den Prinzen in Erstaunen. Er bedachte sich einen Augenblick, ob er hineingehen sollte, als ihn andere Hände mit Gewalt hineinstießen. Er gieng nun auf gut Glück weiter, und kam bald in ein Vorhaus, das mit Porphir, und Lapis-Lazuli bekleidet war. Hier hörte er zwey reizende Stimmen, welche folgende Worte sangen:

Der Zauber, der o! Prinz, mit Staunen dich
erfüllet,

Droht keinem Heldenherz Gefahr;

Doch hüte dich vor einem Augenpaar,

In welchem sich der liebe Gott verhüllet.

Wenn es weiter nichts ist, dachte der Prinz und folgte nun unbesorgt den sanften Stößen, die er von Zeit zu Zeit von den geistigen Händen in den Rücken bekam. Diese trieben ihn

zu

zunächst an ein großes Portal von Corallen, das sich bey seiner Annäherung sogleich öffnete, und in einen Saal führte, der mit Perlenmutter bekleidet war. Von hier gieng es durch mehrere Zimmer alle mit den herrlichsten Gemälden ausgeschmückt. Der Prinz glaubte bezaubert zu seyn. Unzählige Lichter bedeckten die Wände und das Gewölbe der Säle, und verbreiteten einen Glanz, der den Glanz der Sonne übertraf.

Sechzig Zimmer war der Prinz durchwandert, als die Hände ihn aufhielten. Er sah umher, und erblickte einen Lehnstuhl der sich von selbst dem Camin näherte, so wie sich in dem Camine das Feuer von selbst anzündete. Eine Menge weiße kleine uud niedliche Hände waren nun beschäftigt den Prinzen auszukleiden, denn er war, wie gesagt, durch und durch naß. Man brachte ihm ein feines Spitzenhemd, einen seidenen Schlafrock, mit Chiffern von kleinen Schmaragden gestickt. Eine Toilette wurde vor ihn gerückt, und die Hände kämmten ihn mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, von der man keine Vorstellung hat. Als man damit fertig war, erschien ein anderer kostbarer Anzug, den man ihm anlegte; und in kurzem war er vollkommen gekleidet und so schön wie ein Adonis.

Nun gieng die Reise weiter. Die Hände führten ihn in einen kostbaren Saal, der auf das schönste decorirt und möblirt war. An allen Wänden sahe man die Begebenheiten der berühmtesten Katzen, welche jemals in der Geschichte aufgetreten sind; Rodillardus, auf Angeben der Ratten an den Beinen aufgehängt: die gestiefelte Katze des Marquis von Carabas; die Katze welche zur Frau wird; und der Zauberer welcher zur Katze wird; alles auf das schönste und natürlichste abgebildet.

In diesem Saale stand eine Tafel mit zwey Couverts einem Büffet, mit den schönsten Gefäßen von Bergcrystall aufgeputzt, und ausserdem noch eine Menge goldne und silberne Becher und Vasen. Er war kaum hineingetreten, als ein ganzer Zug Katzen erschien, und seinen Platz auf dem Orchester nahm. Sie bemächtigten sich der Instrumente, legten Noten auf, und fiengen eine Musik an, über die sich der Prinz beynahe todt lachte. Etwas närrischers als ihre Grimassen kann man unmöglich sehn, so wie man auch wohl unmöglich eine abscheulichere Musik wird hören können.

Der Prinz war ganz mit Betrachtung der Wunder beschäfftigt, die ihm in diesem Palaste aufgestoßen waren, als eine Figur hereintrat die,

die nicht größer als eine Elle war. Diese Marionette war in einen langen schwarzen Schleyer eingehüllt. Zwey Katzen führten sie. Sie waren ebenfalls in Trauer und schwarzen Mänteln. Ihnen folgte ein ansehnlicher Zug von Katzen, die zum Theil Ratten und Mause-Fallen trugen.

Der Prinz wußte nicht, was er von diesem närrischen Aufzuge denken sollte, als die Hauptperson sich ihm näherte, den Schleyer aufhob, und ihm das niedlichste Katzen-Gesichtchen zeigte, das jemals mit grünen Augen gebohren worden ist. Sie war ganz weiß, und dem Anscheine nach, noch sehr jung; aber in ihren Mienen war ein unverkennbarer Zug von Melancholie. Sie fieng an zu miauen, und ihre Töne waren so rührend, so einschmeichelnd, daß sie gerade zum Herzen giengen. „Sey mir gegrüßt, Königs-Sohn, sagte sie zu ihm, ich sehe dich mit Vergnügen bey mir.“ „Sie sind sehr gnädig, Madam, antwortete der Prinz, mich auf diese Art aufzunehmen. Sie scheinen mir gar keine Katze von gewöhnlichem Schlage. Das Talent zu sprechen, mit welchem Sie begabt sind, und das herrliche Schloß, daß Sie bewohnen, spricht für ihre ausserordentliche Geburt.“ — „Du bist ein Schmeichler, antwortete die Katze. Ich bin nicht gewohnt, mir Com-

plimente sagen zu lassen, oder sie zu erwiedern: ich liebe Simplizität und Herzlichkeit. — Man lasse auftragen, fuhr sie fort und die Musik soll aufhören; der Prinz versteht doch nicht, was gesungen wird." — „¿Gesungen? fragte der Prinz ganz erstaunt." — „Allerdings, antwortete die Katze. Wir haben hier Dichter von sehr vielem Geist; und wenn Sie länger bey Uns bleiben, so werden sie selbst Gelegenheit finden, die Wahrheit meines Urtheils einzusehen."

Man trug das Essen auf, und unsichtbare Hände bedienten sie. Zuerst erschienen zwey Pasteten, die eine von Tauben, die andre von Mäusen. Bey diesem Anblicke vergieng dem Prinzen aller Appetit. „Sie dürfen sich nicht scheuen, sagte die Katze, von dieser Pastete zu genießen. Ihre Küche ist apart und Sie können versichert seyn, daß nichts von meiner Kost unter die Ihrige gekommen ist."

Der Prinz ließ sich dieß nicht zweymal sagen und es gereute ihn nicht, dem Rath der schönen Katze gefolgt zu haben, die ihm gegenüber saß. Er bemerkte, wenn sie ihre kleinen Pfötchen auf den Tisch brachte, daß sie ein Porträt an einer derselben trug; dies wunderte ihn; und da er vollends sahe, daß es nicht das Porträt eines Katers, sondern eines schönen jungen Mannes war, so wunderte ihn das noch weit

mehr.

mehr. Aber das allersonderbarste war, daß ihm dieß Bildniß glich. Die Sache kam ihm ausserordentlich vor; indeß da er sahe, daß die Katze tiefsinnig wurde und einigemal ganz vernehmlich seufzte, so wagte er es nicht weiter nachzuforschen. Er unterhielt sie vielmehr, von allen möglichen Neuigkeiten, die er wußte und fand, daß sie mit allen Welthändeln sehr genau bekannt war.

Nach der Tafel bat die weiße Katze ihren Gast, sich mit ihr in einen Saal zu begeben, wo er ein Theater fand, auf welchem ein Dutzend Katzen und Affen ein Ballet tanzten. Einige von ihnen trugen maurische, andre chinesische Kleidung, alle aber machten die wunderlichsten Sprünge, mit einem sichtbaren Bestreben, ihre Gebieterin aufzuheitern. Als auch dieß vorbey war, wünschte die weiße Katze dem Prinzen gute Nacht, und die schönen Hände führten ihn fort, in ein Apartement, welches dem ersten gerade gegenüber lag. Es war nicht so prächtig, aber sehr elegant. Die Tapeten bestanden aus Schmetterlingsflügeln, welche die niedlichsten Figuren bildeten. Die Betten waren von Flor mit schönen Bändern geschmückt und große Spiegel hiengen ihnen gegenüber, in denen man sich vom Kopf bis auf die Füße besehen konnte.

Der Prinz legte sich nieder, ohne ein Wort zu reden, denn mit den Händen, die ihn bedienten, war wenig anzufangen. Man ließ ihn nicht lange schlafen. Ein dumpfes Geräusch weckte ihn auf, und als er die Augen öffnete, hoben ihn die Hände aus dem Bette, und zogen ihm ein Jagdkleid an. Nun sah er zum Fenster hinaus auf den Schloßhof, wo er eine Menge Katzen erblickte, welche zum Theil ins Horn stießen, zum Theil Jagdhunde an der Leine führten. Die weiße Katze wollte auf die Jagd gehn und den Prinzen zur Gesellschaft haben. Man präsentirt ihm ein hölzernes Pferd, das mit unglaublicher Schnelligkeit lief. Er machte zwar einige Umstände es zu besteigen, aber es half nichts; er wurde hienaufgehoben. Die weiße Katze ritt einen schönen Affen, von ungemeiner Größe. Für heute, hatte sie ihren Schleyer abgelegt, und einen Hut aufgesezt der ihr ein sehr entschlossenes Ansehn gab. Die Jagd fiel reichlich aus: die Katzen fingen die Hasen mit einer Geschicklichkeit, die ihres gleichen suchte; und selbst die Vögel waren nicht sicher vor ihnen. Der Affe trug die weiße Katze bis hinauf zu den Nestern der Adler, die sie ausnahm. Die andern Katzen machten es ebenso. Der Prinz hatte sich nicht leicht auf einer Jagd so vergnügt.

Als sie zu Ende war nahm die weiße Katze ein kleines Waldhorn, und stieß hinein. Es gab einen durchdringenden Schall von sich, den man auf zehn Stunden in Umkreiße hörte. Die Wirkung davon fiel bald in die Augen. Alle Katzen aus dem ganzen Lande eilten herbey; die einen kamen auf Wagen durch die Luft, die andern auf kleinen Barken zu Wasser. Sie waren alle verschieden gekleidet, und machten der weißen Katze ihre Verbeugung. Diese kehrte mit der ganzen ansehnlichen Gesellschaft nach ihrem Schlosse zurück und bat den Prinzen auch mit ihr umzukehren.

So wie sie in ihr Zimmer trat, hieng man ihr den schwarzen Schleyer wieder um. Sie speiste mit dem Prinzen, und dieser vergaß in ihrer Gesellschaft den Zweck seiner Reise so ganz und gar, daß er kein größer Vergnügen kannte als der weißen Katze Gesellschaft zu leisten. Alle Tage waren neue Feten. Aber nichts ergötzte ihn so sehr, als die Unterhaltung seiner Wirthin, mit der er zu ganzen Tagen plauderte. „Ach! sagte er bisweilen, wie werde ich mich entschließen können, Sie zu verlassen? Ich liebe sie so zärtlich. Sie haben mir so angenehme Tage verschaft. O! daß ich Sie zum Weibe hätte, oder ich zur Katze würde, um mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen.“ — Auf

diese Reden antwortete sie nie anders als in dunkeln Ausdrücken, deren Sinn er nie ganz begriff.

Ein Jahr vergeht geschwinde, wenn man weder Kummer noch Sorgen hat, und sich so gut amüsirt. Die weiße Katze wußte die Zeit, in der er zurückkehren sollte, und da er selbst nicht daran dachte, nahm sie es auf sich ihn daran zu erinnern. Weißt du wohl, sagte sie eines Tages, daß du nur noch drey Tage übrig hast, um den Hund zu suchen, den dein Vater zu haben wünscht? „¿ Weißt du auch, daß deine Brüder sehr schöne Hunde gefunden haben? — Bey diesen Worten kam der Prinz wieder zu sich selbst. „Mein Gott sagte er, wie ist es möglich, daß ich eine Sache habe vergessen können, die mir so unendlich wichtig ist! Mein Glück und meine Ehre hängen davon ab. ¿Wo soll ich nun einen solchen Hund herbekommen? und wo soll ich ein Pferd hernehmen, das einen so weiten Weg in drey Tagen zurücklegt?"

„Ich will mich deiner annehmen, sagte die Katze. Du kannst noch einen ganzen Tag hier bleiben und das hölzerne Pferd wird dich doch zu rechter Zeit an Ort und Stelle bringen." — „Das ist recht gut, antwortete der Prinz; aber was hilft es mir, wenn ich mit leren Händen

ans

ankomme?" — „Auch dafür habe ich gesorgt, versetzte jene. In dieser Eichel steckt ein so niedlicher Hund, daß deine Brüder schwerlich einen ähnlichen aufzeigen werden." — „Sie scherzen, erwiederte der Prinz." — „Ich scherze nicht, war die Antwort; halte nur die Eichel ans Ohr und du wirst ihn bellen hören." — „Der Prinz hielt die Eichel ans Ohr und der Hund bellte." Wie freute sich der Prinz. Er wollte die Eichel öffnen; aber die Katze hielt ihn zurück. „Erwarte die Zeit, sagte sie, bis du zu deinem Vater kömmst. Das Hündchen könnte sich unterwegs verkälten.

Die Zeit des Abschieds kam herbey. Er war von beyden Seiten sehr zärtlich; und die arme Katze war sehr betrübt. Der Prinz dankte ihr für die Güte, mit der sie ihn bewirthet hätte. „Ich versichere Sie, sagte er, daß mir die Zeit nie schneller als in Ihrer Gesellschaft vergangen ist. Es thut mir Leid, Sie hier zurücklassen zu müssen; und gleichwohl wage ich es nicht, Sie zu bitten, dieses Schloß zu verlassen, in welchem Sie als Königin herrschen, und wo Sie freylich mehr Unterhaltung finden, als ich Ihnen in irgend einer Gegend der Welt versprechen könnte." — Die Katze antwortete auf diesen Vorschlag mit einem tiefen Seufzer.

Der Prinz reiste ab, und war der erste von seinen Brüdern, der auf dem bestimmten Schlosse ankam. Die andern kamen kurz darauf auch, und wunderten sich nicht wenig, ein hölzernes Pferd auf dem Hofe zu finden, das an Leichtigkeit und Geschicklichkeit dem besten Schulpferde nichts nachgab.

Die drey Brüder umarmten sich mit großer Zärtlichkeit, und erzählten sich die Abentheuer, die ihnen unterwegs aufgestoßen waren; aber der jüngste verhelte die Wahrheit, und zeigte ihnen einen häßlichen Hund, den man zum Bratenwender brauchte, indem er versicherte, er habe keinen niedlichern Hund auftreiben können. So groß nun auch die Liebe der beyden ältern für den jüngern Bruder war, so empfanden sie doch eine heimliche Freude über seine schlechte Wahl, durch die sie sich eines Theils ihrer Furcht entledigt sahen.

Den andern Tag reisten sie zusammen in Einem Wagen ab, und kamen bald in dem Palaste ihres Vaters an, wo alles sie umringte, um sich über ihre Ankunft zu freuen. Sie traten in das Zimmer des Königs. Die beyden ältesten zeigten ihm ihre Hunde, und diese waren beyde so klein und niedlich, daß er nicht wußte, für welchen er sich entscheiden sollte.

Der

Der jüngste half ihm aus dieser Verlegenheit. Er zog die Eichel aus der Tasche, die ihm die weise Katze gegeben hatte, öffnete sie schnell, und ließ ein Hündchen heraus, das ohne Anstoß durch einen Ring gieng. Dann setzte er ihn auf die Erde, wo er eine Sarabande tanzte. Es hatte alle nur mögliche Farben; sein Haar und seine Ohren hiengen bis auf die Erde. Der König war betroffen; denn es war unmöglich, etwas an diesem niedlichen Geschöpfe auszusetzen. Gleichwohl hatte er noch keine Lust, sich von seiner Krone zu trennen, deren kleinster Zierrath ihm lieber war, als alle Hunde auf der Welt.

Er dankte daher seinen Söhnen für die Mühe, die sie sich seinetwegen gegeben hätten, und setzte hinzu, da ihnen das erstemal ihre Nachforschungen so gut gelungen wären, so wünschte er ihre Geschicklichkeit noch einmal auf die Probe zu stellen, ehe er ihnen Wort hielte. Er trüge ihnen also auf, in Zeit eines Jahres ein Stück feine Leinwand zu suchen, die durch das Oehr einer englischen Nähnadel gienge. Die beyden ältesten Prinzen waren dieß ganz wohl zufrieden; und der jüngste mußte wohl einwilligen. Sie reißten also wieder ab, ohne so zärtlichen Abschied von einander zu nehmen, als das erstemal; denn der Scherz mit dem

Bra-

Bratenwender hatte ihrer Freundschaft einen kleinen Stoß gegeben.

Unser Prinz bestieg seinen hölzernen Gaul, und kehrte, im festen Vertrauen auf den Beystand der weißen Katze, gerades wegs nach ihrem Schlosse zurück. Alle Thore standen offen; das Dach, die Fenster, die Thüren, alles war auf das schönste erleuchtet. Die lustigen Hände erschienen wieder, ergriffen das hölzerne Pferd beym Zaume, und führten es in den Stall, während der Prinz sich in das Zimmer der weissen Katze begab.

Sie lag in einem Körbchen auf einem Küssen von weißen Atlas, und schien etwas niedergeschlagen und matt zu seyn. Kaum aber erblickte sie den Prinzen als sie aufsprang, ihm entgegen gieng, und ihm ihre Freude über seine Rückkehr bezeugte. „Ich muß Dir gestehn, sagte sie unter andern, daß ich es kaum wagte, deine Rückkehr zu hoffen, so viel Ursache ich auch dazu haben mochte. Ich bin immer in meinen Wünschen so unglücklich gewesen, daß es mich überrascht, diesen erfüllt zu sehn.“

Der Prinz erzählte ihr nun den Ausgang seiner Reise, und den neuen Auftrag seines Vaters, dessen Erfüllung er für unmöglich halten würde

würde, wenn er nicht auf ihre Freundschaft und ihren Beystand rechnete. „Die weiße Katze antwortete mit großer Ernsthaftigkeit, daß sie daran denken wollte, seinen Wunsch zu befriedigen; wenigstens, sagte sie, wird es schwer halten, solche Leinwand, wie dein Vater verlangt, irgendwo anders als in meinem Schlosse aufzutreiben. Ich habe Katzen, welche sehr fein spinnen, und ich werde im Nothfall selbst Hand anlegen. Du brauchst also nicht weiter zu gehn, sondern Du kannst hier mit der größten Ruhe den Ablauf des Jahres erwarten.

Dieses Jahr verstrich, wie das vorhergehende. Der Prinz hatte alles was er wünschte, und die Unterhaltung mit der Katze riß niemals ab. Seine glücklichsten Augenblicke genoß er in ihrem Umgange, den sie durch die mannichfaltigsten Kenntnisse, den reichsten Witz, die treffendsten Urtheile immer neu zu machen wußte. Endlich erschien die Zeit der Abreise. Die weiße Katze, auf alles aufmerksam, was den Prinzen betraf, erinnerte ihn selbst, daß es Zeit wäre, sich auf den Weg zu machen, und daß ein Stück Leinwand bereit läge, welches die erforderlichen Eigenschaften besäße. Sie sagte ihm auch, daß sie diesesmal für eine bessere Equipage gesorgt habe. Bey diesen Worten führte sie ihn an ein Fenster das in den Hof

gieng

gieng, und zeigte ihm einen schönen offnen Wagen, der auf das schönste lackirt war, und in den Strahlen der Sonne funkelte. Zwölf Pferde, weiß wie der Schnee, mit dem prächtigsten Zeuge bedeckt, zogen ihn. Außerdem standen hundert achtspännige Wagen bereit, welche das Gefolge des Prinzen einnehmen sollten; und tausend Gardisten erwarteten den Befehl zum Aufbruch. Alle waren auf das reichste gekleidet; das sonderbarste dabey war aber, daß man überall, in den Devisen, auf der Stickerey, an dem Pferdezeug, das Bildniß der weißen Katze erblickte.

Geh, sagte sie zu dem Prinzen, geh und zeige dich in dieser Pracht an dem Hofe deines Vaters, damit er dir nicht länger die Krone versage, die du so sehr verdienst. Nimm diese Nuß; in ihr ist die verlangte Leinwand enthalten; aber öffne sie nicht eher, als bis du vor dem Könige erscheinst. Der Prinz dankte ihr auf das verbindlichste; er bezeigte ihr seinen Verdruß über seine Abreise; er versicherte Sie, daß er ihren Umgang allen Kronen der Erde vorzöge. Mit Einem Worte: der Abschied war noch zärtlicher und rührender als das erstemal.

Der Prinz legte den weiten Weg bis zu seinem Vater in kurzer Zeit zurück; denn dieses neue Equipage gab an Schnelligkeit dem hölzernen Pferde nichts nach. Die beyden ältern Brüder waren schon angekommen; und schmeichelten sich, daß ihr Bruder vielleicht gar nicht wiederkommen würde. Sie hatten schon ihre Leinewand aufgezeigt, die in der That so fein war, daß sie durch ein großes Nadelöhr gieng. Aber der König hatte mehr verlangt. Die Nadel, welche er ihnen bey der Abreise vorgezeigt hatte, war viel kleiner; und da der Versuch mit dieser durchaus nicht angestellt werden konnte, so hatte ihr Vater einen guten Vorwand, die Erfüllung seines Versprechens aufzuschieben.

Die Prinzen und ihre Anhänger waren voll Unmuths über die Ausflucht des Königs, und es waren schon einige unangenehme Auftritte vorgekommen, als der jüngste Prinz mit seinem prächtigen Gefolge erschien. Er begab sich sogleich zu seinem Vater, grüßte ihn auf das ehrerbietigste, umarmte seine Brüder, und zog die Nuß heraus. Er zerbrach sie und glaubte hier die versprochne Leinwand zu finden; aber statt dessen fand er eine Haselnuß; auch diese zerbrach er, und ein Kirschkern fiel ihm in die Hände. Jedermann sahe sich an und der König lächelte über die Leichtgläubigkeit seines

Sohns. Dieser verlohr den Muth noch nicht. Er zerbrach den Kirschkern, und in ihm lag, was in allen Kirschkernen liegt. Jetzt erhob sich ein großes Geräusch im Saale; die meisten lachten und gaben die Sache des Prinzen verspielt. Der Prinz antwortete keine Sylbe, suchte weiter, und fand ein Gerstenkorn, und in diesem ein Hirsenkorn. Jetzt gieng ihm selbst die Gedult aus. Du hast mich betrogen, murmelte er; und in dem Augenblick fühlte er eine Katzenpfote auf seiner Hand, die ihn bis aufs Blut kratzte. Nun öffnete er auch das Hirsenkorn, und wie groß war das Erstaunen der ganzen Versammlung als er ein Stück Leinwand von vierhundert Ellen herauszog, auf welchem alle Thiere, Vögel und Insekten; alle Pflanzen und Muscheln; Sonne, Mond und Sterne; alle Könige und Fürsten mit ihrer ganzen Familie abgebildet waren. Als der König diese wundervolle Leinwand sahe, ward er eben so blaß als sein Sohn während dem Suchen roth worden war. Man holte die Nadel und das ganze Stück gieng ohne Anstoß durch. Alles war voll Bewunderung und Erstaunen; und so verdrüßlich auch dem Könige und den ältern Prinzen der Anblick dieser Leinwand war, so konnten sie sich dennoch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auszurufen, daß alle Wunder der Welt diesem nicht gleich kämen.

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus, wendete sich zu seinen Söhnen und sagte: meine Söhne, nichts kann mir in meinem hohen Alter zu größerm Troste gereichen, als Euer Gehorsam und Eure Ergebenheit gegen mich. Ich wünsche daher, daß ihr euch noch einer und zwar der letzten Probe unterwerfen möget. Geht, reiset noch ein Jahr, und wer nach Verlauf desselben das schönste Mädchen nach Hause bringt, soll sie heyrathen, und an seinem Hochzeittage meine Krone empfangen. Ich schwöre euch, die Erfüllung meines Versprechens dann nicht länger aufzuschieben.

Die beyden ältern Brüder hatten gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden; nur der jüngste hatte Ursache, über die Ungerechtigkeit seines Vaters Klage zu führen. Aber er hatte Grundsätze und Charakter, und so stieg er ohne Verzug in seinen Wagen und kehrte zu seiner geliebten Katze zurück.

Diese hatte den Augenblick seiner Rückkehr gewußt, und alles im Hause darauf zugerichtet. Sie selbst saß auf einem Balkon unter einem goldnen Zelte, und sah ihm entgegen. Er zögerte keinen Augenblick, sich ihr vorzustellen. „Nun, sagte sie zu ihm, du kömmst also auch dießmal ohne Krone zurück?" — „Ach! antwor-

tete er, Sie haben mich nun zweymal in den Stand gesetzt, darauf Anspruch zu machen; aber es scheint, daß es meinem Vater mehr Kummer macht, sich davon zu trennen, als es mir Freude machen würde, sie zu besitzen." — „Laß dich das nicht kümmern, antwortete sie. Ich will dir auch das nächstemal dienen, und für ein schönes Mädchen sorgen, das ganz sicher den Preiß gewinnen soll. Sey indessen unbesorgt; bleibe dieses Jahr noch bey uns und genieße dein Leben in dem Schooße der Ruhe und Zufriedenheit.

Der Prinz wünschte nichts Bessers, und dieß Jahr verstrich wiederum wie das vorhergehende, eben so angenehm, eben so schnell. In der Bewunderung über den Verstand und die Kenntnisse seiner Wirthin, konnte er sich bisweilen nicht enthalten neugierige Fragen zu thun. Er bat sie, ihm zu sagen, ob sie vielleicht eine Fee wäre, oder ob sie durch die Gewalt des Zaubers in eine Katze verwandelt worden; aber niemals gab sie bestimmte Antworten auf diese Fragen; und da sie diese Art von Gesprächen immer plötzlich abzubrechen pflegte, so schloß er hieraus, daß sie keine Lust habe, ihm ihr Geheimniß anzuvertrauen.

Nach Ablaufe des Jahres erinnerte die Katze den Prinzen wiederum, daß es Zeit sey, an den Hof seines Vaters zurückzukehren. „Es wird nur von dir abhängen, sagte sie, eine der schönsten Prinzessinnen mit dir zu nehmen. Die Zeit ist endlich gekommen, wo der Zauber der Feen zerstört werden kann, wenn du dich entschliessest, mir Kopf und Schwanz abzuhauen, und beydes auf der Stelle ins Feuer zu werfen.“ — Der Prinz zitterte bey diesem Vorschlag. „¿Wie? sagte er, ich sollte so grausam seyn, dich zu tödten, dich, meine einzige Freundin; dich, die Freude und das Glück meines Lebens? Ganz gewiß willst du mein Herz auf die Probe stellen, um zu versuchen ob ich des schändlichsten Undanks fähig bin.“ — „Nein nein, antwortete sie, ich kenne dein Herz und ich weiß daß es frey von allem Undanke ist. Ich kenne deine Verdienste: aber weder du noch ich können den Willen des Schicksals hemmen. Thue was ich wünsche, und wir werden glücklich seyn; du wirst sehn, daß ich deine wahre Freundin bin.“

Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen. Schon der Gedanke, seine geliebte Katze zu tödten, war ihm unerträglich. Er that alles, um sie von der Idee abzubringen. Sie aber war unerbittlich. Sie stellte ihm vor,

daß ihr Glück, daß sein Glück einzig und allein von dieser Handlung abhienge; endlich entschloß sich der Prinz. Mit zitternder Hand verrichtete er die Operation, und in dem Augenblicke sah er seinen Entschluß belohnt. Der Rumpf der Katze verwandelte sich, und ein reitzendes Mädchen stand vor ihm, von dem schönsten Wuchse, den edelsten Minen und den sanftesten Augen. Aus jedem ihrer Züge, aus allen ihren Bewegungen leuchtete der Geist und die Herzensgüte hervor, die der Prinz so oft an ihr unter der Gestalt der Katze bewundert hatte. Man wird leicht glauben, daß sie durch diese Verwandlung nichts bey ihm verlohr. Er war wie bezaubert. Seine Zunge war gebunden; er war nicht im Stande, die Fülle seines Entzückens und seiner Bewunderung an den Tag zu legen. Sein Erstaunen ward noch vermehrt, als er eine große Menge Herrn und Damen in das Zimmer treten sahe, von denen jedes ein Katzenfell auf der Schulter trug. Alle näherten sich ihrer Königin mit ehrfurchtsvollen Geberden, und wünschten ihr zu ihrer Verwandlung Glück. Sie empfieng sie mit allen Zeichen der Güte und Theilnahme. Hierauf entließ sie diese Gesellschaft und blieb mit dem Prinzen allein.

Glauben Sie nicht etwa, liebster Prinz, sagte sie zu ihm, daß ich Zeit meines Lebens die Gestalt gehabt habe, von der Sie mich vor wenig Augenblicken befreyt haben. Mein Vater war König von sieben Reichen. Er liebte meine Mutter auf das zärtlichste und ließ ihr die vollkommenste Freyheit in allen ihren Handlungen. Ihre herschende Neigung war zu reisen. Als sie mit mir schwanger war, fiel ihr ein, einen Berg zu besehen, von dem man ihr die sonderbarsten Dinge erzählt hatte. Sie machte sich also auf den Weg, und unterwegs erfuhr sie, daß sich in der Nähe ein wunderschönes Feenschloß befände, in welches niemand hinein gehn dürfte; und daß bey demselben ein Garten läge, in dem die schönsten und wohlschmeckendesten Früchte gezogen würden.

Nun bekam meine Mutter eine so heftige Lust zu diesen Früchten, daß sie von ihrem Wege nach dem Feenschlosse ablenkte. Sie kam an das Thor dieses unvergleichlichen Palastes, der auf allen Seiten von Gold und Azur glänzte; aber sie klopfte vergebens an. Niemand erschien, das ganze Haus war wie ausgestorben. Diese Schwierigkeiten vermehrten ihre Begierde noch mehr. Sie befahl Leitern zu holen, um über die Mauern in den Garten zu steigen; aber diese Mauern wurden zusehends höher,

und wiewohl man eine Leiter an die andre band und ein halbes Dutzend Menschen bey dieser Operation die Hälse brachen, so war es doch unmöglich, zum Zwecke zu gelangen.

Die Königin war vor Verdruß außer sich. Sie sahe die herrlichsten Bäume mit den schönsten Früchten über die Mauer hervorragen; ihre Begierde wuchs mit jedem Augenblicke, und gleichwohl war sie nicht im Stande, sie zu befriedigen. Sie ließ Zelte vor dem Schlosse aufschlagen, und blieb sechs Wochen mit ihrem ganzen Hofstaate hier. Sie verlohr Schlaf und Appetit; sie seufzte ohn' Unterlaß; sie sprach von nichts als von den Früchten des unzugänglichen Gartens. Endlich wurde sie tödtlich krank, ohne daß ihr jemand helfen konnte; denn die grausamen Feen, denen das Schloß gehörte, hatten sich während der ganzen Zeit nicht einmal sehen lassen. Jedermann war in der größten Unruhe; man hörte nichts als Seufzer und Klagen, während dem die Königin ohne Unterlaß Früchte verlangte, und zwar keine andern, als die sie nicht bekommen konnte.

Als sie einstmals während dieser Krankheit des Nachts aufwachte, sah sie eine kleine, häßliche, abgelebte Frau ihr zum Haupte auf ei-

nem Lehnstuhle sitzen, und sie war schon im Begriffe, mit ihren Leuten zu schmälen, daß sie eine Unbekannte ihr so nahe hatten kommen lassen, als diese den Mund öffnete und sagte: „du bist sehr unbescheiden, Königin, mit solcher Hartnäckigkeit eine Wohlthat von uns zu fodern. Weil indeß dein kostbares Leben dabey auf dem Spiele steht, so bin ich und meine Schwestern zufrieden, daß du so viel von diesen Früchten bekömmst, als du fortbringen kannst; vorausgesetzt, daß du uns ein angemessenes Geschenk dafür machst.“ — „Ach! meine gute Mutter, rief die Königin, ich gebe Euch mein Königreich, meine Seele, mein Leben, alles in der Welt, wenn ich nur von Euern Früchten bekomme. Gieb uns, antwortete die Fee, gieb uns die Tochter, die du unter deinem Herzen trägst; wir wollen sie abholen, sobald sie das Licht der Welt erblickt hat. Wir wollen sie erziehn und sie mit allen Tugenden, Kenntnissen und Vollkommenheiten begaben; mit Einem Worte, wir wollen sie als unser Kind ansehn, und sie glücklich machen. Hiermit aber ist noch dieses verbunden, daß du sie nicht eher zu sehen bekömmst, als bis sie verheyrathet ist. Wenn dir diese Vorschläge gefallen, setzte sie hinzu, so will ich dich auf der Stelle gesund machen und dich in unsern Garten führen. Hast du keine Lust, sie anzunehmen, so schlafe wohl, und

siehe zu, wer dir hilft." — So hart die Bedingungen sind, die Sie mir auflegen, antwortete die Königin, so muß ich mich doch darein fügen, wenn ich nicht sterben will. Mit meinem Leben errette ich zugleich das Leben meines Kindes. Geben Sie mir also meine Gesundheit wieder, weise Fee, und säumen Sie nicht, die Versprechung zu erfüllen, die Sie mir gethan haben."

Die Fee berührte sie mit einem goldnen Stäbchen, und in dem Augenblicke war es der Königin, als wenn ihr ein schwerer Pack von dem Leibe fiele; und ihre Krankheit war verschwunden. Sie ließ sogleich alle ihre Damen rufen; sie sagte ihnen, daß sie sich außerordentlich wohl befände, und daß die verriegelten Thore des Palastes, und die Gärten mit sammt ihren Früchten, sich ihr öffnen würden.

Die Damen waren anfänglich alle bey sich überzeugt, daß die Königin im Wahnsinne spräche, und fiengen bitterlich an zu weinen. Jeder Augenblick Verzugs machte die Königin ungeduldiger. Sie verlangte ihre Kleider; man gab sie ihr nicht; sie ward roth vor Zorn; man hielt dieses für eine Wirkung der Fieberhitze. Unterdessen kamen auch die Aerzte, fühlten ihr den Puls, und fanden, daß sie vollkommen

gesund sey. Die Damen suchten nun ihren Fehler gut zu machen; sie kleideten die Königin in aller Eile an, baten sie tausendmal um Verzeihung, und in wenig Augenblicken war sie im Stande, der alten Fee zu folgen, die sie bis jezt erwartet hatte.

Sie trat in den Palast, und ihre Ueberraschung bey dem Anblicke seiner Pracht, war nicht geringer als die ihrige, da sie ihn zum erstenmale sahe. Zwey Feen, weniger alt als die Führerin meiner Mutter, empfiengen sie beym Eingange und führten sie sogleich in den Garten zu den besten Bäumen. Sie waren mit Früchten aller Art beladen, und jede Gattung drängte sich hier hervor, ohne die Jahreszeit zu erwarten, die sie in andern Gegenden zur Reife bringt. Meine Mutter war unersättlich. „Erinnere dich aber auch deines Versprechens, sagten die Feen. Es ist dir nun nicht mehr vergönnt, dein Wort zurück zu nehmen." — „Ich bin überzeugt, antwortete die Königin, daß man nirgends besser aufgehoben seyn kann, als bey Ihnen, und dieser Palast scheint mir so schön, daß ich Sie bitten würde, mich hier zu behalten, wenn ich meinen Gemahl nicht allzusehr liebte. Ich werde mir also gewiß nicht einfallen lassen, mein Wort zurück zu nehmen." Die Feen waren mit dieser Antwort sehr wohl

zus

zufrieden. Meine Mutter blieb drey Tage und drey Nächte in ihrem Palaste, dann sammelte sie sich einen Vorrath von Früchten, und da sie die Eigenschaft haben, niemals zu faulen, so ließ sie viertausend Maulthiere mit denselben beladen und reiste ab. Die Feen schenkten ihr zum Abschiede noch einen goldenen Korb, von ungemeiner Arbeit und mehrere Kostbarkeiten, deren Werth unschätzbar war. Sie versprachen ihr, mich als Prinzessin zu erziehn, mir alle Vollkommenheiten mitzutheilen und mir einen Gemahl auszusuchen. Vor der Hochzeit sollte sie Nachricht erhalten, und sie hofften, daß sie sich dabey einfinden würde.

Der König freute sich außerordentlich über die Rückkehr seiner Gemahlin und stellte eine Menge Feyerlichkeiten an, wo jederzeit die Früchte der Königin, als etwas ganz vorzüglich-es, aufgesetzt wurden. Der König zog sie allen andern Speisen vor; aber er wußte nicht eigentlich, wo sie her waren, und unter welcher Bedingung seine Gemahlin sie bekommen hatte. Wenn er darnach fragte, antwortete sie ihm bald dieß bald das, so daß er niemals hinter das Geheimniß kommen konnte. Als aber die Königin die Zeit ihrer Niederkunft herannahen sahe, wurde sie ganz schwermüthig, seufzte ohn Unterlaß, und veränderte ihre Ge-

stalt

stalt sichtbarlich. Der König wurde hierüber unruhig und drang in seine Gemahlin, ihm die Ursache ihres Kummers zu entdecken; und da sie seinen Bitten nicht länger wiederstehen konnte, eröffnete sie ihm das ganze Abentheuer mit den Feen und das Versprechen, das sie ihnen gegeben hatte. — „Wie? sagte der König, Sie haben für ein Paar elende Aepfel ihre Tochter aufopfern können, ohnerachtet Sie meinen Wunsch kennen, Kinder zu besitzen? Sie müssen auch nicht die mindeste Liebe für mich haben." Hierauf überhäufte er sie mit Vorwürfen; so daß meine arme Mutter vor Schmerz zu sterben meinte. Aber damit begnügte er sich noch nicht; sondern ließ sie in einen Thurm einsperren, und umgab diesen mit Garden, die niemanden einließen, als wem der König vollkommen traute.

Der ganze Hof gerieth über diesen Vorfall in Bestürzung. Die Königin war sehr beliebt, und so legte jedermann aus Betrübniß über ihr Schicksal Trauer an. Der König aber schien unerbittlich. Er besuchte seine Gemahlin nicht ein einziges mal und sobald ich gebohren war, ließ er mich von ihr nehmen und in seinen Palast bringen. Die Feen waren von allem wohl unterrichtet. Sie sahen mich als ihr Eigenthum an, das man ihnen nicht vorenthal-

then dürfe. Das Betragen meines Vaters forderte sie zur Rache auf. Vorher aber wollten sie den Weg der Güte einschlagen. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn ab, welche ihn zur Befreyung der Königin und zur Auslieferung ihres Kindes auffodern sollte. Unglücklicher weise waren die Gesandten so häßlich und verwachsen — denn sie waren insgesammt Zwerge — daß ihre Vorstellungen wenig Eindruck auf den König machten. Er schlug ihnen ihr Gesuch mit harten Worten ab, und vielleicht wäre noch etwas Schlimmers erfolgt, wenn sie sich nicht bald auf den Weg gemacht hätten.

Die Feen geriethen über das Betragen meines Vaters in den heftigsten Unwillen. Sie streuten in seinen sechs Königreichen den Saamen des Unglücks aus, und schickten noch zum Ueberflusse einen ungeheuern Drachen ab, welcher alles auffraß, was ihm in den Weg kam, und die ganze Luft mit seinen schädlichen Ausdauch vergiftete.

Mein Vater wußte sich gar nicht mehr zu rathen, als eine unglückliche Botschaft nach der andern aus seinen Reichen kam. Er berief die Weisesten seiner Nation, und berathschlagte sich mit ihnen über die Mittel, die man zur

Abe

Abwendung dieses Unglücks wählen könnte. Alle Vorschläge die man that, alle Einrichtungen, die man traf, wurden unwirksam gefunden; die Sterblichkeit dauerte fort, und wer sich an den Drachen wagte, wurde ohne Barmherzigkeit verschlungen. Nun nahm der König seine Zuflucht zu einer Fee, die ihm seit seiner zartesten Jugend ihren Schutz hatte angedeihen lassen. Er begab sich zu ihr, und machte ihr Vorwürfe über die Sorglosigkeit, mit der sie seine Staaten zu Grunde gehen sähe. — „Was hätte ich denn für Sie thun können? antwortete die Fee. Sie haben meine Schwester beleidigt; meine Macht ist zu wenig, um mich dieser entgegen zu stellen. Ausserdem haben Sie auch das Recht nicht auf ihrer Seite. Liefern sie ihnen die Prinzessin aus; sie ist das Eigenthum der Feen; lassen sie die Königin frey; und entschliessen sich zu der Erfüllung ihrer Versprechungen. Sie werden sehen, daß mein Rath Ihnen nützlich werden wird.

Mein Vater liebte mich zwar auf das zärtlichste; da er aber sahe, daß es kein anderes Mittel gab, seine Staaten zu retten, und sie von den Verwüstungen des häßlichen Drachen zu befreyen, so versprach er der Fee, sich von mir zu trennen, wenn er nur überzeugt wäre, daß ich meinem Stande gemäß behandelt und

erzogen würde. Sie möchte ihm nur sagen, wie er es anzufangen habe, mich den Feen in die Hände zu liefern. — „Sie brauchen nichts weiter zu thun, antwortete die Fee, als die Prinzessin in ihrer Wiege auf den Blumenberg zu setzen. Sie können sich in der Nähe aufhalten, um ein Zeuge der Fete zu seyn, die sich dann zeigen wird. Wegen der Erziehung Ihrer Tochter können Sie ganz ausser Sorge seyn.„

Sobald mein Vater nach Hause kam, ließ er die Königin sogleich mit großem Pompe aus dem Gefängnisse holen, und empfing sie mit der größten Zärtlichkeit. Sie selbst war ausserordentlich verändert, so daß man Mühe hatte sie zu erkennen. Er bat sie mit Thränen in den Augen, den Verdruß zu vergessen, den er ihr verursacht hätte; und versicherte sie, daß dieß das erste und leztemal seyn sollte. — Sie nahm seine Entschuldigungen mit der größten Zärtlichkeit an; sie gab sich selbst einen Theil der Schuld; und ihre Versöhnung war vollkommen. Jezt war die Königin selbst der Meinung, mich den Feen nicht auszuliefern; aber auf die Bitten und Vorstellungen des Königs, der die schrecklichen Folgen einer nochmaligen Weigerung zum voraus sahe, willigte sie ein, und die Anstalten zu der Ceremonie wurden sogleich gemacht.

Man

Man legte mich in eine Wiege von Perlenmutter, die auf das kostbarste verziert war. Rundum hiengen Guirlanden von Blumen und Kränzen; und diese Blumen waren von herrlichen Steinen, die mit allen Farben des Regenbogens spielten. Die Pracht meines Anzugs übertraf noch die Pracht der Wiege, die von vier und zwanzig Prinzessinnen von Geblüt getragen wurde. Der ganze Hofstaat begleitete mich.

Während unser Zug den Berg hinauf gieng, hörte man die Annäherung einer melodischen Symphonie. Bald darauf erschienen auch die Feen, sechs und dreyßig an der Zahl; jede in einer Perlenmuschel, die von Meerpferden gezogen wurde. Sie waren insgesammt alt und häßlich. Ein Oelzweig in ihren Händen war das Zeichen der Aussöhnung mit meinen Eltern; und mich umarmten sie mit einer so außerordentlichen Zärtlichkeit, daß es schien, sie würden alles für mich thun, um mich so glücklich als möglich zu machen.

Der Drache, welcher die Reiche meines Vaters verheert hatte, war mitten unter ihnen, an eine diamantene Kette gefesselt. Die Feen begabten mich der Reihe nach und fiengen hierauf den Feentanz an; mitten in diesem Tanze

sprungen die drey Schwestern, denen mich meine Mutter eigentlich versprochen hatte, auf den Drachen, nahmen die Wiege vor sich, und trasten die Reise nach dem Schlosse durch die Wolken an. Meine Mutter erschrak als sie mich auf dem Rücken des schrecklichen Drachen in der Luft sahe, und stieß einen lauten Schrey aus; aber mein Vater sprach ihr Muth zu, und erinnerte sie an die Versprechungen der Feen, für mich Sorge zu tragen. Traurig kehrte sie nach Hause zurück; sie warf sich die Unbesonnenheit vor, eine Tochter für einige Früchte hinzugeben; und es vergieng eine geraume Zeit, ehe sie sich wieder in etwas beruhigen konnte.

Meine Beschützerinnen hatten ausdrücklich für mich einen Thurm gebaut, in welchem die herrlichsten Zimmer für alle Jahreszeiten waren. Nichts fehlte diesem Gebäude, als eine Thür, denn man mußte durch die Fenster hineingehen, die zu dieser Absicht sehr hoch waren. Auf dem Dache befand sich ein schöner Garten, in welchem Jahr aus Jahr ein die schönsten Blumen blühten, und Lauben und Springbrunnen in Menge angebracht waren. Hier erzogen mich die Feen mit unglaublicher Sorgfalt. Sie lehrten mich alles, was meinem Alter angemessen war; und ich kostete ihnen hierinnen keine große Mühe, indem ich sehr schnell begriff.

Ich

Ich war sanft und meine Lehrerinnen gefällig, und da ich nichts von der Welt kannte, als diesen Winkel derselben, so würde ich vielleicht mein ganzes Leben hindurch sehr vergnügt in diesem Thurme zugebracht haben.

Die Feen besuchten mich nie anders als auf dem ungeheuern Drachen, von dem ich ihnen schon gesagt habe. Sie erzählten mir nie etwas von meinen Eltern, sondern nannten mich ihre Tochter und ich glaubte es zu seyn. Ausserdem hatte ich in meinem Thurme keine Gesellschaft, als einen Papagey und einen kleinen Hund, welche beyde Vernunft besaßen und vortreflich sprachen.

Der Thurm war auf der einen Seite an einen holen Weg gebaut, der mit Büschen und Dornen so verwachsen war, daß ich noch niemals ein menschliches Wesen in demselben gesehen hatte. Eines Tags aber, da ich mit meinem Papagey und meinem Hunde am Fenster plauderte, hörte ich ein Geräusch; ich sah hinaus, und wurde einen jungen Ritter gewahr, der hier stille gehalten hatte, um mein Gespräch anzuhören. Noch hatte ich keinen Mann gesehen, und ich freute mich, eine Gelegenheit zu finden, meine Neugierde zu befriedigen. Ich betrachtete ihn mit der größten

Bequemlichkeit, und je länger ich ihn ansah, desto mehr gefiel er mir. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, schien aber sehr in Verlegenheit, wie er mich unterhalten sollte. Denn mein Fenster war sehr hoch, und er wollte nicht gehört seyn, denn er wußte wohl, daß dieser Thurm bezaubert wäre.

Indessen kam die Nacht heran, ehe wir es vermuthet hatten. Der Ritter stieß dreymal ins Horn, und ritt davon, ohne daß ich wahrnehmen konnte, nach welcher Seite zu er seinen Weg nahm, so dunkel war es schon. Ich blieb noch lange gedankenvoll am Fenster und ich hatte gar keine Lust mir die Zeit mit meinem Papagey und meinem Hunde zu verplaudern, wie ich sonst zu thun gewohnt war. Sie sagten mir zwar die schönsten und sinnreichsten Dinge, aber ich war viel zu beschäftigt, um sie anzuhören. Der Papagey war fein; er sahe was mir fehlte, aber er ließ sich nichts merken.

Ich stand mit dem Anbruche des Tages auf und trat an das Fenster. Mit Vergnügen sah' ich meinen Ritter schon auf seinem Posten; sehr schön angezogen, was mir ebenfalls Freude machte, denn ich schrieb seine Sorgfalt im Anzug auf meine Rechnung. Er unterhielt

mich

mich vermittelst eines Sprachrohrs, und sagte mir, daß er bisher gegen die Reize aller Schönen unempfindlich gewesen wäre; aber seitdem er mich gesehen, hätte die heftigste Leidenschaft die Stelle seiner ehemaligen Gleichgültigkeit eingenommen. Ich war mit dieser Erklärung sehr wohl zufrieden; aber ich konnte ihm nicht antworten, ohne von den Feen gehört zu werden. Ich hatte einige Blumen in der Hand, die ich ihm zuwarf. Er nahm sie mit Entzükken auf, und drückte sie an seinen Mund. Hierauf fragte er mich, ob ich ihm erlaubte, mich alle Tage zu derselben Stunde unter meinem Fenster zu besuchen; und wenn ich ihm diese Erlaubniß gäbe, möchte ich etwas herabwerfen. Ich trug einen Ring mit einen Türkis; diesen zog ich eilig vom Finger und warf ihn hinab, indem ich ihm zu gleicher Zeit ein Zeichen gab, sich zu entfernen; denn ich hörte, daß die Fee Ungestüm von der andern Seite her auf ihrem Drachen kam, um mir das Frühstück zu bringen.

Diese hatte kaum den Fuß zum Fenster hineingesetzt, als sie sich forschend umsah und sagte; „ich wittre die Stimme eines Mannes; geh, Drache, suche.“ — Ich glaubte vor Schrecken zur Erde sinken zu müssen, indessen nahm ich mich zusammen soviel ich konnte, um

die Verfolgung des Ritters zu hindern, für den ich mich nicht wenig interessirte. „Sie scherzen liebe Mamma, sagte ich zu der Fee; ¿wie kann man die Stimme eines Menschen wittern? und wenn auch, wer würde so tollkühn seyn, in diesen Thurm zu steigen?“ — Du hast Recht mein Kind, antwortete die Fee, und ich freue mich, dich so klug reden zu hören. Ich glaube fast selbst, daß mein großer Haß gegen die Männer verursacht, daß ich bisweilen einen in der Nähe glaube.“ — Mit diesen Worten gab sie mir mein Frühstück und meinen Rokken. „Wenn du gegessen hast, sagte sie, so vergiß nicht zu spinnen. Meine Schwestern würden sonst böse werden.“ — In der That hatte ich den Tag vorher meinen Rocken nicht angerührt.

Doch sie war kaum zum Fenster hinaus, als ich meinen Rocken hinwarf und auf das Dach in dem Garten gieng, um mich besser umzusehen. Ich hatte ein vortreffliches Fernrohr, mit welchem ich die entferntesten Gegenstände genau erkennen konnte. Ich sahe mich allenthalben um, und bald erblickte ich meinen Ritter auf der Höhe eines Berges. Er gieng eben in ein kostbares Zelt von Goldstoff, wo ihn ein zahlreicher Hofstaat umgab. Ganz gewiß, dachte ich, ist er der Sohn eines benachbarten

Königs. Ach! wenn ihn der schreckliche Drache entdeckte.... Diese Idee war mir unerträglich. Ich nahm also meinen Papagey und befahl ihm auf den Berg zu fliegen, und dem Ritter, der mit mir gesprochen hätte, zu sagen, er möchte ja nicht wieder zurückkommen, weil ihm sonst ein großes Unglück bevorstünde.

Der Papagey richtete seinen Auftrag getreulich aus, flog auf den Berg, suchte seinen Mann auf und sagte ihm meine Worte ins Ohr. Der Ritter hörte ihn zugleich mit Freude und mit Betrübniß an. Die Sorge, die ich für ihn trug, schmeichelte seinem Herzen; aber die Schwierigkeiten, die er fand mich zu sprechen, schlugen ihn nieder, ohne daß er gleichwohl den Entschluß fassen konnte, mich nicht wiederzusehn. Er that hundert Fragen an den Papagey, der ihm die Antwort nicht schuldig blieb. Endlich gab er ihm einen Ring für mich mit, welches ebenfalls ein Türkis, aber viel schöner als der Meinige war. Auch dir, schöner Vogel, gebührt ein Geschenk, setzte er hinzu. Hier hast du mein Bildniß; laß es niemanden sehn, als deiner Gebieterinn. Er band ihm das Bildniß an die Flügel und den Ring gab er ihm in den Schnabel.

Ich erwartete die Rückkehr meines Abgesandten mit der größten Ungedult. Er erzählte mir, daß der Ritter, an den ich ihn geschickt hätte, ein großer König wäre, welcher nichts mehr wünschte, als für mich zu leben; und daß alle Gefahren ihn nicht abhalten sollten, an dem Fuße des Thurms zu erscheinen. Diese Nachricht machte mir große Unruhe. Ich fieng an zu weinen; und der Papagey und mein Hündchen Tutu thaten alles Mögliche, mich zu trösten. Endlich gab mir der Papagey auch den Ring und das Porträt des Königs. Ich muß gestehn, daß ich mich nicht wenig freute, seine Physiognomie in der Nähe betrachten zu können; und wenn ich ihn schon vorher hübsch gefunden hatte, so kam er mir nun noch tausendmal liebenswürdiger vor. Tausenderley Gedanken gingen mir durch den Kopf und beunruhigten mich. Die Feen fanden mich verändert. Sie wird wahrscheinlich Langeweile haben, sagten sie untereinander und das Beste wird seyn, sie an einen Mann aus dem Stamme der Feen zu verheyrathen. Hierauf musterten sie einige durch, und vereinigten sich endlich über den kleinen König Migonnet, dessen Reich fünfmalhunderttausend Meilen von ihrem Palaste lag. Für Feen war diese Entfernung eine Kleinigkeit. Der Papagey hörte ihre Berathschlagung und theilte mir das Resultat davon

mit.

mit. „Ich beklage Sie, setzte er hinzu, wenn Sie den König Migonnet heyrathen müssen; es ist der häßlichste Zwerg, den ich weit und breit gesehen habe; und die Wahrheit zu sagen, er ist nicht werth dem Könige, der Sie gegenwärtig liebt, die Schuhriemen aufzulösen.“ „¿Kennest du ihn denn?“ fragte ich den Papagey. „Das will ich meinen, antwortete dieser, ich bin mit ihm auf Einem Zweige groß geworden. „¿Wie so? auf Einem Zweige?“ — „Je nu! weil er Adlersklauen hat.“

Sie können leicht glauben, welchen Eindruck diese Erzählung auf mich machen mußte. Ich betrachtete das reizende Bild meines Liebhabers, und wenn ich ihm mit Migonnet verglich, so war es mir, als wenn ich in die Erde sinken müßte. Ich war fest entschlossen, eher zu sterben, als ihm meine Hand zu geben.

Die ganze Nacht über that ich kein Auge zu. Tutu und mein Papagey verplauderten mir die Zeit und erst gegen Morgen schlief ich ein. Tutu der eine sehr feine Nase hatte, roch daß der König am Fuße des Thurms war. Er weckte den Papagey auf, und sagte zu ihm: Was willst du wetten, der König ist unten? Sey still, antwortete der Papagey, du kannst einen auch keinen Augenblick schlafen lassen.

Wer weiß, was du dir einbildest. — Nun, was wettest du, fuhr jener fort, ich weiß gewiß, daß er da ist. — Und ich weiß gewiß, daß er nicht da ist, antwortete der Papagey: hat ihm seine Schöne nicht verboten hierher zu kommen? — Schöner Grund! rief Tutu; ein Verliebter fragt nur sein Herz, und kümmert sich viel um die Gefahr, die ihn bedroht. Das Plaudern meiner Thiere weckte mich auf; und ich hatte kaum den Gegenstand ihres Gesprächs erfahren, als ich an das Fenster flog. Ich erblickte den König, der die Arme nach mir ausstreckte und mir durch sein Sprachrohr zurief, er könne nicht länger ohne mich leben; ich möchte ein Mittel ausfindig machen, aus meinem Thurm zu entkommen, oder ihn hineinzulassen, und zugleich schwor er mir bey allen Göttern und allen Elementen, daß er mich auf der Stelle heyrathen und mich zu einer der größten Königinnen der Erde machen wollte.

Ich befahl hierauf dem Papagey, ihm zu sagen, daß mir die Erfüllung seiner Wünsche unmöglich schien; daß ich indeß, auf sein gegebnes Wort und seine Eidschwüre, auf Mittel denken wollte. Aber vor allen Dingen, setzte ich hinzu, kommen Sie nicht mehr alle Tage hieher. Sie sind verlohren, wenn die Feen Sie gewahr werden.

Der König entfernte sich mit einem Herzen voll Hoffnung und Freude; ich aber befand mich in der größten Verlegenheit, wenn ich überlegte, wozu ich mich verpflichtet hatte. „ Wie ist es möglich, aus diesem Thurme zu entkommen, sagte ich zu mir selbst? Wer soll mir denn beystehn, als Tutu und der Papagey? Nein, nein! ich darf nicht daran denken! Ich muß ihm das Herz brechen, ich muß mein Wort zurücknehmen.“ — Ich schickte den Papagey an den König, ihm meinen Entschluß zu melden. Er gerieth in die heftigste Verzweiflung, wie ich es vorausgesehn hatte; er wollte Hand an sein Leben legen. Der Papagey hielt ihn ab. Seyn Sie versichert, sagte er zu ihm, daß meine Gebieterin alles für Sie thun würde, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlte, ihren Vorsaz auszuführen.

Als mir der Papagey den ganzen Verlauf seiner Gesandtschaft erzählte, fiel ich in eine noch tiefere Betrübniß als vorher. Die Fee Ungestüm kam, und sahe daß ich geweint hatte. Sie fragte nach der Ursache meiner Thränen, und drohte mir, wenn ich ihr nicht die Wahrheit sagte. Ach! antwortete ich zitternd, ich habe das Spinnen so satt; und ich wünschte mir ein Netz, um die kleinen Vögel zu fangen, die die Früchte in meinem Garten fressen.

„ Wenn

„Wenn du sonst nichts willst, antwortete die Fee, so brauchst du nicht zu weinen. Du sollst Schnüre bekommen, so viel du verlangst. Vor allen Dingen aber, setzte sie hinzu, denke darauf, deine Schönheit zu erhalten; denn in kurzem wird der König Migonnet hierher kommen, der dich heyrathen soll.“ — Bey dieser Nachricht überlief mich ein kalter Schauer und ich antwortete nichts.

Sobald ich die Schnüre bekam, fieng ich in der That an zwey oder drey Netzen zu strikken an; aber meine Hauptbeschäftigung war eine Strickleiter, die mir sehr gut gerieth, unerachtet ich noch niemals eine gesehn hatte. Ich brauchte aber so viel Schnüre dazu, daß die Fee mehr als einmal zu mir sagte: „aber mein Kind, es geht dir, wie der Penelope, du arbeitest ohn' Unterlaß, und deine Arbeit kömmt nie zu Ende.“ — „Ach! liebe Mama antwortete ich dann, Sie haben gut reden. ¿Sehn Sie denn nicht, daß ich noch sehr ungeschickt in dieser Art von Arbeiten bin, und immer mehr verbrennen muß, als ich behalten kann? Es ist Ihnen gewiß bange, daß ich Sie arm an Schnüren mache?“ — Der Ton der Einfalt, den ich dabey annahm, täuschte sie, und sie gab mir Schnüre, so viel ich verlangte.

Sobald mein Werk fertig war, gab ich dem Könige Nachricht davon. Er erschien; ich machte die Strickleiter fest, und war im Begriffe hinabzusteigen, als er eilfertig herauf kam, in mein Zimmer trat und mich umarmte.

Seine Gegenwart verursachte mir so viel Freude, daß ich alle Gefahr vergaß, die damit verbunden war. Er erneuerte seine Schwüre, und bat mich, sein Glück nicht länger aufzuschieben, sondern ihn auf der Stelle zum Gemahl anzunehmen. Ich war es zufrieden. Tutu und Papchen waren unsere Zeugen; und nie ist eine Hochzeit unter Personen von so hohem Range unter so wenigem Geräusche und Ceremonien begangen worden, als die unsrige.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mich der König verließ, und kaum war er fort, als mich die entsetzlichste Langeweile ergriff. Ich lief an das Fenster; ich verfolgte ihn mit meinen Augen; und ich stand noch in tiefe Gedanken versunken da, als ich in der Luft einen feurigen Wagen erblickte, von Salamandern gezogen, die sich mit einer solchen Schnelligkeit bewegten, daß ihnen das Auge kaum folgen konnte. Dieser Wagen war von Garden umgeben, die auf Straußen ritten; aber wer in dem Wagen saß, konnte ich nicht recht sehn;

wiewohl ich nicht zweifelte, es müßte eine Fee oder ein Zauberer seyn.

Wenig Augenblicke darauf trat die Fee Ungestüm in mein Zimmer. „Ich bringe dir gute Nachricht, sagte sie; dein Liebhaber ist angekommen; setze dich an deine Toilette, um ihn gehörig zu empfangen. Hier hast du Kleider und Schmuck." — „Aber mein Gott, hub ich an, wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Lust hätte, mich zu verheyrathen? Schicken Sie ihren König Migonnet immer wieder nach Hause. Ob er mich schön oder häßlich findet, darum gebe ich nicht dieser Stecknadel werth. Ich will und mag ihn nicht..." — „Nun, nun, sagte die Fee, was fehlt dir denn? Ich rathe dir dem Scherz ein Ende zu machen, sonst weißt du" .... „Nun! was wollen Sie mir denn thun? antwortete ich. Kann man denn noch ein elenderes Leben führen, als ich schon jetzt thue? Machen Sie mit mir was Sie wollen; aber Ihren König heyrathe ich nicht." — Die Fee verließ mich in dem heftigsten Zorne, und gieng auf der Stelle zu ihren Schwestern, um ihnen mein Betragen zu erzählen und sich über meine Undankbarkeit zu beklagen.

Als sie fort war, machten mir Tutu und der Papagey ernsthafte Vorstellungen über meinen

nen Trotz, und ließen mir die unangenehmen Folgen zum voraus sehn, die er haben könnte. Mir war alles gleichgültig; ich war so stolz, das Herz meines Königs zu besitzen, daß ich die Anschläge der Feen und den Rath meiner Gesellschafter verachtete; ich zog mich nicht an und setzte mich ungeschickt auf, damit auch der König Migonnet mich häßlich finden möchte. Er ließ sich nicht lange erwarten. Einen kleinern und häßlichern Zwerg hat es wohl nie gegeben. Er konnte nicht auf seinen Adlerfüßen stehn, sondern schleppte sich mühselig auf zwey diamantnen Krücken einher. Sein königlicher Mantel war zwar nur eine halbe Elle lang, schleppte ihm aber doch um ein Drittel nach. Sein Kopf war so groß wie ein Scheffel; er hatte einen ungeheuern Bart, und seine Ohren giengen eine halbe Elle über seinen Kopf hinaus. Er kam mit offnen Armen auf mich los. Da ich aber ganz gerade stehen blieb, so mußte ihn sein erster Stallmeister in die Höhe heben, um mich zu erreichen. So wie er mir aber nahe kam, lief ich davon, schloß mich in meine Kammer ein, und riegelte Thür und Fenster zu, so daß er unverrichteter Sache wieder zu den Feen zurückkehren mußte.

Die Feen suchten seinen Zorn zu besänftigen, und versprachen ihm, daß sie ihn des Nachts

in

in mein Zimmer lassen, mir Hände und Füße binden und mich so mit Gewalt in einen Wagen setzen wollten. Sie waren hiebey ihrer Sache so gewiß, daß sie sich gar nicht die Mühe nahmen, mit mir zu schmählen; sondern mir nur ganz kurz sagten, ich müßte darauf denken, meinen Fehler wieder gut zu machen. Tutu und der Papagey konnten diese Gelindigkeit nicht begreifen. „Nehmen sie sich wohl in Acht, sagten sie zu mir, diese Stille verkündigt Sturm.“ — Ich lachte über ihre Furcht; denn ich dachte nur an das Vergnügen, meinen Gemahl wiederzusehn, der nicht lange zögerte, sich an dem Fuße des Thurms einzustellen. Ich ließ die Leiter hinab; und in einigen Augenblicken lag er in meinen Armen und sagte mir so viel Schönes und Zärtliches, daß ich noch jetzo mit einigem Wohlgefallen daran denke.

Während wir uns so mit der größten Gemüthsruhe unterhielten, fuhren die Fenster auf, und die Feen erschienen auf ihrem fürchterlichen Drachen. Migonnet folgte ihnen auf seinem feurigen Wagen nach. Der König fuhr nach dem Degen und dachte nur daran, mich zu vertheidigen. Aber ach! was half ihm sein Muth? Die Feen hezten den Drachen auf ihn an, und in demselben Augenblicke war er verschlungen.

Ich

Ich war meiner nicht mehr mächtig; ich stürzte mich meinem Gemahl nach in den Rachen des Ungeheuers; aber die grausamen Feen wollten mich zu längern Qualen aufbewahren. Sie berührten mich mit ihrem Zauberstabe, und gaben mir die Gestalt einer Katze, von der Sie mich vor wenigen Augenblicken befreyet haben. Hierauf führten sie mich in diesen Palast, der jetzt meinem Vater gehört, und verwandelten den ganzen Hof in Kater und Katzen; nur einige ließen sie übrig, von denen man aber nichts als die Hände sahe. Dieß war ihnen noch nicht genug. Um meine Schmerzen zu vermehren, entdeckten sie mir das Geheimniß meiner Geburt, und gaben mir Nachricht von dem Tode meiner Eltern. Sie sagten mir endlich, daß ich meine Gestalt nicht eher wieder bekommen würde, als bis ich einen Mann gefunden hätte, der mich liebte, und meinem Gemahl vollkommen ähnlich sähe. Sie, mein Herr, besitzen diese Aehnlichkeit im höchsten Grade; dieselben Züge, derselbe Anstand, derselbe Ton der Stimme. Dem Himmel sey Dank, daß ich von meinen Leiden befreyt bin; und nun einer glücklichen Zukunft entgegen sehen kann." — „¿Und werden Sie auch mich bald von meinen Leiden befreyen?" sagte der Prinz, indem er sich ihr zu Füßen warf. — Ich liebe Sie schon mehr als mein Leben, antwortete die Königin. Jezt

lassen Sie uns zu Ihrem Vater reisen, um sein Urtheil über mich zu vernehmen, und zu sehn, ob er in Ihre Wünsche einwilligt.

Der Prinz küßte ihr dankbar die Hand und hob sie in den Wagen, der auf dem Hofe bereit stand. Für diesesmal war der Aufzug noch kostbarer und reicher als das vorigemal. Die Reise dauerte nicht lange; die Verliebten wenigstens glaubten nur einige Minuten mit einander zugebracht zu haben.

Als sie sich dem Schlosse näherten, das den drey Brüdern zum Rendezvous diente, setzte sich die Königin in eine Sänfte, die aus einem einzigen Crystall verfertigt, und rundum mit Vorhängen umgeben war. Der Prinz blieb in seinem Wagen, und sahe schon von weiten seine Brüder, die mit zwey Prinzessinnen von außerordentlicher Schönheit spazieren giengen. Als sie ihn erblickten, kamen sie ihm entgegen und fragten ihn, wo er seine Braut hätte? Ich bin so unglücklich gewesen, sagte er, auf meiner ganzen Reise nichts als häßliche Geschöpfe anzutreffen; und das schönste, was ich meinem Vater mitbringen kann, ist eine niedliche weiße Katze. — Die Brüder lachten über seine Einfalt; und der Prinz lachte selbst mit. Hierauf setzte sich jeder in seinen Wagen und fuhr nach der Stadt.

Der

Der Ruf von ihrer Ankunft war schon am Hofe erschollen; und man hatte dem Könige versichert, daß die Schönheit der Prinzessinnen welche seine Söhne begleiteten, alles überträfe, was man hier zu Lande jemals gesehn hätte. Die beyden ältesten Prinzen kamen zuerst. Der König empfieng sie sehr gut; aber als es darauf ankam, zu entscheiden, welchem der Preiß gebühre, gerieth er in große Verlegenheit. Er warf die Augen auf seinen jüngsten Sohn: „kömmst du denn dießmal mit leeren Händen zurück?" fragte er ihn. „Ich bringe nichts mit, antwortete er, als eine schöne weiße Katze, die so allerliebst miaut, daß sie Ihnen gefallen wird." Sie können sie in diesem Crystalle sehn. Der König lächelte und gieng auf den Crystallfelsen los; in dem Augenblick aber, da er ihn öffnen wollte, fiel er in Stücken, und die Königin trat hervor, gleich der Sonne, die sich hinter einer Wolke versteckt hatte. Ihre blonden Haare hiengen in reichen Locken auf ihrem Busen, dem schönsten Busen von der Welt! und flossen über den Rücken bis auf die Erde herab. Ein Rosenkranz schmückte ihren Scheitel; und durch die leichte Hülle eines taften Gewands, blickte der schönste Contour, den je die Einbildungskraft eines Bildhauers geschaffen hat.

Der König war wie vom Blitze gerührt. „Dieser, rief er aus, nur dieser gebührt meine Krone.“

„Nein, mein König, antwortete sie mit himmlischer Bescheidenheit; ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Krone zu entreißen, die kein würdigeres Haupt tragen kann als das Ihrige. Sechs Reiche sind meinem Zepter unterthan; erlauben Sie mir, Ihnen und Ihren beyden ältesten Söhnen drey derselben abzutreten. Zur Vergeltung begehre ich nichts als Ihre Freundschaft, und die Hand Ihres jüngsten Sohnes. Drey Königreiche werden uns hinreichend seyn.“ — Der ganze Saal schallte bey diesem Vortrag von Ausrufungen der Freude und Bewunderung wieder. Die Hochzeiten der drey königlichen Prinzen wurden noch denselben Tag gefeyert. Nach Endigung der Festins reiste jeder in sein Königreich ab; und die weiße Katze wurde durch ihre Schönheit, ihre Güte und Freygebigkeit in der ganzen Welt berühmt.

* * *

Als der Prior bis hieher gelesen hatte, warf er seine Augen auf den Kranken und sahe, daß er kein Glied regte. „Mein Gott, schrie er ihm zu,

zu, „sind Sie denn noch in dieser oder in der andern Welt?“ — Dandinardiere schlug die Augen auf und sahe ihn starr an. Die Reize der weißen Katze, sagte er endlich, haben mich so bezaubert, daß ich bey ihrer Hochzeit zu seyn und ihren kostbaren Schmuck zu sehen glaubte.“ „Sie lieben also diese Art von Erdichtungen?“ fuhr der Prior fort. — „Erdichtungen nennen Sie das? antwortete der Edelmann. Glauben Sie mir; dies und noch weit mehreres hat sich ehemals zugetragen; und man würde dergleichen Dinge noch heut zu Tage sehen, wenn sie nicht aus der Mode gekommen wären. Wollte Gott, ich hätte damals gelebt! ich würde gewiß mein Glück gemacht haben.“ — „Ganz gewiß würden Sie eine Fee geheyrathet haben, versetzte der Prior.“ — „Ich liebe die Feen nicht sonderlich, antwortete Dandinardiere. Sie sind mir zu häßlich; und wenn ich heyrathe, so muß mein Herz die erste Stimme bey der Wahl haben. — Das heißt, unterbrach ihn der Prior, Sie suchen eine Frau von Verstand, guten Herzen und Talenten; ohne eben auf den Reichthum zu sehn. Ich lobe Sie darum, und schätze Sie wegen dieser Gesinnungen um desto höher.“ — „Sie verstehen mich nicht, erwiederte Dandinardiere; ein Frauenzimmer, das ich heyrathen soll, muß alle die genannten Vorzüge besitzen, aber sie muß dabey auch reich

seyn. In den Zeiten der Feen würde es mir nicht an Mitteln gefehlt haben, eine Königin zu erbeuten; alles war damals so leicht; mit drey Worten und einem Zauberstabe, war man Alles was man seyn wollte. Jezt muß man es sich sauer werden lassen, um zu etwas zu kommen, und mancher arbeitet sein ganzes Leben hindurch, und hinterläßt nach seinem Tode kaum so viel, daß man ihn begraben kann." —

Die Einbildungskraft des bürgerlichen Edelmanns war durch das Mährchen der Fräulein von St. Thomas so exaltirt, daß er eine lebhafte Begierde fühlte, ebenfalls ein Mährchen zu verfertigen, und dadurch seinen Namen unsterblich zu machen. Er bat also, daß man seinem Bedienten von seinem Unfalle Nachricht geben lassen möchte, dankte dem Prior für seine Gefälligkeit, und stellte sich müde, um vollkommene Freyheit zu erhalten, in der Einsamkeit nachzusinnen.

Er dachte auch in der That, aber nicht auf ein Mährchen, sondern an Virginien. Mein Gott, rief er aus, welch' eine Fülle des Genies und der Talente in einem Mädchen, das an dem Ufer des Meeres erzogen ist! Ich habe Geschmack, und wenn ich einer Sache meinen Beyfall gebe, so muß sie gut seyn. Folglich muß

die

die weiße Katze ein vortrefliches Mährchen seyn! Dieß will ich gegen die ganze Welt behaupten. Ich will ein Turnier deshalb anstellen; und Johann, von Kopf bis auf die Füße bewafnet, soll als Ritter der weißen Katze auftreten und sich mit jedem herumschlagen, der es leugnen wird. —

Wer in dem Vorzimmer den armen Kranken schreyen und lärmen hörte, glaubte er habe einen neuen Anfall von Fieber, und der Baron verbot jemanden zu ihm zu lassen, damit er keine Veranlassung hätte, zu sprechen und sich zu erhitzen. Dandinardiere war die ganze Nacht mit seinem Mährchen beschäftigt; er konnte nicht schlafen; er wünschte sich einen Secretair, und war des andern Morgens sehr glücklich, als er seinen getreuen Johann in das Zimmer treten sah.

„Johann, rief er ihm entgegen, kehre schnell wieder zurück in mein Haus, packe alle meine Bücher auf einen Karn und schaffe sie hieher.“ — „¿Wollen Sie denn ihre Wohnung hier aufschlagen?“ sagte Johann. — „Das nicht, antwortete der Kranke: ich werde nur so lange hierbleiben, bis meine Wunde geheilt ist; aber ich will ein großes und schönes Werk schreiben; dazu brauch' ich Bücher. Also eile,

besorge meinen Auftrag und komm bald wieder zurück.“

Johann gieng und begegnete unterwegs dem Baron mit seinen Gästen: sie riefen ihn an: „wohin so eilig Johann?“ Du scheinst sehr viel zu thun zu haben.“ — „Ich will meinem Herrn seine Gelehrsamkeit holen, antwortete dieser. Er hat willens ein schönes und grosses Werk zu schreiben; Sie werden ihm einen großen Gefallen thun, wenn Sie ihm helfen wollen.“ — „Das glaub' ich, versetzte der Baron. Aber um Bücher zu holen, brauchst du nicht fortzugehn. Ich habe Bücher genug im Hause.“ — „O! nein, sagte Johann, ich will mich wohl hüten, meinem Herrn ungehorsam zu seyn; er läßt nicht viel mit sich spaßen, und wenn er böse wird, so schlägt er nicht sanft zu. Ich weiß wohl, wie er mich neulich seiner Händel wegen traktirt hat. — Du kömmst nicht fort, sagte der Vicomte, und trat ihm in den Weg, wenn du uns nicht erst sagst, warum dich dein Herr geschlagen hat.“ — Johann war ein Liebhaber von plaudern; er ließ sich also nicht lange bitten, die ganze Geschichte von seiner Bewaffnung umständlich zu erzählen.

Die Herrn sahn einander voll Verwundrung an, und Johann lief so schnell er konnte, um

die Bibliothek seines Herrn herbeyzuschaffen. „¿ Was meinen Sie, sagte der Baron von Saint Thomas, als er weg war, soll ich einem solchen Narren meine Tochter geben? Sie hat zwar auch Visionen, wie er; aber was soll das für ein Haushalt werden?" — „Lassen Sie sich das nicht irren, versetzte der Prior. Er ist ein Don-Quichotte, aber er hat Geld, und wenn er sich dazu verstehen sollte, bey ihnen zu wohnen, so können Sie ihn vielleicht noch bessern. Ich würde es Ihnen niemals verzeihen, wenn Sie ihn aus dem Garne ließen. Aber ich will doch zu ihm gehn und sehen, was er schreibt."

Er gieng zu ihm, erkundigte sich nach seinem Befinden und bot sich an, die Stelle seines Secretairs zu vertreten. — „Sie könnten mir kein größeres Vergnügen machen; als mit diesem Anerbieten, antwortete Dandinardiere; denn mein Johann schreibt so abscheulich, daß ich wieder jemand haben müßte, um sein Gekrizele zu entziffern. Und dann versteht er nicht das mindeste, von dem was man ihm diktirt." — „Gut, sagte der Prior; ich hoffe, daß Sie mit mir besser fahren sollen. „¿ Aber was haben Sie denn eigentlich vor; wollen Sie denn in Versen oder in Prose schreiben?" — „Das ist mir gleichviel, antwortete jener; wenn

es nur ein Mährchen ist, um Virginien zu überzeugen, daß ich nicht weniger wizig bin, als sie. Mein einziger Kummer ist, daß ich nie eine Fee gesehen habe, ja nicht einmal ihren Auffenthalt weiß." — „Dieß braucht Sie nicht in Verlegenheit zu setzen, antwortete der Prior. Ich kann Ihnen hierinnen die beste Hülfe leisten, ohne daß es Ihnen das mindeste Kopfbrechen kostet. Ich habe hier gerade ein Mährchen in der Tasche, das ich eben geendigt habe und niemand noch gesehen hat." — „Ach! mein theuerster Freund, rief Dandinardiere aus, wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, es mir zu verkaufen, und mir zuzuschwören, daß Sie es niemanden sagen wollen?" — „Es soll Ihnen nichts kosten, antwortete der Prior;" und zeigte ihm einen dicken Heft, über den der Kranke so entzückt war, daß er aus dem Bette aufstehn, und sich dem Prior aus Dankbarkeit zu Füßen werfen wollte.

Dem Leser dient zur Nachricht, daß der Prior dies Mährchen den Fräulein Saint-Thomas von ihrem Zimmer genommen hatte; sie hatten es nicht gemerkt, eine solche Menge von Schreibereyen hatten sie auf ihrem Tische. Jener aber mußte es für ein Werk des Priors halten; der sich schon im Voraus auf die Folgen seines Einfalls freute. Dandinardiere

diere war so begierig, den Innhalt des Heftes kennen zu lernen, daß er den Prior bat, es ihm sogleich vorzulesen; und dieser hub folgendermasen an:

* * *

2.

Schönchen;

oder

der Ritter Fortunat.

Es war einmal ein sehr liebenswürdiger, gnädiger und mächtiger König; aber sein Nachbar, der Kaiser Matapa, war noch mächtiger als er. Sie hatten ohn' Unterlaß Händel mit einander, und in dem letzten Feldzuge gewann der Kaiser eine so entscheidende Schlacht, daß er sogleich bis vor die Hauptstadt dringen konnte. Sie wurde belagert und erobert; der Kaiser bemächtigte sich aller darinne befindlicher Schätze, und der König hatte kaum so viel Zeit, durch die Flucht zu entgehen. Seine Schwester, eine junge Wittwe, begleitete ihn. Diese Wittwe war schön und geistreich; aber sie war zugleich stolz, heftig, und nicht leicht zu behandeln.

Der Kaiser nahm allen Schmuck und Möbeln des Königs mit in seinen Palast, in den er mit einer großen Begleitung von gefangnen Soldaten, Weibern und Kindern triumphirend einzog. Seine Gemahlin und seine Tochter kamen ihm entgegen, wünschten ihm Glück und bezeigten ihm ihre Freude auf tausendfache Weise.

Der König gab indeß die Hoffnung nicht auf, sich wieder in den Besitz seines Reichs zu setzen. Er zog eine kleine Armee zusammen und ließ einen Befehl ausgehn, daß jeder seiner Vasallen in eigner Person gerüstet bey ihm erscheine oder eines von seinen Kinder schicken solle.

An der Gränze des Reichs lebte ein achzigjähriger Edelmann, dem der Himmel Verstand und Weisheit in großem Maase zugetheilt, aber alle Glücksgüter versagt hatte. Er für seine Person würde seine Armuth mit Gleichmüthigkeit ertragen haben, wenn er sie nicht mit drey Töchtern hätte theilen müssen, deren Schicksal ihm den Rest seiner Tage verbitterte. Sie selbst aber klagten niemals, und erwähnten ihre Armuth mit keinem Worte, wenn sie nicht etwa ihren bekümmerten Vater aufrichten und trösten wollten.

So lebten sie unter ihrem Strohdache ein stilles und einförmiges Leben, als der Befehl des Königs dem Alten zu Ohren kam. Er theilte ihn seinen Töchtern mit. "¿ Was ist hier anzufangen, sagte er? Der König befiehlt bey hoher Strafe bey seiner Armee zu erscheinen. Ich bin alt und kraftlos; ihr habt keinen Schutz als mich; die Strafe bin ich nicht zu bezahlen im Stande. Wir sind verlohren, meine Kinder, wenn der Himmel kein Wunder thut." — Die armen Mädchen weinten mit ihm; zugleich aber baten sie ihn, sich nicht so zu bekümmern; es wäre noch nicht alles verlohren; es könnte noch alles gut gehn.

Als der Alte den andern Morgen ganz betrübt in seinem Garten auf und abschlich, kam seine älteste Tochter vergnügt ihm entgegen gelaufen. Lieber Vater, sagte sie, das Mittel ist gefunden; wenn sie es nur erlauben wollen. Schicken Sie mich zur Armee. Ich bin groß genug zum Soldaten; an Kräften fehlt es mir auch nicht. Ich ziehe Mannskleider an, und gebe mich für Ihren Sohn aus. Wenn ich auch keine Heldenthaten thue, so erspahre ich Ihnen doch die Strafe, und das ist schon Gewinn genug." — Der Alte umarmte sie, und seine Thränen flossen über ihre Wangen. Er lobte ihren Entschluß; er widersetzte sich ihm, und willigte endlich doch ein.

Sie

Sie rüstete sich nun eilig zum Kriege. Sie zog die Waffen ihres Vaters an, nahm sein bestes Acker-Pferd, und ritt nach einem zärtlichen Abschiede davon. Als sie einige Tagreisen zurück gelegt hatte, kam sie an eine Wiese, welche mit lebendigen Hecken umzäunt war. Hier fand sie eine Schäferin, die ein Schaaf aus einem Graben ziehen wollte, in den es gefallen war, und es sich sehr sauer daben werden ließ. ¿Was macht ihr da? fragte sie die Schäferin. Ach! antwortete jene, da will ich ein Schaaf retten, das beynahe schon ersoffen ist, aber ich bin nicht im Stande es heraus zu ziehn. — Es thut mir Leid, sagte sie, und ritt davon. Adieu, schöne Ritterin, rief ihr die Schäferin nach... „¿Wie? sagte unsre Heldin zu sich selbst, schöne Ritterin? Die Alte hat mich kaum einen Augenblick gesehen, und erkennt mich gleichwohl für das was ich bin! ¿Wenn es mir bey der Armee eben so gienge? Würde der König meinen Vater nicht für einen feigherzigen Mann halten, der sich nicht in den Krieg wagt? — Nein, nein, es ist besser, daß ich gerades Wegs wieder umkehre."

Der Alte und seine Tochter sprachen eben von ihr, als sie angeritten kam. Sie erzählte ihr Abentheuer, und was sie bewogen habe, ihren Vorsatz fahren zu lassen. Ihr Vater fand

fand das sehr natürlich. „Wenn du mir gefolgt hättest, so würdest du es gar nicht übernommen haben. Ein verkleidetes Mädchen bleibt immer kenntlich.“ — Indeß befanden sie sich nun alle wieder in der vorigen Verlegenheit; als die zweyte Tochter zu ihrem Vater kam, und ihn um die Erlaubniß bat, an die Stelle ihrer Schwester zu treten. „Meine Schwester, sagte sie, hat noch niemals zu Pferde gesessen; also ist es sehr natürlich, daß man sie erkannt hat. Ich bin des Reitens mehr gewohnt. Und wenn Sie mir erlauben, zur Armee zu gehn, so verspreche ich Ihnen, daß Sie mit mir zufrieden seyn sollen.“

Der Alte gab sich alle Mühe, ihr diese Idee auszureden; es war umsonst. Sie nahm andere Kleider, andere Waffen, ein anderes Pferd; umarmte ihren Vater und ihre Schwestern, und ritt davon. Als sie an die Wiese kam, fand sie die nemliche Scene; ein Schaaf im Graben, und eine Schäferin, die es herausziehn wollte. „Ich Unglückliche, sagte die Schäferin, meine halbe Heerde ist mir so zu Grunde gegangen. Und wenn mir nur noch jemand Beystand leistete, so könnte ich das arme Thier hier retten; aber alle Welt geht vor mir vorbey ....“ „Warum sorgt Ihr auch so wenig für Eure Heerde, sagte unsre Heldin, daß Ihr Eure Schaafe ins

Wasser fallen laßt..." und mit diesen Worten gab sie ihren Pferden die Sporn und ritt davon.

„Adieu, schöne Ritterin!" rief ihr die Schäferin nach. — Die Amazone erschrak; da wäre ich also auch erkannt, dachte sie. Es geht mir nicht besser als meiner Schwester. Ich müßte eine Thörin seyn, wenn ich zur Armee gienge. Die ganze Welt würde mich erkennen. — Traurig lenkte sie ihr Pferd um, und kehrte wieder nach Hause zurück.

Ihr Vater empfieng sie mit großer Zärtlichkeit, und lobte sie wegen ihrer Klugheit. Aber er war nun wieder auf dem vorigen Flecke, und hatte die Kosten für die Equipage seiner Töchter vergeblich aufgewendet. Der gute Alte grämte sich heimlich darüber; aber wiewohl er seine Töchter nicht mit seinem Kummer betrüben wollte, so merkten sie es doch, und die jüngste kam zu ihm, und bat ihn nun auch um die Erlaubniß, an seiner Stelle zur Armee zu gehen. Ich hoffe, sagte sie, es soll mir besser glücken als meinen Schwestern. Ich bin größer als sie, und Sie wissen, daß ich im Reiten und Jagen nicht ungeschickt bin. Das Verlangen, Sie aus Ihrer Verlegenheit zu ziehn, haucht mir ungewöhnlichen Muth und Zuversicht

sicht ein. — Der Alte liebte dieses Kind mehr als die andern; sie trug auch die meiste Sorge für ihn; sie wartete ihn am fleißigsten wenn er krank war; sie las ihm vor; sie machte ihm die besten Speisen, und schoß ihm das beste Wildpret. — Er suchte daher alle nur möglichen Gründe auf, um sie von ihrem Vorsatze abzubringen. Aber umsonst. Sie ließ sich ein ganz schlechtes Kleid machen; nahm ein schlechtes Pferd, denn ihre Schwestern hatten die guten Pferde lahm geritten, umarmte ihren Vater und ihre Schwestern und ritt davon.

Als sie an die Wiese kam, fand sie die alte Schäferin noch immer in voller Arbeit mit ihrem Schaafe. „¿Was macht ihr da, Schäferin? sagte Schönchen, (so hieß sie)." — „Ach! mein Herr, antwortete die Schäferin, schon den ganzen Tag plag' ich mich mit diesem Schaafe, und kann es nicht aus dem Graben herausbringen. Ich bin so müde, daß ich kein Glied mehr regen kann. Fast alle Tage begegnet mir so ein Unfall und niemand hilft mir.

In der That, ihr thut mir Leid, sagte Schönchen, aber ich will sehen, ob ich euch helfen kann. Sie stieg ab vom Pferde, sprang über die Hecken und trat in den Graben.

Nach einiger Mühe zog sie das Schaaf heraus. „Da habt ihr euer Schaaf, sagte sie; dafür daß es den ganzen Tag im Wasser gelegen hat, ist es noch ziemlich munter.“

„Sie haben mir einen großen Dienst geleistet, antwortete die Schäferin, und ich will dankbar dafür seyn. Ich kenne Sie, ich weiß wo Sie hingedenken, und alle ihre Plane sind mir bekannt. Ihre Schwestern sind bey eben dieser Wiese vorbeygekommen; ich kannte sie recht gut; aber sie waren nicht artig gegen mich, und so fand ich für gut, sie wieder nach Hause zu schicken. Ihre Güte verdient eine Belohnung; ich bin eine Fee, und es ist meine Leidenschaft, denen Gutes zu thun, die es verdienen. Sie haben hier ein häßliches Pferd ich will Ihnen ein besseres geben.“ — Bey diesen Worten berührte sie die Erde mit ihrem Schäferstab; Schönchen hörte wiehern, sahe sich um, und erblickte einen kostbaren Hengst der über die Wiese gallopirte. Die Fee rief ihn herbey: komm komm, sagte sie, und rüste dich schöner als das beste Pferd des Kaiser Maxpa. In dem Augenblicke war der Hengst über und über auf das kostbarste gerüstet; nie hatte Schönchen ein so herrliches Zeug gesehen denn die silbernen Bukeln und die Brillanten, mit

des

denen es verziert war, blendeten ihr beynahe die Augen.

„Die Schönheit dieses Pferds, sagte die Fee, ist sein kleinster Vorzug; denn an Tugend und Geschicklichkeit hat es seines gleichen nicht. Es frißt alle acht Tage nur einmal; es ist immer glatt, ohne daß man es zu striegeln braucht; es weiß das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige; es ist seit langer Zeit in meinem Dienste, und ich habe es eigentlich für mich zugeritten. Wenn sie also eine Nachricht oder meinen guten Rath nöthig haben, so fragen sie nur dieses Pferd, und es wird ihnen in allen Fällen die beste Auskunft geben. Sie können es als ihren Freund betrachten, denn mancher Fürst würde glücklich seyn, einen solchen Minister zu haben. Aber sie haben auch noch Kleider nöthig; ich will Sie damit versorgen.“ Sie schlug mit dem Schäferstabe auf die Erde und sogleich erhob sich aus ihr ein Koffer, mit Saffian überzogen, und mit goldenen Nägeln beschlagen. Die Fee holte einen goldenen Schlüssel unter dem Grase hervor, und schloß den Koffer auf. Da lagen zwölf gestickte Kleider, eines immer schöner als das andere, ein Duzend Hemden, ein Dutzend Halstücher, und so noch mehrerley alles duzendweis. „Wählen Sie sich eins von den Kleidern, sagte die Fee die übrigen werden Ihnen allenthalben folgen.“

Wenn Sie etwas nöthig haben, stoßen Sie nur mit dem Fuße auf die Erde und sagen: Kofser, Koffer komm hervor, mit Kleidern, mit Wäsche, mit Spitzen, mit Gold und Edelsteinen; er wird gleich kommen: er mag seyn wo er will. — Nun müssen Sie auch für allen Dingen einen Nahmen haben; denn Schönchen geht für einen Kriegsmann nicht. Ich dächte sie nennten sich den Ritter Fortunat. Endlich ist es auch billig, daß Sie mich kennen lernen. Zugleich ließ sie ihre alte Haut zur Erde fallen und erschien Schönchens Augen so jung und blühend als ein Mädchen von achtzehn Jahren. Sie trug eine Robe von blauen Sammet, mit Hermelin aufgeschlagen, ihre Haare waren mit Perlen durchflochten, und auf dem Kopfe trug sie eine kostbare Krone.

Schönchen warf sich ihr von Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen zu Füßen. — Die Fee hob sie auf, umarmte sie, und versicherte sie ihres fernern Schutzes. Hierauf stieg Schönchen aufs Pferd und setzte ihre Reise fort, voll von dem, was ihr begegnet war, und mit tausend Planen beschäftigt, wie sie ihren armen Vater glücklich machen und ihm sein Alter erleichtern wollte.

So war sie nicht lange geritten, als sie in eine volkreiche Stadt kam. Sie zog aller Augen auf sich; man folgte ihr nach, man umringte sie; man fragte sich wer das wohl seyn könnte; denn noch nie hatte man einen so schönen, wohlgewachsenen, und reich gekleideten Ritter gesehn; nie ein schöneres Pferd, nie ein prächtigeres Zeug.

Schönchen wollte in einem Gasthofe absteigen, aber der Commandant, der sie hatte kommen sehn, ließ ihr ein Zimmer in seinem Schlosse anbieten. Sie schlug es auf eine höfliche Art aus: versprach ihm aufzuwarten, und ließ ihn um einen von seinen Bedienten bitten, dem sie eine Sache von Wichtigkeit an ihren Vater anvertrauen könnte. Der Commandant schickte ihr unverzüglich einen sichern Mann; worauf sich unser Ritter in ein Zimmer einschloß, und den Koffer mit Gold und Diamanten zu sich kommen hieß.

Der Koffer erschien, aber ohne Schlüssel. Sie probirte einige, die sie bey sich trug; keiner wollte passen. Sie dachte daran, das Schloß aufbrechen zu lassen, aber der Schlosser konnte sie verrathen, wenn er diese Reichthümer bey ihr entdeckte. Sie suchte überall, aber sie fand überall nichts. „¡Wie unglücklich

bin ich! sagte sie. ¿Was helfen mir die Geschenke der Fee, wenn sie in diesem Koffer verschlossen bleiben?" — Jezt fiel ihr ein, daß sie ihr Pferd um Rath fragen könnte. Sie eilte sogleich in den Stall. ¿Liebes Pferdchen, sagte sie ganz leise zu ihm, weißt du vielleicht, wo ich den Schlüssel zu meinem Koffer finde?" — „In meinem Ohr, antwortete das Pferd. Fortunat sah in das Ohr, und erblickte ein grünes Band. Er zog daran, und zog den Schlüssel heraus. Der Koffer öffnete sich und zeigte seine Schätze. Der Ritter füllte drey Kästchen mit Diamanten und Goldstücken an, eines für den Alten und zwey für die Schwestern; gab sie dann dem Bedienten und bat ihn, sich weder Tag noch Nacht aufzuhalten, bis er das Hauß des alten Grafen erreicht hätte.

Der Bote verweilte keinen Augenblick. Als er zu dem guten Alten kam und ihm sagte, sein Sohn habe ihn abgeschickt und er bringe einen schweren Kasten an ihn, kam es dem Alten ganz unbegreiflich vor, daß ihm seine Tochter etwas schicken sollte, da sie mit einer so kleinen Baarschaft abgereist war, daß sie kaum den Boten hätte bezahlen können. Aber er erstaunte noch weit mehr, als er das Kästchen selbst öffnete und die Reichthümer sah, die es enthielt. Das sonderbarste dabey war dieses, daß als sei-

ne Töchter die ihrigen aufmachten, sie nichts darinne fanden, als bunte Glassteine und Zahlpfennige. Sie glaubten nicht anders, als ihre Schwester wollte sie zum Besten haben und schimpften auf sie; der Graf suchte sie zu beruhigen, und gab ihnen eine große Menge Diamanten von den seinigen; aber so wie sie dieselben anrührten, verwandelten sie sich in Glas. Sie schloßen hieraus, daß eine unbekannte Macht sie anfeinde und baten ihren Vater, das Uebrige für sich allein zu behalten.

Der schöne Fortunat erwartete die Rückkehr des Boten nicht, sondern reiste ab, um desto eher in das Lager des Königs zu kommen. Unterwegs sprach er mit seinem Pferde, und dieses erzählte ihm so vielerley, daß ihm die Zeit nicht einen Augenblick lang wurde. Sie kamen in einen Wald. „Hier wirst du einen Holzhacker finden, sagte das Pferd, der uns von großen Nutzen seyn kann. Er ist begabt.“ „Was meinst du damit, sagte Fortunat?“ — „Die Feen, antwortete das Pferd, haben ihn mit mancherley Talenten beschenkt. Suche ihn zu bereden, daß er mit uns geht.“ — Es währte nicht lange, so kamen sie an den Ort, wo der Holzhauer arbeitete. Der Ritter näherte sich ihm, mit einem sanften Wesen, und that verschiedene Fragen an ihn, die er mit Ver-

stand und Klugheit beantwortete. „¿Wo sind denn eure Gehülfen hingegangen, sagte Fortunat, unter andern, ich sehe ja hier eine Menge gefällte Bäume?" — Der Holzhauer antwortete, er hätte sie alle allein in wenigen Stunden gefällt, und es wären ihrer noch nicht genug zu einer Last. — „¿Wie? sagte der Ritter, ihr wollt doch nicht etwa alles das Holz auf einmal aufhocken?" — Warum nicht, antwortete der Holzhauer? Dieß und noch mehr dazu, darum heiß ich auch Mark-im-Buckel." — „Wenn ihr so stark seyd; sagte Fortunat, so müßt ihr wohl sehr viel verdienen?" — „Das eben nicht, versetzte jener. Die Leute sind hier zu Lande sehr arm; jeder thut seine Arbeit, und man braucht nicht leicht den Arm eines andern anzusprechen." — „Da dem so ist, erwiederte Fortunat, so dächt' ich, ihr suchtet euer Glück auswärts zu machen. Geht mit mir, und es soll euch an nichts fehlen. Wenn ihr aber Lust bekommt, wieder nach Hause zurückzukehren, so verspreche ich euch soviel Geld zu geben, als ihr dazu nöthig habt." — Der Holzhauer besonn sich nicht lange, verließ seine Axt und folgte seinem neuen Herrn.

Kaum hatten sie das Ende des Waldes erreicht, als sie auf der Ebene einen Menschen fanden, der sich die Füße zusammenband, und

nur

nur etwa so viel Raum ließ, daß er nothdürftig schreiten konnte. Das Pferd stand stille, und sagte zu seinen Herrn: dieser Mensch ist hier ebenfalls begabt; du kannst ihn brauchen nimm ihn mit. Fortunat näherte sich ihm, und fragte mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit, warum er sich die Beine zusammenschnürte. „Ich rüste mich zur Jagd, antwortete jener. „¿ Wie? versetzte der Ritter, glaubt ihr denn besser laufen zu können, wenn ihr euch einschnürt? „Das eben nicht, antwortete er; ich laufe weniger schnell, aber das ist auch meine Absicht. Wenn ich das nicht thue, so laufe ich über alle Haasen und Hirsche hin, und bekomme keinen." — „Ihr scheint mir ein ausserordentlicher Mensch zu seyn, sagte Fortunat, wie heißt ihr?" — „Wie der Wind, antwortete der Jäger; unter diesem Nahmen bin ich hier zu Lande bekannt." — „Wenn ihr Lust habt, auch andere Länder zu sehn, so folgt mir; es soll euch an nichts fehlen, und viel zu thun werdet ihr auch nicht haben." — Wie der Wind hatte in seinen Vaterlande wenig zu verliehren, und trug also kein Bedenken, Fortunats Vorschlag anzunehmen, welcher dann seine Reise mit seinen Begleitern weiter fortsetzte.

Den folgenden Tag fand er an dem Ufer eines Sees einen Menschen, der sich die Aus-

gen verband; und das Pferd sagte zu seinem Herrn: ich rathe dir diesen Menschen in deine Dienste zu nehmen. — Fortunat fragte ihn sogleich, warum er sich die Augen verbände. „Weil ich sonst gar zu hell sehe, antwortete er. Ich entdecke alles Wildpret in einer Strecke von vier Stunden, und ich thue keinen Schuß, ohne mehr zu erlegen, als ich brauchen kann. Ich muß mir also die Augen verbinden, und gleichwohl ist kein Vogelnest vor mir sicher. Es ist mir ein leichtes, in weniger als zwey Stunden, ein ganzes Land davon zu reinigen."

„Ihr seyd ein geschickter Mann, sagte Fortunat. Wie heißt ihr denn?" — „Sie heißen mich den guten Jäger, antwortete er, und Jagen ist mein Leben; ich möchte um alles in der Welt willen nichts anders treiben." — „Gleichwohl hab' ich große Lust, euch vorzuschlagen, in meine Dienste zu treten, sagte Fortunat. Ihr könnt dabey immer Gelegenheit finden eure Kunst zu üben." — Der gute Jäger machte anfänglich Schwierigkeiten, und der Ritter hatte Mühe, ihn zu bereden. Endlich gelangte er zu seinem Zwecke und entfernte sich von dem Ufer des Sees.

Als er eines Tags an einer Wiese hinritt, ward er einen Menschen gewahr, der auf eis-

nem Ohre lag, und auf etwas zu lauern schien. „Herr, hub das Pferd an, dieser Mensch ist eben auch begabt. Nimm ihn in deine Dienste; er wird dir von großen Nutzen seyn.“ — Fortunat ritt auf die Wiese, und fragte den Menschen, was er hier machte. „Ich habe einige Kräuter nöthig, antwortete er, und da horche ich; ob das was wächst zu meiner Absicht dienlich ist.“ „Habt ihr denn ein so leises Gehör, daß ihr das Gras wachsen hört?“ — „Allerdings; antwortete der Mann: darum heiß' ich auch Feinohr.“ — „Nun gut, Feinohr, fuhr der Ritter fort, hättest du wohl Lust in meine Dienste zu treten? ich will dir einen Lohn geben, mit dem du zufrieden seyn sollst.“ — Feinohr nahm diesen Vorschlag auf der Stelle an und folgte seinem liebenswürdigen Herrn.

Dieser setzte seinen Weg immer weiter fort, und sahe einen Mann an der Straße stehen, mit aufgeblasenen Backen. Vor ihm in einer Entfernung von zwey Meilen, lag ein Berg, auf welchem funfzig bis sechzig Windmühlen standen. Das Pferd stand still, und sagte zu seinem Herrn: „Dieser Mensch ist begabt; nimm ihn in Deine Dienste.“ — Fortunat näherte sich ihm, und fragte ihn, was er machte. — „Ich blase da ein wenig, antwortete er, um die Windmühlen dort in Bewegung zu set-

tzen.“ — „¿Seyd ihr denn nicht zu weit davon entfernt?“ fuhr der Ritter fort. — „Im Gegentheil, war die Antwort, wenn ich nicht die Hälfte meines Athems zurückhielte, so hätte ich längst die Windmühlen mit samt dem Berge umgeworfen. Ich bin auf diese Weise an manchem Unglücke schuld, ohne es zu wollen. Neulich hatte mich mein Herr geschlagen, und da ich darüber seufzte und stöhnte, stürzte ich einen ganzen Wald über den Haufen. Darum haben sie mir in der ganzen Gegend den Nahmen Sturmwind gegeben.“ — „Wenn es euch hier nicht gefällt, und Ihr den Leuten nicht ansteht, so kommt mit mir. Ihr habt gute Gesellschaft. Meine Uebrigen sind ebenfalls mit ausserordentlichen Talenten begabt.“ — „Ich bin ein Freund vom Ausserordentlichen, antwortete Sturmwind, und ich trage kein Bedenken, Ihren Vorschlag anzunehmen.

Fortunat verließ diese Gegend mit seinen Acquisitionen, und war wieder eine ziemliche Strecke gereist, als er einen großen Teich erblickte, in dem sich mehrere Quellen ergossen. An dem Ufer desselben stand ein Mensch, der sehr aufmerksam hinein sahe. „Herr, sagte das Pferd zu dem Ritter, dieser Mensch fehlte noch zu Deiner Equipage, und wenn Du ihn bereden könntest, mit uns zu gehen, so hät-

hätteſt Du dir Glück zu wünſchen. Der Ritter näherte ſich ihm zugleich, und fragte ihn, was er hier machte. — „Das ſollen Sie gleich ſehen, antwortete der Menſch. Sobald der Teich voll iſt, trink ich ihn gleich mit einem Zuge aus: ich habe ihn zwar ſchon zweymal ausgetrunken, aber gleichwohl habe ich noch entſetzlichen Durſt. — Während der Zeit hatte ſich der Teich gefüllt, und jener trank ihn rein aus. Fortunat und alle ſeine Begleiter ſahen ihm mit Erſtaunen zu. — „Habt ihr immer ſo argen Durſt? fragte ihn der Ritter; — Nicht immer, antwortete jener, nur wenn ich zuviel Eingeſalzenes gegeſſen habe, oder wenn es auf eine Wette ankömmt. Um dieſes Talentes willen, nennt man mich auch Glu-Glu.“ — „Wißt Ihr was, Glu-Glu, verſetzte der Ritter, kommt mit mir, ich will Euch Wein zu trinken geben, der euch beſſer ſchmecken ſoll, als das trübe Waſſer.“ Mit Freuden, antwortete Glu-Glu, und auf der Stelle folgte er ſeinem neuen Herrn nach.

Schon erblickten Sie in der Ferne das Lager des Königs, als ein Menſch ihnen aufſtieß, der mit einer unzähligen Menge von Broden umringt war, und mit einem ſolchen Heishunger aß, als wenn er entſchloſſen wäre, kein einziges von allen dieſen Broden übrig zu laſ-

lassen. „Herr, sagte das Pferd zu Fortunat, suche diesen Menschen zu gewinnen, er fehlt uns noch.“ — Der Ritter näherte sich ihm und sagte lächelnd: ¿wollt ihr alles das Brod zu eurem Frühstück essen?“ — Natürlich, antwortete jener. Mein einziger Kummer ist, daß ich nicht mehr habe; aber die Becker sind so faule Kerls, daß sie sich den Henker drum bekümmern, ob unser eins Hunger hat oder nicht.“ — „Wenn Ihr aber alle Tage so viel braucht, sagte Fortunat, so müßt Ihr in kurzer Zeit ein ganzes Land aushungern können.“ — „Das wäre mir nicht lieb, antwortete Schluck-Schluck, (so hieß er) wenn ich alle Tage solchen Appetit hätte. Das kömmt nur so von Zeit zu Zeit.“ — Freund Schluck-Schluck, fuhr der Ritter fort, komm mit mir, und es soll dir nie fehlen. Essen genug, einen leichten Dienst, — mit Einem Wort, es soll dich nicht gereuen, in meine Dienste getreten zu seyn.“

Es bedurfte wenig Beredung und Schluck-Schluck gieng mit. Das Pferd hatte nun die Vorsicht, seinem Herrn zu sagen, er möchte allen seinen Leuten verbieten, sich ihrer ausserordentlichen Gaben zu rühmen. Er rief sie also zusammen, und legte ihnen ein unverbrüchliches Stillschweigen auf, indem er ihnen sei-

ner

ner Seits versprach, sie alle glücklich zu machen. Jeder schwur ihm, seinen Befehlen gemäs zu handeln; und kurz darauf kamen sie in die Stadt, wo der König sein Hoflager hielte. Fortunats Schönheit und die Pracht seines Aufzugs machte auch hier groſses Aufsehn, und der König, der sogleich von dem schönen Ritter Nachricht bekommen hatte, konnte kaum die Zeit erwarten, wo er ihn sehen sollte.

Endlich erschien der Tag der Revüe, die auf einer groſsen Ebene vor der Stadt gehalten wurde; und mit Aufgang der Sonne begab sich der König mit seiner Schwester und mit seinem ganzen prächtigen Hofstaate dahin. Fortunat war nicht der letzte, welcher erschien. Jedermann warf die Augen auf ihn; jedermann fragte, wer er wäre; und als der König bey ihm vorrüber kam, gab er ihm ein Zeichen, sich zu nähern.

Fortunat stieg sogleich vom Pferde und trat vor den König. Eine lebhafte Röthe überzog seine Wangen, als er merkte, wie aufmerksam er betrachtet würde, und diese Röthe erhöhete den Glanz seiner Schönheit noch mehr. — „Ich freue mich, redete der König ihn an, von Ihnen selbst zu erfahren, wer Sie sind, und wie Sie sich nennen.“ — Sire, antwortete der

Rit-

Ritter, ich heiße Fortunat, und in diesem Augenblick führe ich diesen Nahmen zum erstenmal in der That. Denn mein Vater der Graf von O... ist eben so arm, als er edel und vornehm ist." — Nun, antwortete der König, Madam Fortuna, die Sie Ihre Pathe nennen, hat es nicht übel mit Ihnen gemeint, sie hieher zu bringen. Ich erinnere mich, daß Ihr Vater dem Meinigen wichtige Dienste geleistet hat, und ich werde sie ihm an Ihnen zu vergelten suchen." — Das ist nicht mehr als billig, setzte die Königin Wittwe hinzu. Ich erinnere mich des Grafen von O... sehr genau, und Sie können mir ohne Bedenken die Sorge überlassen, auf die Belohnung seines Sohnes zu denken.

Fortunat war über diese Aufnahme entzückt, dankte dem König und seiner Schwester mit wenigen Worten, aber mit der besten Manier von der Welt. Er bestieg hierauf sein Pferd, und mischte sich unter den Adel, der den König begleitete. Die Königin sahe sich also nach ihm um; und die Hofdamen folgten dem Beyspiel ihrer Gebieterin.

Fortunat konnte sich seiner Seits nicht enthalten, seine Augen auf den König zu heften, der der schönste und liebenswürdigste

Mann

Mann seiner Zeit war. Schönchen hatte mit dem Unterrocke ihr Geschlecht nicht abgelegt, und sie fühlte ihr Herz unruhig schlagen, wenn der König seine Augen von ohngefähr auf sie warf. Nach der Revûe ernannte ihn dieser zu seinem Stallmeister.

Fast täglich rief Fortunat seinen Koffer, und nahm ein neues Kleid heraus. Er war immer viel prächtiger gekleidet als die Prinzen, die sich an dem Hofe aufhielten, so daß ihn die Königin einigemal fragte, wie er bey den geringen Mitteln seines Vaters diesen Aufwand bestreiten könnte. — „Gestehn Sie nur die Wahrheit, sagte sie bisweilen zu ihm. Sie haben eine Geliebte, die Sie mit allen den schönen Sachen versieht, die wir an Ihnen sehen.“ — Dann erröthete Fortunat, und antwortete immer ehrfurchtsvoll, aber unbestimmt auf die Fragen, welche die Königin an ihn that.

Seinen Dienst versahe Fortunat auf das pünktlichste, denn er that ihn mit Freuden, seinem Herrn zu Liebe, zu dem er sich von Tage zu Tage stärker hingezogen fühlte. Bisweilen erschrak der arme Ritter, wenn er an seine Lage dachte. „¿Was soll mein Schicksal seyn? sagte er dann zu sich selbst. Ich liebe einen mächtigen König, ohne jemals auf Gegenliebe rechnen zu dürfen. ¡Ach! er wird mir meine

Leidenschaft nicht einmal Dank wissen.“ — Der König überhäufte ihn seiner Seits mit Gunstbezeugungen, und die Königin dachte in allem Ernste darauf, sich heimlich mit ihm zu verheyrathen. Aber sie war nicht die einzige, welche Neigung und Liebe für ihn fühlte. Die schönsten Damen ihres Hofes waren eben so gesinnt als sie; alle weteiferten ihm zu gefallen; jede suchte seine Gunst zu erringen, und ihre Nebenbuhlerin auszustechen. ¡Aber ach! Fortunat blieb bey allen ihren Schmeicheleyen, ihren Billetten, ihren Geschenken, kalt und fühllos. Sie schmollten; auch das half nichts. Sie schmachteten; er schien es nicht zu bemerken. Mit Einem Worte; Fortunat that Alles, um die armen Weiber in Verzweiflung zu bringen, die vor Verlangen brannten, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die Königin war am allerübelsten dran. Sie wollte sich gerne die Verlegenheit erspahren, ihm ihre Neigung zu gestehen; aber Fortunat kam ihr keinen Schritt entgegen, sondern hielt sich immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung. Endlich trug sie ihrer vertrauten Florinde auf, ihm zu verstehen zu geben, daß so viele Zeichen der Gewogenheit, die ihm eine junge und schöne Königin gäbe, wohl etwas mehr als blose Gnade zum Grunde haben möchten.

ten. — Florinde war bey diesem Auftrage in großer Verlegenheit. Sie war dem Schicksal der übrigen Damen nicht entgangen, und Fortunat schien ihr selbst viel zu liebenswürdig, als daß sie die Plane der Königin hätte befördern wollen. Statt also die Aufträge ihrer Gebieterin auszurichten, unterhielt sie den Ritter mit Erzählungen von der übeln Laune, und dem Eigensinne der Königin, von ihren Ungerechtigkeiten und dem Misbrauche, den sie mit der Gunst des Königs trieb. „Ich sollte Königin seyn, sagte sie dann: ich wollte anders handeln, denn die Großmuth ist meine Leidenschaft. Wie wollte ich dann den schönen Fortunat glücklich machen! Er würde mich aus Dankbarkeit lieben, wenn er mich nicht aus Neigung liebte.“

Dem Ritter misfiel diese Art von Unterhaltung, denn sie setzte ihn in Verlegenheit; und er vermied Florinden so gut er konnte. Diese brachte der Königin keine tröstlichen Nachrichten. Der Ritter ist so furchtsam, sagte sie, daß er kein Wort von alle dem glauben will, was ich ihm von Ihrer Neigung gesagt habe; wenigstens stellte er sich so, denn ich kann mich nicht enthalten zu glauben, daß er irgend eine geheime Leidenschaft in seinem Herzen nährt. — „Ich vermuthe selbst so etwas, sagte die Königin.

gin. ¿Könnten wir denn aber nicht seinen Ehrgeiz rege machen, und so seine Leidenschaft einschläfern?" — „¿Wie? antwortete Florinde, wollen Sie sein Herz ihrer Krone danken? Wenn man so jung und schön ist, wie Sie, wenn man sich so vieler herrlichen Eigenschaften und Talente rühmen kann; sollte man da seine Zuflucht zu einem Diadem nehmen?" — „Man nimmt seine Zuflucht zu allem, antwortete die Königin, wenn man verliebt ist, und ein widerspänstiges Herz zu bezwingen trachtet."

Florinde wagte es nicht, ihr zu antworten, und die Königin suchte nun selbst ein Mittel, sich mit Fortunat zu unterhalten und ihn auf bessere Wege zu bringen. Sie wußte, daß er alle Morgen ganz früh in einem kleinen Wäldchen spatzieren gieng, das unter ihrem Fenster lag. Sie stand also mit der Morgenröthe auf, und stellte sich an das Fenster, ihre Augen nach der Gegend gerichtet, in welcher er erscheinen mußte. Es währte auch gar nicht lange, so kam er niedergeschlagen und langsam einher. Die Königin rief Florinden: du hast ganz Recht, sagte sie zu ihr, Fortunat muß verliebt seyn; sieh nur, wie traurig er aussieht! Laß uns hinabsteigen und ihm folgen, vielleicht, daß wir eine Entdeckung machen." — Florinde wollte ihr nicht widersprechen, so große Lust sie auch hatte;

hatte; sie giengen hinunter, und kaum hatten sie den Fuß in das Wäldchen gesetzt, als sie den Ritter folgende Worte singen hörten:

Wo Amor wohnt, flieht die Zufriedenheit;
Zwar scheint das Glück mich lächelnd liebzukosen;
Doch ach! wie bald verwelken nicht die Rosen,
die seine Hand auf unsre Pfade streut!

Die Königin liehe diesen Worten einen ganz andern Sinn, als der Ritter hineingelegt hatte. „¿Wie? sagte sie. Dieser Undankbare fürchtet die Liebe, und zittert vor dem Glück, das ich ihm zubereite! Er prahlt mit seiner Eroberung zu stolz, sich selbst besiegen zu lassen, und zu übermüthig, meine leisen Wünsche zu hören!“ „Er ist noch zu jung, sagte Florinde, um der Vernunft Gehör zu geben. Wenn ich es wagen dürfte Ihnen zu rathen, so suchten sie einen Menschen zu vergessen, der ihre Gnade so wenig zu schätzen weiß.“ — Die Königinn schoß einen zornigen Blick auf ihre Vertraute, eilte nach der Laube zu, in welcher sich der Ritter befand, und stellte sich betroffen, ihn an einem Orte zu sehn, wo sie sich ganz allein geglaubt hätte.

Der Ritter verbeugte sich ehrerbietigst und war im Begriffe sich zu entfernen, als die Königin ihm befohl, ihr Gesellschaft zu leisten.

Der Gesang der Vögel, sagte sie, hatte mich diesen Morgen so angenehm aufgeweckt: und das heitre Wetter lud mich ein, herauszugehn, um sie einmal in der Nähe zu hören. Wie glücklich sind sie! Wie sorgenfrey! Ihre Fröhlichkeit tönt in ihren Liedern, und der Kummer naht sich ihrem Herzen nicht!" „Und doch, versetzte Fortunat, sind Sie nicht so ganz von Sorgen frey, als Ihre Majestät zu glauben scheinen. Sie haben die Nachstellungen der Jäger, die Nezze, und Raubvögel zu fürchten; wenn der rauhe Winter hereinbricht und die Erde mit Schnee bedeckt, so sterben sie oft vor Hunger; und alle Jahre sind sie wenigstens in der Verlegenheit, sich ein Weibchen zu suchen." — „¿Halten sie denn das für eine große Verlegenheit? fiel die Königin lächelnd ein. Es giebt Männer, die alle Monate wechseln. — ¿Oder haben Sie noch nie eine solche Erfahrung gemacht? Sollten Sie unter allen unbeständigen Männern vielleicht die einzige Ausnahme seyn?" — „¿Ich weiß nicht, wozu ich fähig bin, antwortete der Ritter; denn ich habe noch niemals geliebt. Ich glaube aber, daß wenn sich mein Herz einmal in die Fesseln der Liebe begäbe, ich nicht die Kräfte haben würde, sie jemals zu brechen." — „¿Sie haben noch niemals geliebt? rief die Königin aus, und sah den armen Ritter starr an, der bald roth bald blaß wurde; Sie

haben noch niemals geliebt? Ritter; können Sie ihrer Königin eine Unwahrheit sagen? Ihre Augen, und die Verse, die sie vorhin sangen, beweisen, dünkt mich, das Gegentheil.“ „Ich kann nicht läugnen, diese Verse gesungen zu haben, antwortete Fortunat; aber das war ganz ohne Absicht, ich versichere Ihnen, ganz ohne Absicht.“ — „Ich will Ihnen glauben, versetzte die Königin, in deren Herzen ein Strahl der Hoffnung zu schimmern begonn; aber es ist mir unbegreiflich, daß Sie bis jezt an unserm Hofe noch keine Dame gefunden haben sollten, die Ihrer Liebe würdig wäre.“ — „Die Erfüllung meiner Pflichten, antwortete Fortunat, liegt mir so sehr am Herzen, daß ich keine Zeit übrig behalte, zu seufzen.“ — „Sie lieben also gar nichts? sagte die Königiu mit sichtbarer Lebhaftigkeit.“ — „Nein Madame. Ich bin nicht für die Damen gemacht; ich liebe die Freyheit, und ich möchte sie um keinen Preiß in der Welt verliehren, selbst um die Liebe nicht.“ — „Die Königinn sah ihn zärtlich an: „es giebt so schöne und glorreiche Ketten, daß man sich glücklich schätzen muß, sie zu tragen. Hätte Ihnen das Schicksal solche Ketten bestimmt, ich würde Ihnen rathen, der schimärischen Freyheit zu entsagen, auf die Sie so viel halten.“ — Fortunat verstand den Sinn ihrer Worte nur allzugut; aber nach ihren Wünschen konnte

er ihr nun einmal nicht antworten, und er muste ein Gespräch abbrechen, das ihn in die größte Verlegenheit setzte. Er bat also um die Erlaubniß sich entfernen zu dürfen, weil er bey dem Lever des Königs gegenwärtig seyn müßte.

Die Königin verfolgte ihn mit ihren Augen, so weit sie konnte; als sie ihn aber nicht mehr sahe, und Zeit bekam, das Geschehene zu überlegen, fühlte sie ihr Herz mit Verdruß, Scham und Unwillen erfüllt. Florinde, welche bey der ganzen Unterredung gegenwärtig gewesen war, spielte ihre Role so gut es ihr möglich war; tröstete die Königin, suchte ihr Hoffnung zu machen und den Ritter mit seiner Blödigkeit zu entschuldigen; denn Florinde war fest überzeugt, daß der Ritter eine unüberwindliche Abneigung gegen die Königin hegte; sie wünschte aber, sie zu noch deutlichern Erklärungen zu bewegen, und ihrem Ritter Veranlassung zu noch bestimmtern Antworten zu geben.

Fortunat befand sich in einer sehr übeln Lage, und er würde den Hof ohne Bedenken verlassen haben, wenn ihn nicht seine Neigung für den König zurückgehalten hätte. Indeß vermied er die Königin überall, und dieses absichtliche Vermeiden blieb nicht unbemerkt. Sie beschloß indeß noch einen Sturm zu wagen, und

ergriff

LB Coburg

ergriff die Gelegenheit, da sie ihn im Garten fand. Sie rufte ihn, und da er fürchtete sich ihren Zorn zuzuziehn, wenn er sich stellte als hätte er es nicht gehört, so näherte er sich ihr furchtsam und ehrerbietig.

„Erinnern Sie sich noch der Unterredung, sagte sie zu ihm, die wir neulich in der Laube zusammen hatten? Die Fragen, die ich an Sie that, müssen Ihnen sehr unangenehm gewesen seyn, da Sie mich seit dem Tage nicht wieder in den Fall gesetzt haben, ähnliche Fragen an Sie zu thun?" — „Es würde Kühnheit gewesen seyn, antwortete der Ritter, das geflißentlich zu suchen, was mir damals das Ungefähr verschafte." — „Sagen Sie lieber, versetzte die Königin, daß Sie meine Gegenwart vermieden haben. Sie kennen meine Gesinnungen nur allzugut." — „Fortunat schlug die Augen mit sichtbarer Verlegenheit nieder, und da er ihr nicht antwortete, fuhr sie fort: „geben Sie sich nicht die Mühe auf eine Antwort zu sinnen. Ihr Stillschweigen sagt mir am deutlichsten, was Sie denken."

In diesem Augenblicke bemerkte sie den König. Er gieng traurig auf und ab; irgend ein wichtiger Gegenstand schien seinen Geist zu beschäftigen. Die Königin eilte auf ihn zu, und

beschwor ihn, ihr die Quelle seiner Unruhe nicht zu verbergen. — „Du weißt, liebe Schwester, antwortete der König, daß ich vor einigen Wochen die Nachricht erhielt, wie ein ungeheurer Drache das ganze Land verwüste. Ich hoffte, daß man Mittel finden würde, ihn zu tödten; ich gab alle nöthigen Befehle; aber man hat alles vergeblich versucht. Er verschlingt Menschen und Heerden; er vergiftet Flüsse und Quellen, und auf seinem Wege vertrocknet Gras und Kraut.“ — Während der König so sprach, faßte die Königin einen Anschlag, den Ritter ihrer Rache aufzuopfern.

„Diese traurigen Nachrichten sind mir nicht unbekannt, antwortete sie; Fortunat, den du bey mir gesehen haben wirst, hat mir sie eben hinterbracht; und — was dich vielleicht wundern wird, er hat mich auf das dringendste gebeten, ihm die Erlaubniß auszuwirken, den Drachen zu bekämpfen. Ich glaube auch, daß er der Mann ist, der noch am ersten mit ihm fertig werden könnte; denn an Geschicklichkeit und Muth kömmt ihm nicht leicht jemand gleich. Er hat mir noch überdieß gesagt, daß er ein Mittel hat, die wildesten Drachen einzuschläfern. Indeß muß man davon nicht reden, um seinen Ruhm nicht zu schmälern, wenn er den Kampf besteht.“ — „Er mag den Kampf bestehen,

stehen, auf welche Weise er will, so wird es ruhmvoll für ihn, und nützlich für uns seyn; sagte der König. Aber ich fürchte, sein Eifer uns zu dienen, führt ihn zu weit. Ich mag ihn nicht gern verliehren, am wenigsten um einer Don-Quixotiade willen." — „Ich glaube nicht, lieber Bruder, daß du deswegen besorgt zu seyn brauchst, antwortete die Königin. Er hat mir Wunderdinge erzählt, und du weißt, daß er nicht prahlt. Ich habe ihm auch wirklich versprochen, ihm die Erlaubniß bey dir auszuwirken; und ich glaube, daß es ihn sehr kränken würde, wenn er eine abschlägige Antwort bekäme."

„Nun so sey es, versetzte der König; ich gebe sie ihm zwar ungern, aber ich will seinem Muthe keine Schranken setzen. Wir wollen ihn rufen." — Fortunat erschien; und der König sagte auf eine sehr verbindliche Weise zu ihm: „die Königin hat mir von dem Verlangen gesagt, das Ihr hegt, den Drachen zu bekämpfen, der mein Königreich verwüstet; und ich habe eine so hohe Meynung von euerm Muthe, daß ich euch nicht abhalten will, Ruhm und Ehre einzuärndten. Aber ich hoffe, daß Ihr die Gefahr wohl überlegt habt, in die ihr euch begebt." — „Ich habe sie ihm so lebhaft als möglich vor Augen zu stellen gesucht, fiel die Königin ein; aber sein Eifer, dir zu dienen,

und seine Begierde, sich auszuzeichnen, ist so groß, daß er keinen Vorstellungen Gehör geben will.“

Fortunat war wie aus den Wolken gefallen. Er errieth die boshafte Absicht der Königin, aber er antwortete nichts; und der König glaubte in seinem Stillschweigen die Unveränderlichkeit seines Vorsatzes zu lesen. „So geht denn, fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort; ich kenne eure Geschicklichkeit und euren Muth, und ich hoffe, daß Ihr siegreich zurückkehren werdet.“ — „Sire, antwortete der Ritter, der Kampf mag ausfallen wie er will, so werde ich mit meinem Schicksal zufrieden seyn. Ich befreye Sie entweder von einer verheerenden Landplage, oder ich sterbe für Sie. Beydes wird für mich süß und glorreich seyn. Aber ich wage es, vorher um eine Gnade zu bitten.“ — „Bittet was Ihr wollt, antwortete der König.“ „Ich wage es um Ihr Bildniß zu bitten.“ — „Eure Bitte soll euch gewähret seyn, versetzte der König.“

Fortunat befand sich über sein gegebnes Versprechen in keiner geringen Verlegenheit. Er begab sich sogleich in den Stall zu seinem Pferde, es um Rath zu fragen. — „Ich weiß schon was du willst, sagte das Pferd, als er

zu

zu ihm trat." — „¿Sag' was fangen wir an?" — „Wir reisen so geschwind als möglich ab; war die Antwort. Laß dir vom Könige eine Ordre ausstellen den Drachen umzubringen; wir wollen dann schon unsre Schuldigkeit thun." — Diese wenigen Worte flößten dem jungen Ritter Muth ein; er begab sich den andern Morgen zum Könige und bat um die Erlaubniß zur Abreise.

Als ihn der König sahe, rief er aus: „¿Wie? ihr wollt schon fort? — Man kann nicht eilfertig genug seyn, ihre Befehle zu vollstrecken, antwortete Fortunat." Der König war gerührt. Er sah ihn ungern reisen, aber er wollte ihn nicht hindern, seinen Muth zu zeigen und Lorbeern zu brechen. Er umarmte ihn also, schenkte ihm sein Bildniß, und stellte ihm einen Befehl aus, in welchem alle seine Unterthanen ermahnt wurden, dem Ritter alle Hülfe zu leisten, deren er etwa benöthigt seyn dürfte. Fortunat nahm hierauf Abschied vom Könige und gieng auch zu der Königin, die von Damen umgeben, an ihrem Nachttische saß. Sie verfärbte sich, als sie ihn sahe; er aber grüßte sie ehrfurchtsvoll, und bat um ihre Befehle, weil er im Begriffe sey, seine Reise anzutreten. Florinde gerieth bey dieser Nachricht beynahe ausser sich. Auch die Königin war bestürzt,

aber

aber sie faßte sich: „Ich bitte den Himmel, sagte sie, Euch siegreich zurückzubringen.“ — Ich hoffe es, antwortete Fortunat. Sie kennen die Gefahr, die mit meinem Unternehmen verbunden ist; mir ist sie auch nicht unbekannt; gleichwohl bin ich voll Muths und Zuversicht. Vielleicht bin ich jezt an ihrem Hofe der Einzige der so gute Hoffnungen hegt.“ — Die Königin verstand was er damit sagen wollte; aber sie fand nicht für gut, darauf zu antworten.

Endlich kehrte Fortunat nach Hause zurück, und befahl seinen sieben Bedienten sich zu Pferde zu setzen und ihm zu folgen, weil sich jezt eine Gelegenheit zeige, wo er ihre Talente nuzzen könne. Alle waren vergnügt, ihrem Herrn einen Dienst leisten zu können, machten ihre Pferde zurecht, und in weniger als einer Stunde saß der Ritter mit seiner ganzen Dienerschaft auf.

Sie waren noch nicht weit geritten, als sie das Gekreische einiger Menschen vernahmen, die den Drachen in die Klauen gefallen waren. Bald darauf kamen einige andere ihnen in den Weg gerannt, die dem Ungeheuer entflohn, und von denen sie erfuhren daß es nicht weit entfernt wäre. Sie erzählten ihm unter andern,

daß,

daß, da das Wasser, in ihrem Lande seltew wäre, sie einen Teich gemacht hätten um den Regen aufzufangen. An diesem Teiche ließe sich der Drache bisweilen nieder, und wenn er käme, erhübe er ein solches Geschrey, daß man ihn eine Stunde weit hören könnte.

Als der Ritter diese Nachrichten eingezogen hatte, begab er sich in ein Wirthshauß, um mit seinem getreuen Pferde Rath zu pflegen. „Nun sagte er zu ihm, was hätten wir wohl anzufangen, um über den Drachen Herr zu werden.“ — „Ich will diese Nacht darüber nachdenken, antwortete das Pferd, und morgenfrüh sollst du meinen Rath vernehmen.“ — Als der Ritter den andern Morgen wieder in den Stall kam, um die Meinung seines Meisters zu hören, sagte das Pferd zu ihm: „mein Rath ist, daß Feinohr horche, wenn sich der Drache nähert.“ Feinohr legte sich sogleich auf die Erde und horchte. Es währte gar nicht lange, so hörte er das Geschrey des Drachen, der noch sieben Meilen entfernt war. Nun sagte das Pferd, muß Schluk-schluk den Teich austrinken und Mark-im-Buckel muß eine Ladung Wein hineintragen. Um das Ufer herum legt Rosinen, Pfeffer und andere Durst-erregende Dinge. Alle Einwohner der Gegend sollen sich in ihren Häusern verborgen halten,

und

und auch du, mein Herr, darfst das Deinige nicht verlassen. Du wirst sehen, daß du den Drachen in deine Gewalt bekömmst. —

Diese Anstalten waren in kurzer Zeit gemacht: Fortunat schloß sich mit seinen Leuten in ein Haus ein, das die Aussicht auf den Teich hatte; und kurz darauf ließ sich der Drache an seinem Ufer nieder. Er fraß und trank, und trank so lange bis er trunken war. Er sank auf die Seite und die Augen fielen ihm zu. Fortunat versäumte diesen glücklichen Augenblick nicht. Er verließ seine Wohnung, mit dem Degen in der Faust und durchbohrte den Drachen. Dieser stieß ein schreckliches Geschrey aus, und drang auf den Ritter ein; aber das Blut floß schon in Strömen aus seiner Wunde, die Kräfte verließen ihn, und er sank todt darnieder. Fortunat rief seine Leute herbey, um ihn zu binden, und ihn nach der Stadt zu schleppen. Alle machten sich auf den Weg, um dem Könige das Schauspiel des besiegten Ungeheuers so bald als möglich zu verschaffen.

Wie der Wind hatte die Nachricht von dem Siege lange vorher gebracht, ehe der Ritter selbst ankam. Der König gieng ihm entgegen, umarmte ihm, und wünschte ihm Glück. Der ganze Hof und die ganze Stadt versammelte

sich

sich um den seltenen Mann, der das Land von dem verderblichen Ungeheuer befreyt hatte. Jedermann dankte ihm; alle waren von der lebhaftesten Freude beseelt. Nur die Königin in deren Herzen noch immer Liebe und Rachsucht kämpften, war ungewiß, ob sie sich mehr zu freuen oder zu betrüben habe.

Sie lag noch mit sich selbst im Streit, als der König mit dem Ritter in ihr Zimmer trat: „hier bringe ich dir den Sieger des Drachen, sagte er zu ihr, er hat mir den größten und herrlichsten Dienst geleistet, den ich von einem getreuen Unterthanen erwarten konnte. Da du ihm die Erlaubniß dazu ausgewirkt hast, so ist es auch deine Pflicht, ihn für die Gefahr zu belohnen, welcher er sich ausgesetzt hat.“ — Die Königin suchte ihre Verlegenheit so gut als möglich zu verbergen, empfing den Ritter mit sehr gnädigen Ausdrücken, überhäufte ihn mit Lob, und fühlte jeden Augenblick lebhafter, daß sie sich selbst betrogen hatte, als sie den Ritter zu hassen glaubte.

Je öfterer sie ihn sah, desto heftiger wurde ihre Leidenschaft. Eines Tags befand sie sich mit ihm auf der Jagd, und sie glaubte diese Gelegenheit nicht vorüberlassen zu dürfen, sich mit Fortunat auszusöhnen. Sie stellte sich

unpaß, blieb zurück und bat den Ritter, ihr Gesellschaft zu leisten. Er gehorchte. Die Königin, Florinde und Fortunat stiegen vom Pferde, und setzten sich an den Rand eines Bachs, ohne daß eins von allen dreyen den Mund zum Reden geöffnet hätte.

Endlich brach die Königin das Stillschweigen und heftete ihre Augen auf den Ritter. „Die besten Absichten, hub sie an, werden am leichtesten verkannt. Ich habe Ursache zu glauben, daß auch Sie meinen Handlungen eine ganz falsche Deutung gegeben haben. Als ich in den König drang, Sie gegen den Drachen zu senden, sagte mir eine untrügliche Ahndung, daß Sie siegreich aus diesem Kampfe zurückkehren würden. Ich muß Ihnen sagen, daß ihre Neider bisweilen übel von ihrem Muthe gesprochen haben, weil Sie nicht mit zur Armee gegangen sind. Dieß that mir weh, und ich glaubte ein Mittel gefunden zu haben, ihnen den Mund zu stopfen. Es sollte mir Leid thun, wenn Sie mich anders verstanden hätten." — „Der Abstand, welcher uns von einander trennet, gnädige Königin, antwortete der Ritter, ist so groß, daß ich diese Erklärung so wenig als die Sorgfalt verdiene, die Sie für meine Ehre getragen haben. Der Himmel hat sich meiner besser angenommen, als meine Feinde

wünsch

wünschten; und ich werde es immer für ein Glück achten, mein Leben für meinen König und meine Königin auf das Spiel setzen zu können."

Glücklicherweise wurde das Gespräch durch das Getön der Hörner unterbrochen, welche die Ankunft des Königs verkündigten. Fortunat gieng ihm entgegen, um ihn zu seiner Schwester zu bringen, und — um ihren weitern Zudringlichkeiten auszuweichen. Sie hatte den Vorwurf gar wohl verstanden, den der Ritter ihr machte, und sie bemerkte nur allzugut, daß sie seinen Kaltsinn nie überwältigen würde. Als der König zu ihr kam, und ihr seine Unruhe über ihre Unpäßlichkeit an den Tag legte, antwortete sie ihm: es ist wahr, ich befand mich nicht wohl; aber Fortunat besitzt vortrefliche Mittel, einen Kranken auf der Stelle zu kuriren. Er hat die lustigsten Einfälle von der Welt. Solltest du wohl glauben, daß er wieder auf ein neues Abentheuer sinnt?" — „Doch nicht einen Drachen zu bekämpfen? sagte der König." — „Zehn auf einmal, antwortete die Königin. ¿Soll ich dirs sagen? er will den Käyser Matapa nöthigen, uns alle unsre Schätze herauszugeben; und zwar ganz allein, ohne Hülfe einer Armee, und er bittet mich inständig, ihm die Erlaubniß dazu aus-

zuwirken. Er hatte den Drachen besiegt; vielleicht besiegt er auch den Kayser. Ich dächte du gäbst ihm die Erlaubniß. — ¿Was wagst du viel dabey?" — „Ich wage sein Leben, antwortete der König, und sein Leben ist mir sehr werth. Es sollte mir Leid thun, ihn zu verliehren." — „Du magst es nun machen wie du willst, versetzte die Königin, so ist er verlohren. Denn seine Begierde nach diesem Abentheuer ist so unglaublich, daß er für Kummer sterben wird, wenn er die Erlaubniß dazu nicht bekömmt. Ich habe ihm schon alles Mögliche vorgestellt, aber er ist so hartnäckig, daß ich fest überzeugt bin, er ist von dieser tollen Idee auf keine Weise abzubringen." — „Nun meinethalben, so mag er reisen, sagte der König endlich." — Die Königin ließ ihrem Bruder keine Zeit, sich eines andern zu besinnen, sondern rief den Ritter auf der Stelle zu sich. „Fortunat, sagte Sie, danken Sie dem Könige; er willigt in ihr Verlangen, dem Kayser Mastapa unsre Schätze mit Gewalt oder Güte abzunehmen. Gehn Sie und rüsten sich zu diesem Abentheuer und kommen Sie bald siegreich zurück."

Fortunat war betroffen, aber dieser Streich kam ihm weder unerwartet, noch unerwünscht. Er freute sich, eine neue Gelegenheit zu finden,

sein

sein Leben für seinen König zu wagen, vor den er sich auf die Knie warf, um ihm für seine Gnade zu danken. Der König war gerührt, und selbst die Königin fühlte eine Art von Schaam, als sie den Muth und die Entschlossenheit sahe, mit welcher der Ritter dem Tode entgegengieng.

Als der Ritter nach Hause kam, hielt er Rath mit seinem getreuen Rosse, das ihm die besten Hoffnungen wegen des Ausgangs seiner Unternehmung machte. Er ordnete alles zur Abreise an, und verlangte Befehle und Beglaubigungsscheine von dem Könige, seinem Herrn. „Sagt dem Kayser, antwortete ihm der König, daß ich meine Unterthanen und Soldaten, die er zu Sclaven gemacht hat, meine Pferde und alle erbeuteten Schätze zurück verlange.“ — „Und was soll ich ihm zur Entschädigung anbieten? fragte Fortunat.“ — „Meine Freundschaft; versetzte der König.“ Mit dieser Instruction begab sich der Ritter hinweg, nahm aus seinem Koffer für sich und seine Bedienten die kostbarsten Kleider; kaufte ihnen die schnellsten und schönsten Pferde, und reiste ab, ohne vorher von der Königin Abschied zu nehmen.

Die Reise gieng sehr schnell, und sie kamen daher in kurzer Zeit an die Residenz des Kayſers Matapa, welche größer war als Paris, Rom und Constantinopel zusammengenommen, und so volkreich, daß jeder Keller und jeder Winkel bewohnt war.

Fortunat bat um Audienz und erhielt sie. Der Kaiſer bezeigte sich sehr gnädig gegen ihn, als er aber seinen Vortrag gethan hatte, konnte er sich nicht enthalten zu lächeln. — „Es möchte noch hingehen, antwortete er, wenn ihr diese Forderung an der Spitze von fünfmal hunderttausend Mann machtet; aber wie man mir sagt, so besteht eure Armee nur aus sieben Mann." — „Meine Absicht ist nicht gewesen, antwortete Fortunat, mit dem ihm eigenen Anstande, Euer Majestät durch Gewalt, sondern durch meine unterthänigsten Vorstellungen zur Herausgabe dieser Schätze zu bewegen." — „Dieß wird euch wohl schwerlich gelingen, antwortete der Kayser, weder auf dem einen noch auf dem andern Wege; es müßte denn seyn, daß ihr einen Menschen fändet, der zu seinem Frühstück alles Brod aufäße, das an Einem Tage für alle Einwohner meiner Residenz gebacken wird." — „Man stelle sich die Freude vor, welche der Ritter bey diesem Vorschlage empfand. Er nahm ihn auf der Stelle an. Befehlen Eu-

re

re Majestät, sagte er, daß Morgen alles frisch-gebackene Brod auf dem Markte zusammengebracht wird, und Sie sollen das Vergnügen haben zu sehn daß nichts davon übrig bleibt. Der Kayser hielt sich die Seiten vor Lachen; und den ganzen Rest des Tages sprach man bey Hofe und in der Stadt von nichts andern, als des Abgesandten seiner Thorheit, und dem morgenden Schauspiele, das wahrscheinlich mit der Execution des Herrn Ambaßadeurs endigen werde.

Der andere Tag erschien; eine ungeheure Menge Volks versammelte sich auf dem Markte, wo man sieben Berge von Brod aufgethürmt hatte. Der Kaiser, seine Gemahlin und seine Tochter nahmen Plaz auf einem Balcon, von wo aus sie den Markt übersehn konnten. Fortunat erschien mit einem kleinen Gefolge, und erblaßte, als er den unübersehbaren Vorrath von Brod in die Augen bekam. Bey Schluck-Schluck aber erregte dieser Anblick ganz andere Gefühle; er schlug sich mit Zuversicht und Freude auf den Bauch, und bat um Befehl, sein Dejeuner anzufangen. Trompeten und Pauken erklangen; Schluck-Schluck fiel über das Brod her, und in wenigen Stunden war der ganze Vorrath von Brode aufgezehrt.

Fortunat näherte sich nun dem Kaiser, der sich, so wie das ganze Volk, gar nicht von seinem Erstaunen erholen konnte, und bat ihn mit der größten Ehrerbietung, sein gethanes Versprechen zu erfüllen. Der Kaiser gab verdrüßlich zur Antwort: „es ist nicht genug zu essen, man muß auch trinken können. Also Herr Ambassadeur müssen Sie oder einer von Ihren Leuten sich entschließen, alles Wasser aus den Fontainen und Cisternen der Stadt, und allen Wein, der in unsern Kellern liegt, auszutrinken.“ — „Eure Majestät, antwortete Fortunat, scheinen mich nöthigen zu wollen, Ihren Befehlen ungehorsam zu seyn; indeß will ich mein Möglichstes thun, Ihren Willen auch hierinne zu erfüllen, so bald ich nur überzeugt bin, daß Sie geneigt sind, dem Könige meinem Herrn seine Schätze herauszugeben.“ — „Ich verspreche es euch“ antwortete der Kaiser.

Der Ritter begab sich nun mit der kaiserlichen Familie und einer unzählbaren Menge von Zuschauern, zu der Löwen-Fontaine. Sieben marmorne Löwen spien hier Ströme von Wasser aus ihrem Rachen, und versahn alle Brunnen der Stadt. Ein breiter Strom ergoß sich aus dem Bassin mitten durch die Stadt, den man mit kleinen Gondeln befuhr.

Glu-Glu näherte sich dem Bassin und trank es aus, ohne Athem zu schöpfen. Mit eben der Leichtigkeit trank er auch die übrigen Brunnen und Cisternen aus, und bat nun um den Wein, weil er sich den Magen etwas erkältet hätte. Er wurde auch damit fertig; und nun näherte sich Fortunat dem Kaiser, um ihn an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern. „Ich will die Sache in Erwägung ziehn, antwortete der Kaiser."

In der That versammelte er seine geheimen Räthe, um ihnen seinen Kummer mitzutheilen, und fragte sie, ob sie nicht irgend ein Mittel wüßten, die Auslieferung der Schätze auf eine anständige Weise abzuschlagen. Aber die geheimen Räthe wußten nichts zu sagen, und der Kaiser blieb in seiner Verlegenheit. Da seine Tochter dieß sahe, nahm sie das Wort und sagte: „lieber Vater, Sie wissen, daß mir bis jetzt noch niemand im Laufen hat gleichkommen können. Wie wär es wenn Sie dem Abgesandten auflegten, jemand zu stellen, der mich im Wettlauf besiegte; und ihm versprächen, in diesem Falle, die Schätze seines Königs auszuliefern.

Der Kaiser umarmte seine Tochter, pries ihre Klugheit, und ließ den Ritter auf den folgenden Tag vor sich fordern.

Als der Ritter erschien, hub er also an: „ihr habt bishero gezeigt, daß ihr im Stande seyd, alles zu leisten, was ihr verspricht. Ich habe also noch einen Wunsch, den ihr ohne Zweifel zu erfüllen im Stande seyd. Ich möchte nemlich wissen, ob es irgend einen Menschen auf der Welt gebe, der meine Tochter im Laufen besiegen könnte. Schaft ihr mir einen solchen Laufer, so schwöre ich euch bey allen Elementen, daß ich die Erfüllung meines Versprechens nicht länger aufschieben will." — Fortunat besann sich nicht diesen Vorschlag anzunehmen; und verlangte, daß der Wettlauf noch denselben Morgen vor sich gehen sollte. Die kaiserliche Familie begab sich in eine Allee von Orangenbäumen, welche drey Meilen lang und zu einer Rennbahn eingerichtet war. Die Prinzessin erschien in einem leichten Gewande von rosenfarbenen Taft, mit silbernen Sternen bestreut; ihre Haare flossen lang über ihre Schultern herab; ein silberner Gürtel schlang sich um ihre Hüften; und in diesem Aufzuge schien sie der Atalante oder der Diane ähnlich.

Fortunat erschien gleich darauf von seinem getreuen Wie: der: Wind und seinen übrigen Bedienten begleitet, und stellte dem Kaiser den Laufer vor, der in seiner leichten weißen Jacke und seinem Federhute eine sehr gute Figur

spielte. Ehe der Wettstreit angieng, nahm die Prinzessin einen Liquor, der sie behender und stärker machte. Wie der Wind wollte ihr keinen Vortheil über sich lassen, und trank ebenfalls. Aber nicht an dieses starke Getränke gewohnt, fühlte er sogleich die nachtheilige Wirkung davon. Es stieg ihm zu Kopfe, er taumelte, sank an den Stamm eines großen Orangenbaums nieder und fiel in einen tiefen Schlaf.

Unterdessen gab man das Zeichen zum Anfange des Wettlaufs. Die Prinzessin erwartete, daß Wie der Wind aufwachen sollte; aber umsonst. Endlich lief sie allein. Fortunat, welcher sich an das Zelt gestellt hatte, und von allem dem nichts wußte, was in den Schranken vorgefallen war, erschrak nicht wenig, als er die Prinzessin ungefähr eine Minute vom Ziele allein kommen sah. „Um Gottes willen, rief er, wir sind verlohren. Ich sehe nichts von Wie=der=Wind.“ — „Mein Herr, hub das Pferd an, laß doch Feinohr horchen, was Wie=der=Wind macht.“ Feinohr horchte und hörte ihn schnarchen. „Nun wahrlich, sagte er, der nimmt sich Zeit, er schnarcht wie ein Murmelthier.“ — „¿Was ist nun anzufangen? rief Fortunat ängstlich aus.“ — „Laß ihm den guten Jäger einen Pfeil in das rechte Ohrläppchen schießen, sagte das Pferd, da wird

wird er schon aufwachen.“ — Der gute Jäger nahm seinen Bogen und traf ihn gerade ins Ohrläppchen. Wie der Wind sprang auf, rieb sich die Augen, und sah die Prinzessin nah am Ziele. Man wird glauben, er sey nun darüber wer weis wie sehr erschrocken; nichts weniger; er setzte sich sogleich in Bewegung; die Winde schienen ihn zu tragen; und in wenigen Minuten war er vor der Prinzessin voraus am Ziele.

Der König war durch das dreyfache Wunder, das der Gesandte ihm gezeigt hatte, in solches Erstaunen gesetzt, daß er nicht mehr zweifelte, Fortunat stehe unter dem ganz besondern Schutze des Himmels, und es sey ihm nichts zu schwer, was er nicht ausführen könnte. Er glaubte also, die Erfüllung seines Versprechens nicht länger aufschieben zu können, rief den Ritter herbey und sagte zu ihm: „ihr habt Wort gehalten, es ist billig, daß ich dasselbe thue. Nehmt von den Schätzen eures Herrn so viel mit euch, als ihr oder einer von euren Leuten forttragen kann; ich bin fest entschlossen, nicht mehr herzugeben, als so viel.“ Der Gesandte machte eine tiefe Verbeugung, dankte dem Kaiser und bat ihn, die nöthigen Ordres deswegen zu stellen.

Matapa sprach mit seinem Schatzmeister und reiste voll Verdruß auf das Land. Kaum war er weg, so verlangte Fortunat und seine Leute in den Palast eingelassen zu werden; man schloß ihnen alles auf, erinnerte ihn aber noch einmal an die Bedingung, daß er nicht mehr mitnehmen dürfe, als ein einziger Mensch tragen könnte. Er stellte dem Haushofmeister den wackern Mark-im-Buckel als seinen Träger vor; und mit seiner Hülfe wurde bald der ganze Palast von Meubeln, Statuen, Carossen, mit Einem Worte, von allem was darinne war, leer gemacht.

Die Minister des Kaisers sahen nicht gleichgültig zu, wie man den Palast ihres Herrn ausräumte, sondern begaben sich auf das Landshaus und meldeten ihm dieses neue Wunder. Der Kaiser gerieth außer sich für Verwundrung und Zorn. Er schrie, daß er einen solchen Raub nimmermehr geschehen lassen würde, und ließ sogleich einen Theil seiner Armee ausrücken, um dem Gesandten nachzusetzen.

Fortunat war schon eine gute Strecke von der Residenz entfernt, als ihm Feinohr sagte, er hörte das Galoppiren von Pferden, und der gute Jäger wurde sie bald in weiter Entfernung gewahr. Sie befanden sich eben an dem

Ufer

Ufer eines Flusses, und da sie keine Fahrzeuge hatten sagte Fortunat zu Glu-Glu: jezt könntest du uns großen Vortheil schaffen, wenn du das Wasser ein wenig abtränkest, damit wir durchsetzen könnten. — Glu-Glu that sogleich seine Schuldigkeit. Die Feinde erschienen nicht lange darauf ebenfalls an dem Ufer des Flusses und da sie wußten, wo die Fischer ihre Kähne zu haben pflegten, schifften sie sich mit der größten Eilfertigkeit ein, und ruderten aus Leibeskräften. Jezt kam auch die Reihe an Sturm-Wind seinem Herrn einen Dienst zu leisten. Er fing an zu blasen, und es entstand ein solcher Orcan, daß die Fahrzeuge untergiengen, und von der ganzen Armee des Kayfers Matapa kein einziger übrig blieb, welcher Botschaft hätte bringen können.

Fortunats ganze Dienerschaft betrachtete den Ausgang dieses Abentheuers als den Zeitpunkt, wo sie mit Recht eine ihren Diensten angemeßne Belohnung fordern könnten. Sie fiengen schon an sich über die Theilung der Schätze zu streiten, die sie dem Kayser entführt hatten. „Wenn ich nicht dem Preiß davon getragen hätte, sagte Wie-der-Wind, so hättet ihr alle nichts.“ — „Und was wäre denn aus dir geworden? wenn ich dich nicht hätte schnarchen hören? sagte Feinohr.“ — „Und wer hätte

te dich denn aufwecken sollen, wenn ich nicht gewesen wäre?" setzte der gute Jäger hinzu. — „Ich weiß nicht, wie ihr euch streiten könnt, fiel Mark: im: Buckel ein, da ich doch den ganzen Plunder davon getragen habe?" Ohne mich würdet ihr wenig zu theilen haben." — „Sagt vielmehr ohne mich: unterbrach ihn Glu: Glu, ich möchte wissen, was aus der ganzen Geschichte geworden wäre, wenn ich den Fluß nicht ausgetrunken hätte." — „Oder vielmehr, wenn ich die Schiffe nicht umgeblasen hätte; fiel Sturmwind ein." — „Ich habe euch streiten lassen, fing Schluck: Schluck jezo an, denn ihr habt alle Unrecht; mir gebührt der Preiß; denn ich habe die Scene eröffnet, und es wäre aus der ganzen Ambassade wenig herausgekommen, wenn ich nur ein Krümchen übrig gelassen hätte."

Fortunat fand für gut, diesem Streite ein Ende zu machen, welcher leicht eine unangenehme Wendung nehmen konnte. Ihr habt euch alle brav gehalten, sagte er mit einem Tone, in welchem sich Ernst und Güte mischten; aber dem Könige allein steht das Recht zu, euch zu belohnen. Laßt uns alles seinem Willen anheim stellen, und ihm die Schätze, die er uns zu holen gesendet hat, unverlezt überliefern."

Die

Die Bedienten des Ritters kamen durch diese Vorstellungen wieder zu sich, warfen sich ihm zu Füßen, und versprachen ihm, in allen Stücken seinen Willen zu thun. Sie sezten ihre Reise weiter fort, und sahen in kurzen die Stadt vor ihren Augen liegen. Mannichfaltige Empfindungen bestürmten das Herz des zärtlichen Ritters. Die Freude seinem geliebten Könige einen so wichtigen Dienst erzeigt zu haben; die Hoffnung ihn wiederzusehn: die Erwartung einer günstigen Aufnahme: alles dieses wechselte mit der Furcht und Bekümmerniß ab, die ihm die Leidenschaft der Königin verursachte. In dieser Stimmung kam er an, und wurde von dem erstaunten Volke begrüßt, dessen Freudengeschrey bis zu dem Palaste des Königs drang.

Der König und seine Schwester konnten sich noch nicht von der Wahrheit der Nachricht überreden, daß Fortunat glücklich zurückgekommen sey, als er selbst in das Zimmer trat, sie von dem glücklichen Ausgange seines Unternehmens zu benachrichtigen, und ihnen zu sagen, daß er die mitgebrachten Schätze in den Park habe schaffen lassen, weil sie an keinem andern Orte Raum hatten. — Die Freude des Königs, sein Erstaunen und seine Dankbarkeit, ist leichter zu begreifen als zu schildern.

Die Gegenwart des Ritters rissen die Wunden der Königin wieder auf; sie fand ihn liebenswürdiger als je. Sie entdeckte Florinden daß sie entschlossen sey, ihn heimlich zu heyrathen. „¿Ihn zu heyrathen? rief Florinde. Ist es möglich? hab' ich auch recht gehört?" Ja, ja, antwortete die Königin, und du mußt mir beystehn, mein Projekt auszuführen. Bringe den Ritter diesen Abend in mein Cabinet; da will ich ihm meine Gesinnungen und meine Absichten entdecken." — Florinde bot alles auf, um die Königin von diesem Vorhaben abzubringen; sie stellte ihr den Zorn des Königs, die Gefahr des Ritters vor. Es war alles umsonst. Die Königin blieb hartnäckig auf ihrem Sinne und befahl ihr zu gehorchen.

Florinde fand den Ritter auf einer Galerie des Palastes, wo er die goldenen Bildsäulen aufstellen ließ, die er von Matapa mitgebracht hatte; sie richtete den Befehl der Königin aus; er versprach zu gehorchen. Den Abend stellte er sich ein; höchst nachläßig gekleidet, aber nur desto reizender und liebenswürdiger.

Die Königin hatte alles gethan, um ihre Reize durch die Pracht ihres Anzugs in das hellste Licht zu setzen. Sie bemerkte mit Vergnü-

gen, daß Fortunat darüber betroffen war. „Der Schein betrügt, redete sie ihn an, und ich bin Ihnen wegen meines Verfahrens eine Rechtfertigung schuldig. Als ich den König bes redete, Ihnen eine Gesandtschaft an den Kaiser Matapa aufzutragen, konnten Sie vielleicht glauben, daß ich Sie aufopfern wollte. Lernen Sie anders von meinem Herzen urtheilen. Ich sahe den glücklichen Ausgang gar wohl vorher, und so ergriff ich diese Gelegenheit, Ihnen einen unsterblichen Ruhm zu verschaffen." — „Ich finde mein Glück in der Erfüllung meiner Pflichten, antwortete der Ritter, und was auch Ihre Bewegungsgründe gewesen seyn mögen, so bin ich zufrieden, meinem Könige gehorcht zu haben." — „Ihre Gleichgültigkeit, lieber Ritter, antwortete die Königin, geht bis zur Beleidigung. Aber die Zeit ist gekommen, Sie von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen; kommen Sie, empfangen Sie meine Hand zum Zeichen meiner ewigen Treue."

Der arme Ritter war wie vom Blitze getroffen. Zehnmal war er im Begriffe der Königin sein Geheimniß zu offenbahren; aber jedesmal schloß ihm Schaam und Furcht den Mund. Er antwortete auf alle ihre Beweise von Freundschaft mit Trockenheit und Kälte; er stellte ihr den Zorn des Königs vor, wenn er erführe,

daß

daß einer seiner Unterthanen es gewagt hätte, sich in seine Familie einzudrängen. — Nachdem die Königin es lange umsonst versucht hatte, seine Gründe zu widerlegen und ihn von seiner Furcht zu heilen, nahm sie die Stimme und die Geberdrn einer Furie an; sie überhäufte ihn mit Drohungen; sie fiel über ihn her, sie zerkratzte ihm das Gesicht; dann kehrte sie ihre Wuth gegen sich selbst; zerriß ihre Haare und ihren Schleyer, zerschlug sich Gesicht und Brust, und rief die Wache, den Verräther in ein unterirdisches Gefängniß in Ketten und Banden zu werfen.

Nun eilte sie auch zu dem Könige, den unglücklichen Fortunat bey ihm anzuklagen. Sie erzählte ihm, daß er schon seit langer Zeit die Kühnheit gehabt hätte, ihr seine Liebe zu erklären; daß sie in der Meynung ihn zu schonen und seine Leidenschaft durch die Abwesenheit zu heilen, keine Gelegenheit versäumt hätte, ihn zu entfernen; alles aber wäre umsonst gewesen; er sey in ihr Zimmer eingedrungen, und habe sie behandelt, wie eine gemeine Buhlerin. Sie verlange, daß man ihm den Prozeß mache.

Der König war über diesen Vortrag nicht wenig erstaunt. Er kannte die Heftigkeit seiner

Schwester; und er hatte Ursache sie zu schonen. Fortunats Kühnheit, forderte eine exemplarische Strafe. Der Vorfall war schon überall bekannt, und es mußte dem Könige selbst daran gelegen seyn, die Ehre seiner Schwester zu retten, und sie zu rächen. Aber ach! an wem sollte er diese Rache ausüben? an einem Ritter, der sich für ihn den größten Gefahren ausgesetzt, der ihm noch heute einen Beweiß seiner uneingeschränkten Ergebenheit gegeben hatte; an einem Ritter den er liebte, für dessen Leben er selbst die Hälfte des seinigen gegeben hätte? Er stellte dieß auch der Königin vor; er suchte sie zu erweichen; aber sie war unerbittlich, und er war gezwungen, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen.

Die Richter wurden vom Könige ernannt und von der Königin bestochen. Sie verdammten den armen Fortunat ohne seine Vertheidigung anzuhören. Drey Dolchstiche ins Herz sollten seinem unglücklichen Leben ein Ende machen. Der Tag der Execution erschien, und Fortunat, der noch gar nicht wußte, weswegen er angeklagt war, wurde aus dem Gefängnisse herausgeführt; und das erste was ihm in die Augen fiel, war die Königin, die auf den Richtplatz gefahren war, um das Schlachtopfer ihrer Leidenschaft, unter den Händen des

Henkers bluten zu sehn. Man band ihn an einen Pfahl, riß ihm die Kleider aus, und sahe — zum Erstaunen der ganzen zahlreichen Versammlung — den bebenden Busen eines Mädchens. Die Falschheit der Anklage war mit einemmal offenbar; das Volk drängte sich hinzu; schnitt die Stricke los, und befreyte den weiblichen Ritter unter einem lauten Freudengeschrey. Die Königin hielt diesen Anblick nicht aus. Wuth, Schaam und Rachsucht wirkten so gewaltsam auf ihr Herz, daß sie todt darnieder sank. Die Nachricht von Fortunats Rettung und dem Tode der Königin kam zu gleicher Zeit zu den Ohren des Königs.

Freude und Schmerz kämpften nicht lange in seinem Herzen; die erste bekam bald die Oberhand. Er beschloß Schönchen zu heyrathen, und durch seine Krone die Dienste zu belohnen die sie ihm erzeugt hatte. Sein Antrag krönte die Wünsche dieses schönen und tugendhaften Mädchens, nicht weil sie sich durch einen Thron glücklicher glaubte, sondern weil sie den König liebte.

Als der Tag der Hochzeit festgesetzt war, zog Schönchen wieder Weiberkleider an, und schien in dieser Tracht noch tausendmal reizender. Sie fragte das Pferd über ihr folgen-

des Schicksal und dieses verkündigte ihr nichts als frohe Tage. Aber dieß war auch das letzte was sie von ihrem getreuen Rosse erfuhr. Denn kurz darauf war es fort, und niemand wußte zu sagen wohin.

Da Schönchen diesen Verlust erfuhr, war sie sehr betrübt, und lief allenthalben umher und rief das Pferd. Sie gieng auch in den Garten und rief und bekümmerte sich, als sie plötzlich ein Meteor am Himmel erblickte, das sich ihr langsam zu nähern schien. Wie groß war ihre Freude, als sie ihr Pferd erkannte, das mit Perlen und Edelsteinen bedeckt vor einem Wagen her galopirte, den vier und zwanzig Schaafe zogen, deren Wolle zarter als Seide und weiser als Schnee war. In dem Wagen saß die Fee und neben ihr Schönchens Vater und ihre beyden Schwestern, die in die Hände klatschten und ihr zuriefen, und ihre Freude auf tausenderley weise an den Tag legten. Endlich kamen sie auf die Erde herab. Das war eine Freude! eine Zärtlichkeit! Der gute Alte weinte, seine Töchter weinten, und Thränen netzten selbst das Auge der wohlthätigen Fee. Sie giengen nun alle zusammen in den Palast, wo die Zurüstungen zu Schönchens Vermählung schon gemacht waren; und noch an diesem Tage wurde das schönste und zärtlichste

Paar

Paar verbunden, das nun ununterbrochen des reinsten Glücks genoß.

* * *

Dandinardiere hatte dieß Mährchen mit großer Aufmerksamkeit angehört, und als es zu Ende war, sahe der Prior daß er in Thränen schwamm. „¿ Um Gottes willen warum weinen Sie denn?" — „¿Wer sollte sich da der Thränen enthalten können, antwortete jener? Sie müssen ein Felsenherz haben, um bey allen dem Unglück gelassen zu bleiben." — „Ich würde es mir gefallen lassen, versetzte der Prior, wenn Schönchen umgekommen wäre. Aber Sie hören ja, daß sie glücklich wird, daß sie einen König heyrathet. Sie sollten billigermassen ihre Freude mit ihr theilen." — „Nun so lassen Sie uns lachen, rief Dandinardiere und trocknete sich die Augen; ich habe auch für meinen Theil alle mögliche Ursache mich zu freuen, da Sie die Großmuth haben, mir mit diesem schönen Mährchen ein Geschenk zu machen. Meine Dankbarkeit ist so lebhaft, daß ich im Stande wäre, ihnen mein Leben aufzuopfern. „Sie sind gar zu gütig, antwortete der Prior. Der einzige Dank, den ich dafür verlange, ist, Sie mit diesem Werke glänzen zu sehn. Ich will sogleich die Fräulein von Saint-Thomas be-

besuchen und ihnen sagen, daß Sie ihnen den Rang abgelaufen haben, und daß sie sich diesen Nachmittag selbst davon überzeugen können."

Dandinardiere schloß den Prior zärtlich in seine Arme. „Ich bin überzeugt, sagte er, daß dieses Werk meinen Nahmen unsterblich machen wird, und das einzige was mir leid dabey thut, ist der Kummer der Fräulein, wenn Sie sehn werden, daß ich hundertmal sinnreicher bin als sie."

Der Prior begab sich auf das Zimmer der Fräulein von Saint Thomas, und brachte ihnen die Nachricht, daß Dandinardiere ein Meisterstück verfertigt habe, worauf er sie diesen Nachmittag einladen lasse. — „In der That sagte Adelheide, man sieht es ihm an, daß er im Stande ist, etwas gutes zu machen." Es ist auffallend, setzte Virginie hinzu, daß ein Mann der einen guten Theil seines Lebens unter Morden und Blutvergießen zugebracht, und eine so ausgezeichnete Rolle in den wichtigsten Kriegen gespielt hat, soviel Geschmeidigkeit des Geistes und soviel weiches Gefühl hat erhalten können."

Der Prior glaubte vor Lachen sterben zu müssen, da er die Fräulein in diesem Tone von

Dan-

Dandinardiere sprechen hörte. Er fand keinen Beruf, sie aus ihren Irrthume zu ziehn, sondern begab sich zum Vicomte und sagte ihm, daß noch vor Ende des Tags eine heftige Bataille zwischen den Fräulein von St. Thomas und dem Edelmanne geliefert werden würde. — „¿Ist es möglich sagte der Vicomte; Sie wissen ja, daß man ihm eine von den Fräulein bestimmt hat; warum wollen Sie sie mit einander entzweyen?" Ich habe Unrecht, antwortete der Prior, ich weiß es wohl. Aber die Idee scheint mir so lustig! Stellen Sie sich nur vor, wenn sie von beyden Seiten das Recht der Autorschaft behaupten werden, sich darüber zanken und Zeugen stellen. — „Nein, nein, versetzte der Vicomte, das geht unmöglich an. Ihr Einfall ist unvergleichlich; aber es würde eine Todtfeindschaft geben." — „¿Sagen Sie mir aber in aller Welt, erwiederte der Prior lachend, wie wir es nun verhindern wollen? Das Mährchen liegt unter seinem Kopfkissen, und ich glaube er liese sich eher die Seele aus dem Leibe reisen, als er den Heft hergäbe."

So lassen Sie es uns stehlen, sagte der Vicomte." „Dann hängt er sich auf, versetzte der Prior. Er kann die Zeit nicht erwarten, seine Schöne von seinen Talenten zu überzeugen; und wenn die Gesellschaft zusammen käme, und

er fände seine Beweiße nicht. Dann stehe ich nicht für sein Leben. — Es fällt mir etwas ein, erwiederte der Vicomte. Ich habe zu Hause ein Mährchen, das mir eine von meinen Freundinnen zugeschickt hat. Dieß will ich holen lassen. Ich bin überzeugt, daß er das Mährchen von heute früh längst vergessen hat; und wenn nur etwas von Feen darinne vorkömmt, so ist es genug, um ihn zu betrügen." Nun, ich bin es zufrieden, versetzte der Prior. Aber richten Sie Ihre Sachen gut ein, sonst wissen Sie Dandinardiere ist ein gefährlicher Mensch."

Der Vicomte schickte nach dem Mährchen; die Fräulein von St. Thomas kleideten sich an und nach Tische begab sich die ganze Gesellschaft, die Frau Baronin nicht ausgenommen, auf das Zimmer des Kranken. Dandinardiere war für Freuden ausser sich. Er wußte nicht was er that; und zehnmal war er im Begriffe aus dem Bette zu springen, um seine Gäste zu bewillkommen.

Kaum waren die ersten Höflichkeiten vorüber, und kaum hatte sich die Gesellschaft gesetzt, als man einen unsinnigen Lärmen auf dem Hofe hörte. Es war Johann, der mit der Bibliothek seines Herrn ankam, die er auf ei-

nen

nen Karn und drey Esel geladen hatte, und sich mit dem Fuhrmann herumschlug, dem er schuld gab, er hätte ein Gesangbuch gestohlen. Der Fuhrmann wollte diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen, fuhr seinem Ankläger in die Haare, und so rauften sie sich auf dem Hofe herum.

Die ganze Gesellschaft fuhr ans Fenster und auch Dandinardiere konnte sich nicht enthalten in das Betttuch eingehüllt, von seinem Lager aufzuspringen, um die Heldenthaten seines Johann mit anzusehn. Dieser kam bey seiner Schlägerey sehr übel weg; für einen Schlag bekam er richtig sechs, von den derben Fäusten des Fuhrmanns, und er war schon auf einen ehrenvollen Rückzug bedacht als Madam de Saint-Thomas Leute hinabschickte, die Kämpfer auseinander zu bringen. Aber bald wäre es wieder zu einer neuen Schlacht gekommen, als der Fuhrmann seinen Schimpf bezahlt verlangte. Johann zeigte seine blutige Nase und die blauen Flecken an seinem Leibe. Aber es half nichts; er mußte sich abfinden.

Endlich war der Friede wieder hergestellt, der Karn und die Esel fortgeschickt, und die Bücher lagen in bunter Ordnung auf dem Grase. Unglücklicherweise fiel ein heftiger Platzre-

gen,

gen, der sie alle durchweichte, ehe man Zeit hatte sie in Sicherheit zu bringen. Nichts war lustiger, als Dandinardierens Klagen bey dieser traurigen Scene. „Ach ihr erhabenen Scribenten des Alterthums, rief er aus, ihr Griechen und Römer; ihr Gefährten meiner einsamen Stunden! Ach! mein Homer, dessen Tiefsinn mich so oft ergözte; mein Plato, du Sänger der Vorzeit! da liegt ihr von Regen ertränkt! Wärt ihr doch in dem Meer umgekommen, oder hätte die Flamme des Blitzes euch verzehrt, so würde mir euer Verlust erträglicher seyn. Aber von einem elenden Regen! mitten auf einem Hofe! nein, ich werde mich nie zufrieden geben!" — Virginie wurde von diesen Klagen gerührt; sie suchte den Kranken zu trösten; sie bat ihn, seinen Verlust standhaft zu ertragen, und ihr wenigstens nicht mit seinen Klagen das Herz zu brechen. Sie versprach ihm, daß man alles anwenden sollte, seine Bücher zu trocknen. Mit Einem Worte sie besänftigte den armen Kranken, dem die Theilnahme der reizenden Virginie so wohl that, daß sein Verlust ihn zu freuen anfieng. — Der Prior erinnerte die Gesellschaft an die Absicht ihrer Zusammenkunft; bat um geneigtes Gehör und fieng sein Mährchen zu lesen an:

* * *

3.

Der Räuber und die Taube.

Es war einmal ein König und eine Königin, die einander so zärtlich liebten, daß ihre Eintracht allen Familien zum Muster diente, und daß es eine große Seltenheit war, in ihrem Lande eine mißvergnügte Ehe anzutreffen. Dieß Land hieß das Königreich der Einnöden.

Die Königin hatte mehrere Kinder gehabt, aber von allen war ihr nur eine Tochter übrig geblieben, deren Reize und Liebenswürdigkeit sie über den Verlust ihrer andern Kinder tröstete. Die königlichen Eltern, erzogen sie als ihre einzige Hoffnung, aber leider war ihr Glück von kurzer Dauer. Der König ritt eines Tags auf die Jagd; sein Pferd wurde bey einem Schusse scheu, nahm den Zügel zwischen die Zähne und gieng mit seinem Reiter durch. Am Rande eines Abgrundes wollte er es aufhalten; es bäumte sich, warf den König ab, stürzte auf ihn, und tödtete ihn.

Die Königin gerieth über diese schreckliche Nachricht in Verzweiflung; sie konnte ihren Schmerz nicht mäsigen, und alles was sie im Stande war zu thun, bestand darinne, daß

sie für ihre Tochter sorgte, um wenigstens ruhig zu sterben. Sie hatte eine Freundin, die Fee Souveraine, welche in allen Reichen ausserordentliche Achtung genoß und großen Einfluß besaß. An diese schrieb sie mit sterbender Hand sie bat sie, noch einmal zu ihr kommen, um ihre letzten Wünsche zu hören; sie hätte ihr Dinge von Wichtigkeit zu sagen.

Die Fee ließ alles liegen und stehen und eilte zu ihrer sterbenden Freundin, die gerade noch Kräfte genug hatte, sie zu bitten, die Regentschaft in ihrem Königreiche zu übernehmen und für ihre arme Constanze Sorge zu tragen. „Die Hoffnung daß Sie diesen Wunsch erfüllen werden, setzte sie hinzu, ist mein einziger Trost. Sie werden sie glücklicher und vollkommner machen; Sie werden ihr einen Gemahl suchen, der ihre Liebe verdient. — „Ihre Wünsche sind gerecht, antwortete die Fee; ich werde Constanzen nicht verlassen. Das arme Kind bedarf meinen Schutz. Sie wird sehr unglücklich seyn.“ — Die arme Königin hörte diese traurigen Worte nicht mehr. Sie streckte ihre Arme noch einmal nach ihrer Tochter aus; dann schlossen sich ihre Augen und ihre Seele wandelte hinunter in die Gefilde der Schatten.

Mit untrüglicher Zuverlässigkeit las die Fee die Schicksale der Menschen, in den Gestirnen. Sie sahe, daß die Prinzessin mit der Liebe eines Riesen bedroht war, dessen Staaten nicht weit von den ihrigen lagen. Sie beschloß, sie seinen Augen so viel möglich zu verbergen, und sie in einem Winkel der Erde zu erziehn, der von den Ländern des Riesen am weitesten entfernt war.

Das erste Geschäfte der Fee war taugliche Minister zu erwählen, denen sie die Verwaltung des Staats anvertrauen konnte, und weise Gesetze zu geben, nach denen die Verweser des Reichs zu handeln hätten; und als sie dieser Pflicht Genüge geleistet hatte, gieng sie um Mitternacht in Constanzens Zimmer, nahm sie schlafend auf ihre Arme, und brachte sie in ein reizendes, fruchtbares und glückliches Thal, welches von frohen Menschen, von Schäfern und Schäferinnen bewohnt war. Hier wollte sie die Prinzessin den Augen des Riesen bis in ihr sechzehntes Jahr verbergen — denn dann war die Gefahr vorbey — und deshalb kleidete sie sie als Schäferin und suchte den Glanz ihrer Reize unter einem einfachen Gewande, und einer tiefen Haube zu schwächen. Dieß gelang ihr nicht sonderlich. Constanze war und blieb in jeder Tracht die schönste ihres Geschlechts,

und aller Bemühungen der Feen ungeachtet sprach man überall von Constanzen als einem Meisterstücke der Natur.

Sie hatte hier eine Zeitlang zugebracht, als die Fee für gut fand in das Königreich der Einöden zurückzukehren, um neue Einrichtungen zu treffen, und die Minister zur genauen Beobachtung ihrer Pflichten aufzumuntern. Sie reiste ab, und befahl Constanzen, sich bis zu ihrer Rückkehr sorgfältig einzuschließen.

Constanze hatte einen Widder den sie ausserordentlich liebte. Bald schmückte sie ihn mit Blumenkränzen bald mit Bändern. Es war ihre einzige Freude und er schien ihrem Befehle mit Freude zu folgen. Er verließ sie selten, er sprang neben ihr her, und fras kein ander Futter, als das sie ihm reichte, und trank kein anderes Wasser, als das ihre Hand ihm both.

Indeß entstand zwischen Constanzens Widder und einem Schaafe in der Nähe eine Liebschaft, die ihn seiner Gebieterinn bisweilen untreu machte. Constanze warf ihm seine Treulosigkeit vor: „ich habe dich so lieb, sagte sie, ich gäbe meine ganze Heerde für dich, und du läufst von mir. Dann band sie ihn mit Blumen

men-Kränzen, aber der Widder zerriß sie und lief doch davon. Ach! sagte Constanze; du bist wie die Männer, von denen die Fee mir erzählt hat, daß sie auch den schwächsten Schatten der Unterwürfigkeit fliehn. Geh, nur, geh und laufe deinem Schaafe nach; wenn der Wolf dich frißt, so kann ich dir nicht helfen.

Der Widder kehrte sich wenig an diese Vorstellungen; er blieb selten zu Hause. Als er eines Tags auch weggelaufen war, und Constanze allein zu Hause saß und sponn, hörte sie ihn laut und kläglich blöcken. Sie erschrak, lief hinaus, und sah einen häßlichen Wolf, der den armen Widder davontrug. In dem Augenblicke vergaß sie den Befehl der Fee, und lief dem Räuber ihres geliebten Widders nach, warf ihn mit Steinen, rief um Hülfe; aber umsonst; er ließ seine Beute nicht fahren. So war sie ihm bis an den Wald nachgelaufen, als, o Himmel! ein Riese aus dem Gebüsche hervortrat. Constanze war beynahe des Todes für Schrecken. Sie bat den Himmel ihr zu helfen und die Erde, sie zu verschlingen. Aber der Himmel und die Erde waren bey ihren Bitten taub; sie verdiente ihr Schicksal, denn sie war dem Befehle der Fee ungehorsam gewesen.

Der Riese spreizte seine Arme aus, um sie aufzuhalten; denn so ungestaltet er selbst war, so blieb er doch bey ihren Reizen nicht ungerührt. — „Welchen Rang behauptest du unter den Göttinnen? hub er mit seiner Donnerstimme an; denn deine Reize verkündigen mir, daß du keine gemeine Sterbliche bist. Du kömmst mir gerade zur rechten Zeit in den Wurf; ich habe schon längst gern eine Göttin zur Frau haben wollen.“ — Constanze war nicht im Stande zu antworten; ihre Zunge versagte ihr den Dienst, und die Worte starben auf ihren Lippen.

Als der Riese sahe, daß sie auf seine galanten Fragen nicht antwortete, sagte er lachend: „für eine Göttin hast du verzweifelt wenig Verstand: und mit diesen Worten öffnete er einen großen Sack, den er auf dem Rücken hängend hatte, und steckte sie, mir nichts, dir nichts, hinein.

Das erste was Constanze in dem Sack erblickte war der Wolf und ihr geliebter Widder, die der Riese im Laufe gehascht hatte. Du wirst mit mir sterben, lieber Widder, sagte sie; dieß wird mir meinen Tod noch unerträglicher machen. Besser wär' es wohl, wir könnten zusammen entfliehn.

Sie fieng an zu weinen und zu schluchzen; der Widder blöckte, der Wolf heulte; und dieser Lärm, weckte einen Hund, eine Katze, einen Hahn und einen Papagey auf, die bis jezt im Sacke geschlafen hatten. Sie vereinigten ihre Stimmen mit den Stimmen der übrigen. Nie hat man ein widerwärtigeres Getöse gehört. Es beleidigte selbst die dicken Ohren des Riesen; er band den Sack zu, und warf ihn auf einen Baum, in der Absicht, ihn bey Gelegenheit wieder zu holen.

Constanze hatte sehr richtig ausgerechnet, daß er sich mit wenigen Schritten sehr weit entfernen mußte; denn ein gallopirendes Pferd kam ihm nicht gleich, wenn er auch nur Schritt für Schritt marschirte. Sie zog also ihre Scheere heraus, schnitt den Sack auf und ließ zuerst ihren Widder, den Hund, die Katze den Hahn und den Papagey heraus, den Wolf aber ließ sie drinne. Sie selbst verließ den Sack zuletzt. Es war schon tief in der Nacht. Mitten im Walde, in der dicksten Finsterniß, gieng sie zitternd und zagend auf gut Glück, und in beständiger Angst, dem fürchterlichen Riesen noch einmal zu begegnen.

Die Thiere, welche sie befreyt hatte, begleiteten sie aus Dankbarkeit, und waren ihr

bey ihrem Herumirren von großen Nutzen. Die funkelnden Augen der Katze, leuchteten ihr auf dem Wege; der Hund schlug vorsichtig an, wenn er in der Ferne ein Raubthier witterte; das Krähen des Hahns entfernte die Löwen, und das Plappern des Papageys die Räuber.

Beym Anbruche des Tages fand sich Constanze an dem Ufer eines Bachs, welcher sich durch eine reizende Wiese schlang. Sie sahe sich um, und alle ihre Begleiter hatten sie verlassen, den getreuen Widder ausgenommen. „¿ Wo bin ich? sagte sie. Wer wird sich hier meiner annehmen?" — Dann blickte sie auf den Widder und sagte: du kömmst mir theuer zu stehn. Wär ich dir nicht nachgelaufen, so wär' ich noch bey meiner lieben Fee, und würde mich nicht vor Riesen zu fürchten haben. — Der Widder schien sie zu verstehen. Er hieng den Kopf und sah traurig zur Erde, während seine Gebieterin von Müdigkeit überwältigt, im Schatten der Bäume, bey dem Murmeln des Bachs einschlummerte.

Sie mochte eine ziemliche Zeit geschlafen haben, als sie erwachte und zu ihrem großen Erstaunen einen jungen Menschen hinter dem Gesträuche verborgen sah. Er schien sich zu verstecken um sie mit desto größerer Bequemlichkeit be-

betrachten zu können. Die Schönheit seines Wuchses, seine Miene, sein lebhaftes Aug, der Adel und Anstand seiner Geberden, machte einen heftigen Eindruck auf Constanzens Herz. Sie stand auf, um sich zu entfernen; aber ein geheimer Zauber hielt sie zurück. Ihre Blicke fielen verstohlen auf den Unbekannten, den sie zu gleicher Zeit fürchtete und liebte.

Dieß Augenspiel dauerte noch als der Wald von dem Schall der Hörner, und dem Bellen der Hunde wiedertönte. Constanze erschrack und der Prinz, der alle ihre Bewegungen beobachtete, redete sie an. „Fürchte nichts schöne Schäferin, sagte er zu ihr, du bist hier an einem sichern Orte. Du bist ausser Gefahr, aber nicht so die, die dich sehn.“ ... „Ach! mein Herr, autwortete Constanze, ich begebe mich in ihren Schutz. Ich bin eine arme Waise, und ich möchte gern eine Schäferin werden. Verschaffen Sie mir eine Heerde, ich will sie treulich warten.“ — „Glücklich sind die Schaafe, antwortete der Prinz, die von deinen Händen gewartet werden! Wenn du willst, so will ich es meiner Mutter der Königin sagen, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, dir zu dienen.“ —

Sie sprachen noch eine Zeitlang mit einander, und der Prinz hatte Gelegenheit ihren guten Verstand, ihren Wiz, die Feinheit ihrer Manieren, und die gute Art, mit der sie seine Schmeicheleyen beantwortete, zu bewundern. Endlich erschien sein Gefolg auf der Spitze eines Hügels. „Ich verlasse dich, reizende Schäferin, sagte er zu ihr; denn ich kann nicht zugeben, daß so viele Leute an dem Glück, dich zu sehn, Theil nehmen sollen. Am Ende dieser Wiese liegt ein kleines Haus, daß du sicher bewohnen kannst. Sage nur daß ich dich geschickt habe, und man wird dich sogleich aufnehmen." — Der Prinz Constanz, (so hieß er) entfernte sich, und Constanze eilte nach dem Orte, den er ihr beschrieben hatte.

Als der Prinz nach Hause kam, fand er seine Mutter sehr erzürnt, auf eine alte Schäferin, die sich in der Besorgung ihrer Heerde sehr nachlässig bewiesen hatte, und deshalb abgedankt worden war. Der Prinz benutzte diese Gelegenheit. Er erzählte seiner Mutter, daß er unterwegs ein junges Mädchen angetroffen hätte, welche sehr ängstlich Dienste suchte, und ihm in jeder Rücksicht die Person zu seyn schien, die sie jetzo brauchen könnte. Die Königin, war mit seinem Vorschlage zufrieden, und übertrug es ihm, sie in ihrem Dienste an-

anzuweisen. Der Prinz war sehr vergnügt; als er aber über die Ursache seiner Freude nachdachte, erröthete er. Er ließ Constanzen ihren Dienst anweisen, und beschloß, sie nicht wieder zu sehn. Er ergab sich der Jagd und dem Spiele; wenn er eine Heerde von weiten sahe, wich er ihr aus. Schon dachte er seltner an Constanzen; schon glaubte er seine Leidenschaft besiegt zu haben, und er wünschte sich Glück zu diesem Siege. Als er aber eines Tags, nach einer langen Jagd, an dem Ufer eines kühlen Bachs, in dem Schatten der Erlen, die ihre Aeste traulich verschlangen, lustwandelte, hörte er auf einmal eine weibliche Stimme die mit unnachahmlichen Ausdruck folgende Worte sang:

Du kleiner Bach, der seine Silberwellen
durch unsre Triften murmelnd schlingt;
du blumenreiches Thal, ihr Hügel und ihr Quellen,
du stiller Wald, den Phöbus kaum durchdringt;
euch wählt ich mir zu Zeugen meiner Thränen,
euch klagt mein Herz die längst verlohrne Ruh,
und rufet euch, mit ängstlich bangen Sehnen
Constanzens theuern Nahmen zu.

Der schöne Gesang, und noch mehr der Nahme Constanz, den er ganz deutlich vernommen hatte, erregte seine Neugierde. Er bestieg einen kleinen Hügel, der vor ihm lag; und sah am Fuße desselben die reizende Constanze und neben ihr der geliebte Widder, dem sie

auf tausenderley Art schmeichelte. „Ach! sagte der Prinz ganz leise, wie glücklich wärst du, wenn du den Werth dieser Liebkosungen kennetest! ¿Ist aber diese Schäferin nicht viel schöner als da ich sie zum erstenmal sahe? O! Liebe, ich glaubte dich schon aus meinem Herzen verbannt. Ach! ich irrte mich. ¿Ist es möglich sie zu sehn ohne sie lieben? und kann man sie lieben, ohne ihr ewig treu zu seyn?

Während er in diesem Selbstgespräche begriffen war, stand die Schäferin auf, ihre Heerde zusammenzutreiben. Jezt eilte der Prinz auf sie zu; „liebenswürdige Schäferin, sagte er zu ihr, darf ich dich fragen, ob dir der kleine Dienst, den ich dir geleistet habe, angenehm gewesen ist?“ — Constanze erröthete, als sie den Prinzen sahe. „Mein Herr, antwortete sie mit sichtbarer Verlegenheit, ich habe immer eine Gelegenheit erwartet, Ihnen zu danken; aber sie hat sich nicht eher als heute finden wollen. Ich bin gewiß nicht undankbar, und ich wünsche, daß der Himmel ihre Tage mit Glück überschütten möge!“ — „Constanze antwortete er, wenn du wirklich dankbar bist, so wird es dir leicht werden, deine guten Gesinnungen gegen mich zu zeigen.“ — „Sagen sie mein Herr, was ich für Sie thun kann, versetzte Constanze, mit zunehmender

Leb

Lebhaftigkeit." — „Du sollst mir sagen, antwortete der Prinz, an wen die Worte gerichtet sind, die du eben gesungen hast? — „Constanze schien einen Augenblick verlegen, dann sammelte sie sich und sagte: „ich habe sie nicht gemacht, also kann ich Ihnen hierüber auch keine Auskunft geben."

Dem Prinzen war ihr Erröthen und ihre Verlegenheit nicht entgangen. „¿ Warum, verbirgst du mir deine Gedanken? sagte er zu ihr. Deine Augen verrathen das Geheimniß deines Herzens: du liebst." — Bey diesen Worten faßte er sie scharf in die Augen. „Ach! mein Herr, antwortete Constanze, die Angelegenheiten meines Herzens sind so wenig werth, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, und ich bin in der Gesellschaft meiner Schafe so wenig gewohnt zu sprechen, daß ich Sie bitte, nicht weiter in mich zu dringen." .. Sie war kaum im Stande diese Worte vorzubringen, und entfernte sich mit einer so großen Eilfertigkeit, daß der Prinz sie nicht zurückhalten konnte.

Seine Eifersucht war erregt und sie gab seiner Liebe einen stärkern Schwung. Er konnte die reizende Schäferin nicht mehr vergessen, eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner Seele; seine gewöhnlichen Zerstreuungen waren

ihm verhaßt; er kannte kein Vergnügen, als an Constanzen zu denken.

Er beschloß ihr Geheimniß zu erforschen, es möchte kosten was es wolle. Eine unschuldige List sollte ihm hierzu behüflich seyn. Er kannte einen schönen Knaben, von guter Geburt, und einnehmenden Sitten. Diesen kleidete er als Schäfer, und schickte ihn mit einer kleinen Heerde in das Thal, wo Constanze weidete, um ihre Handlungen zu beobachten. Mirtill, so nannte er sich, ward bald mit der Schäferin bekannt; sie sahen ihn alle gern, nur Constanze vermied ihn. Umsonst gieng er ihr nach. Immer weidete sie einsam in dem Schatten der Wälder, und sang. Kein Schäfer wagte sie zu lieben; sie ehrten sie alle; aber die Ehrfurcht paart sich selten mit der zärtlichern Leidenschaft.

Alle Abende brachte Mirtill dem Prinzen Nachricht von der Lage der Sache; aber immer war es dasselbe und der Prinz erfuhr nichts. Er fieng an zu glauben, daß sie einen Hirten ihres Vaterlands liebe. Aber warum sollte sie von ihrem Vaterlande und ihrem Geliebten fern in unbekannten Gegenden trauern? Tausend Zweifel erhoben sich in seiner Seele: wechselseitig bekämpften sich Hoffnung und Furcht.

Doch

Doch gab er noch nicht alles verlohren. „Suche, sprach er zu Mirtill, ihre Gesinnungen gegen mich zu erforschen. Sage ihr Gutes und Böses von mir, was du willst, und höre was sie von mir denkt."

Mirtill fand bald eine Gelegenheit, Constanzen zu sprechen. „¿Was fehlt dir, schöne Schäferin, sagte er zu ihr. Du scheinst mir so traurig, und gleichwohl hätte niemand so viel Ursache vergnügt zu seyn als du." — „¿Warum sollte ich vergnügt seyn? antwortete sie. Bin ich hier nicht fremd, in einem unbekannten Lande, und von meinen Verwanden getrennt? Ich habe nichts in der Welt, das mir Freude macht, als meine Heerde." — „Ich dächte doch noch etwas mehr, antwortete Mirtill. Wenn man soviel Verstand, so viel Reize, so viel Liebenswürdigkeit besitzt, wenn man so reizend singt, so hat man doch wohl Grund genug vergnügt zu seyn." — „Ach! antwortete Constanze, mit einem tiefen Seufzer; wenn ich auch all dieß besäße, es würde mich doch nicht glücklich machen." — „¿Wie so? fuhr jener fort. Glaubst du vielleicht, daß man von dem Blute der Götter entsprossen und auf einem Throne gebohren seyn müsse, um glücklich zu seyn? Da irrst du dich. Ich bin im Dienste des Prinzen Constanz, der für

einen der zärtlichsten Menschen gilt. Aber weit gefehlt. Er ist sehr unglücklich.“ — „¿So? sagte Constanze, was könnte denn seine Ruhe stören?“ — „Eine unglückliche Leidenschaft, antwortete Mirtill.“ — „¿Er liebt? fiel die Prinzessin mit sichtbarer Unruhe ein. Ach! wie beklage ich ihn.... Aber ein so liebenswürdiger Mann wird gewiß Gegenliebe finden.“... „Er wagt es nicht, sich mit dieser Hoffnung zu schmeicheln, schöne Schäferin, versetzte Mirtill. Wenn du ihn hierüber beruhigen wolltest, so würde er deinen Worten mehr Glauben beymessen als jeden andern.“ — „Es schickt sich nicht für mich, erwiederte sie, mich in die Angelegenheiten der Großen zu mischen. Adieu Mirtill, setzte sie hinzu; wenn du mir einen Gefallen thun willst, so sage mir nichts wieder von den Liebschaften deines Herrn.“

Constanze war wirklich in den Prinzen verliebt und alles was sie that, um diese Leidenschaft zu unterdrücken, war verlohrne Mühe. Die Nachricht von der Liebe des Prinzen war ihr also gar nicht gleichgültig; und der Antheil, den sie daran nahm, hatte sich allzudeutlich auf ihrem Gesichte ausgedrückt, um dem aufmerksamen Mirtill zu entgehen. Noch keinen Abend war er so vergnügt nach Hause gekommen. Er eilte sogleich zu dem

Prin-

Prinzen, um ihm seine Beobachtungen mitzutheilen.

Der Prinz fand in Constanzens Betragen nicht soviel Ursachen zur Freude als sein Vertrauter. Er glaubte, Kälte und Gleichgültigkeit wahrzunehmen, wo dieser Spuren der Liebe sahe. Doch suchte er sie den andern Tag auf. Aber kaum hatte sie ihn in der Entfernung erblickt, als sie anfing zu entfliehn: denn dieß hielt sie für das einzige Mittel ihrer Leidenschaft auszuweichen. Nachdem sie erfahren hatte, daß der Prinz liebte, glaubte sie neue und kräftigere Versuche machen zu müssen, die Liebe aus ihrem Herzen zu verbannen.

Constanz glaubte nun den offenbaren Beweis seiner Vermuthungen in den Händen zu haben. „Das ist ihre Liebe! Das ist ihre Leidenschaft! sagte er bey sich selbst. Sie flieht mich, weil sie mich haßt. Sie haßt mich, weil sie einen andern liebt!“

Er entfernte sich und Constanze kehrte um. Ohne es zu wollen, fand sie sich an der Stelle, die er verlassen hatte. „Hier stand er still! Hier betrachtete er mich! Ohne Zweifel kam er hierher, um ungestört an seine Geliebte zu denken. — Ach! ich darf mich nicht beklagen;

fuhr sie fort. ¿Was sollte ihn an ein Mädchen ketten, die er so tief unter sich glaubt?" —

Kurz darauf suchte Mirtill eine neue Gelegenheit, sie zu sprechen, und machte ihr Vorwürfe, daß sie den Prinzen geflohn hätte. Sie gab vor, ihn nicht bemerkt zu haben. „Aber, setzte sie hinzu, da er mir die Ehre erzeigte auf mich zu achten, so werde ich auf ihn aufmerksamer seyn." — Mirtill brachte seinem Herrn die Nachricht, und der Prinz fand sich kurz darauf ein. Constanze flohe nicht, aber sie war äusserst bestürzt; sie wurde es noch mehr als er von seinen Gesinnungen gegen sie sprach. Sie fürchtete, daß er sie täusche, und einer armen Schäferin spotten wollte. Dieser Gedanke gab ihr ihren ganzen Stolz wieder; sie hörte seine Versicherungen mit soviel Kälte an, daß er in seinem Verdachte bestärkt wurde. Er gab es ihr zu verstehn; und sie antwortete, daß sie eine unüberwindliche Gleichgültigkeit gegen das ganze männliche Geschlecht in ihrem Herzen hege, und daß sie ganz gewiß niemals lieben werde.

Der Prinz verließ sie in tiefer Betrübniß, und sein Kummer stieg so hoch, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Aerzte, welche die Quelle seines Uebels nicht kannten, ver-

zwei-

zweifelten an seinem Aufkommen. Am Hofe und in der Stadt war alles in die tiefste Trauer versenkt. Mirtill versäumte nicht, Constanzen davon zu benachrichtigen, die für Schrekken beynahe in Ohnmacht fiel. ¿Weißt du denn gar kein Mittel gegen das Fieber und das Herzweh? sagte Mirtill." — „O ja! antwortete sie, ich kenne eines, das aus Kräutern und Blumen besteht. Aber es kömmt dabey alles auf die Art an, wie man es auflegt." — „Wenn das ist, versetzte Mirtill, so komm in den Palast und heile meinen Herrn." — Constanze machte Schwierigkeiten; sie fürchtete, es möchte nicht anschlagen; und sie scheute sich vor den Blicken der Hofleute. Mirtill setzte ihr zu; er warf ihr ihre Grausamkeit gegen ihren Wohlthäter vor; endlich gab sie seinen Gründen nach, und versprach zu kommen.

Mirtill brachte dem Prinzen sogleich Nachricht von Constanzens Versprechen, und von der Theilnahme, mit der sie die Erzählung von seiner Krankheit angehört hatte. „Du suchst mir zu schmeicheln, antwortete der Prinz, aber ich erkenne deinen guten Willen. Laß sie kommen wenn es anders die Königin erlaubt. Eile, laufe; ich werde die Zeit nicht erwarten können, sie zu sehn."

Die Königin nahm auf sich die Schäferin holen zu lassen. Die königlichen Weiden waren nahe bey der Stadt, und Constanze, von ihrem Wunsche getrieben den Prinzen zu sehn, betrat in kurzer Zeit das königliche Schloß. Die Königin ließ ihr sagen, sie verspräch ihr eine Belohnung, wenn sie den Prinzen heilte; aber sie möchte sich wohl vorsehn, sich keiner Kenntnisse gerühmt zu haben, die sie nicht besäße, um das Uebel vielleicht noch ärger zu machen. In dem leztern Falle würde man sie ohnfehlbar in einen ledernen Sack stekken und in das Meer werfen. — Constanze erblaßte bey diesen Worten. Sie hatte in der That kein Mittel gegen seine Krankheit, und dieß Vorgeben sollte ihr nur den Weg an sein Krankenbett bahnen. Sie hob ihre Augen gen Himmel, und bat die Götter trostloser Liebe ihr ihren Schutz nicht zu versagen. Und unter dem Geleite der Götter beschloß sie das Abentheuer zu vollbringen.

Sie bat um die Erlaubniß in den Garten zu gehn und die Kräuter zu pflücken, die sie nöthig hätte. Sie nahm Myrthen, Klee, Tausendschönchen und Vergißmeinnicht, einige Taubenfedern und einige Tropfen Taubenblut. Dann betete sie noch einmal zu den Göttern um Beystand, und ließ sich zitternd in das

Zim-

Zimmer des Prinzen führen. Er lag zu Bette; sein Gesicht war blaß, seine Augen matt; aber kaum erblickte er seine reizende Constanze, als seine Farbe und seine Augen lebhafter wurden.

Sie trat näher. „Mein Prinz, sagte sie leise zu ihm, schon seit mehrern Tagen hab' ich Gelübde für die Rückkehr ihrer Gesundheit gethan. Mein heißer Wunsch, Sie wieder hergestellt zu sehn, hat mich sogar bewogen, einem Ihrer Hirten zu sagen, daß ich ein Mittel gegen ihre Krankheit kenne, und daß ich mit Freuden seine Kräfte an Ihnen versuchen wollte. Selbst die Drohungen der Königin haben mich nicht abgeschreckt. Urtheilen Sie selbst, ob ich die Erhaltung Ihres Lebens wünsche, da ich das Meinige selbst in Gefahr setze." — „Fürchte nichts, schöne Schäferin, antwortete der Prinz; ich fange an, mein Leben wieder zu achten, da du seine Erhaltung wünschest. ¿Wie konnte ich froh und glücklich seyn, wie konnte ich wünschen zu leben, da ich wußte daß dein Herz einem Andern als mir angehörte? Jene zärtlichen Worte, die ich dich einst singen hörte, und deine Kälte haben mich in diesen Zustand versetzt. Aber du willst, daß ich leben soll: es sey; und der Rest meiner Tage soll nur dir gewidmet seyn."

Constanze war kaum im Stande die Freude zu verbergen, die ihr diese Erklärung verursachte. Sie bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm ihre Kräuter aufschlagen, zu dürfen. Er hielt ihr den Arm hin, und sie legte sie auf. Kaum waren einige Augenblicke verstrichen als er rief, er fühle eine Crise, seine Krankheit habe sich gebrochen, er habe wieder Hoffnung zum Leben. Man rief die Aerzte; sie erstaunten über die schnelle Wirkung so einfacher Mittel: als sie aber die Schäferin sahen, die sie aufgelegt hatte, wunderten sie sich nicht mehr; denn die alten Herrn fanden sie selbst so reizend, daß sie sagten: ein einziger von ihren Blicken sey wirksamer als ihr ganzer Arzneykram zusammengenommen.

Die Schäferin blieb bey dem Kranken und fühlte ihm zuweilen den Puls, und jedesmal fand sie den Prinzen besser. Ich hoffe, sagte sie, daß man den Sack nicht brauchen soll, den die Königin für mich hat machen lassen. Ihre Gesundheit kehrt sichtbarlich zurück. „Dieß danke ich dir, meine theuerste Constanze, antwortete er, und ein kleiner Antheil an deinem Herzen wird die Ruhe meines ganzen Lebens befestigen.“

Der Prinz stand auf und begab sich nach dem Zimmer der Königin. Als man ihr sagte, der Prinz käme sie zu besuchen, wollte sie es durchaus nicht glauben; aber siehe, er trat selbst frisch und gesund in das Zimmer. „¿ Ist es möglich? rief sie ihm entgegen. Mein Sohn, mein geliebter Sohn, wem verdanke ich deine wundervolle Wiederherstellung?" — „Ihnen selbst, antwortete der Prinz; Sie haben die Gnade gehabt, mir ein kluges und verständiges Mädchen zu schicken, die mich durch ihre Mittel gesund gemacht hat. Ich bitte Ihro Majestät, sie auf eine den geleisteten Diensten angemeßne Art zu belohnen." — „Wir brauchen uns damit nicht zu übereilen, antwortete die Königin: sie ist eine arme Schäferin, die froh seyn muß, daß ich ihr meine Heerde anvertraue."

In diesem Augenblicke kam der König, dem man die Nachricht von der Wiederherstellung des Prinzen gebracht hatte. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, als er in das Vorgemach trat, war Constanze, die hier den Ausgang ihres Abentheuers erwartete. Ihre Schönheit blendete ihn so, daß er einige Augenblicke brauchte, um die Umstehenden fragen zu können, wer sie sey. Als er erfuhr, daß sie das Wunder der Wiederherstellung seines

Sohnes bewirkt hatte, gieng er auf sie zu, umarmte sie und befahl ihr zu folgen.

Die Königin sahe sie jezt zum erstenmale. Ihr Erstaunen war unbeschreiblich. Sie stieß einen lauten Schrey aus und fiel ohnmächtig auf ihren Sopha zurück. Niemand wußte, wie er diese Erscheinung erklären sollte. Der König fragte sie, als sie wieder zu sich kam, nach der Ursache ihres Schreckens; sie gab vor krank zu seyn, und redete die Schäferin mit sichtbarer Güte an. Sie befahl ihr, auf dem Schlosse zu bleiben, und für ihre Blumen Sorge zu tragen. Constanze verneigte sich, und freute sich im Herzen, nun öfterer Gelegenheit zu haben, ihren geliebten Prinzen zu sehn.

Als sie sich entfernt hatte, nahm der König seine Gemahlin mit sich in sein Kabinet und fragte sie noch einmal um die Ursache ihres Erstaunens bey dem Anblicke der Schäferin. „Ach denken sie nur, antwortete sie, ich träumte vor einiger Zeit, mein Sohn heyrathete eine Schäferin; und da ich nun Constanzen in die Augen bekomme, erkenne ich Zug für Zug die Schäferin, von der ich geträumt hatte. Geben sie Achtung ob uns diese Bäuerin nicht noch vielen Kummer machen wird.“ — „Aber wie können Sie so viel auf einen Traum bauen?

ver-

versetzte der König. Träume sind Schäume, sagt das Sprüchwort. Denken Sie nicht mehr daran. Schicken Sie die Schäferin zu ihrer Heerde zurück, und machen Sie sich keinen vergeblichen Kummer." — „Die Königin war mit diesem Rathe gar nicht zufrieden. Weit entfernt, ihm zu folgen, beschloß sie vielmehr, das Betragen ihres Sohns gegen Constanzen auf das sorgfältigste zu beobachten.

Der Prinz nuzte jeden Augenblick, sie zu sehen. Sie brachte die meiste Zeit im Garten zu, die Blumen zu besorgen, die unter ihren Händen weit schöner wurden als vorher. Ihr geliebter Widder leistete ihr Gesellschaft und war der Vertraute ihrer Liebe. Dem Prinzen gestand ihr Mund nichts, aber ihre Augen alles. Er verstand diese Sprache; sie entzückte ihn und er sprach unaufhörlich mit ihr von seiner Leidenschaft, in den zärtlichsten Ausdrücken.

Die Königin konnte nicht ruhig mehr schlafen; ihr Traum war ihr immer gegenwärtig, und Constanzens Schönheit vermehrte ihre Furcht. Sie stand vor Tages Anbruche auf, sie versteckte sich in dem Garten; aber was sie hörte und sahe war doch nur wenig, denn die beyden Verliebten waren immer auf ihrer Hut. Indessen war es nicht schwer zu bemerken, daß

der Prinz eine große Zuneigung gegen die schöne Gärtnerin hegte: und daß die schöne Gärtnerin gegen den Prinzen nicht gleichgültig sey, schien den Hofleuten eine ausgemachte Sache.

In der That wuchs ihre Liebe mit jedem Tage. Constanze von der Aufrichtigkeit des Prinzen überzeugt, konnte es nicht mehr über sich erhalten, ihm ein Geheimniß aus ihrer Geburt zu machen. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck dieß Geständniß auf sein Herz machte, und daß, wenn er die Schäferin geliebt hatte, die Prinzessin nun anbetete. Er schwur ihr ewige Treue; sie erwiederte diesen Schwur; und sie versprachen sich zu heyrathen, so bald die Umstände ihnen günstig wären.

Die Königin entdeckte beynahe zu gleicher Zeit, daß Constanze alle Morgen ihren Widder zu dem Prinzen schickte; daß sie ihm zwey Körbchen mit Blumen anhinge und daß Mirtill ihn führte. Sie beschloß diese Nachricht zu benuzzen. Sie erwartete den armen Widder, zog ihn in ihr Zimmer, nahm ihm die Blumen ab, und suchte so lange, bis sie in einer Ranunkelknospe ein Stückchen Papier fand, welches Constanze sehr geschickt hineingesteckt hatte. Es enthielt zärtliche Vorwürfe über die Jagd-

lust

Lust des Prinzen, und über die Gefahren, denen er sich aussezte.

Mirtill hatte seinem Herrn sogleich Nachricht von diesen Vorfalle gebracht. Dieser eilte in das Gemach seiner Mutter, aber sie war schon bey dem Könige. „Hier sehen Sie die edeln Neigungen Ihres Sohnes, sagte sie. Wie ich Ihnen gesagt habe, er ist in die Schäferin verliebt, und mein Traum trift ein. ¿Was soll nun aus unserm Projekte werden? Wird er meine Nichte heyrathen wollen, wenn er in ein Bauernmädchen vernarrt ist?" — „Sie sind gar zu strenge, antwortete der König. Sie müssen seiner Jugend etwas nachsehen." — „Und Sie möchten ihm lieber in Allem nachsehn, fiel die Königin ein. Erlauben Sie wenigstens, daß ich ihn eine Zeit lang von hier entferne. Die Abwesenheit ist für ihn die beste Arzney." Der König liebte den Frieden und willigte in das Verlangen seiner Gemahlin ein, die sogleich wieder in ihr Gemach zurückkehrte.

Hier fand sie den Prinzen, der sie mit der größten Ungedult erwartete. Mein Sohn, redete sie ihn an, ehe er selbst den Mund öffnen konnte, der König hat mir so eben Briefe von seinem Bruder gezeigt, in denen er verlangt, daß du zu ihm kommen, und die Bekanntschaft

der Prinzessin machen möchtest, die dir, wie du weißt, von Kindheit an zur Gemahlin bestimmt ist. Es ist billig, daß du sie kennen lernst, um von ihren Verdiensten zu urtheilen, und daß du ihre Liebe gewinnst, ehe du dich auf immer mit ihr verbindest. — Liebe Mutter, antwortete der Prinz, ich muß gestehn, daß mich diese Forderung meines Onkels befremdet. Es ist sonst nicht gewöhnlich, daß sich die Grossen in dieser Absicht besuchen, oder bey einer Heyrath ihre Herzen zu Rathe ziehn, und ich verlange keine Ausnahme von der Regel zu machen." — „Ha! ich verstehe dich, ungerathner Sohn, fuhr die Königin auf, du bist in eine elende Schäferin verliebt, die du zu verlassen fürchtest; aber du sollst sie verlassen, oder sie soll vor deinen Augen sterben. Wenn du dagegen ohne Verzug abreisest, und diese unwürdige Liebe zu vergessen suchst, so will ich Constanzen bey mir behalten, und sie mit Wohlthaten überhäufen."

Der arme Prinz war wie vom Blitze getroffen. Er schwankte welche Partie er ergreifen sollte. Auf beyden Seiten drohte ihm Kummer und Elend. Er kannte die Heftigkeit seiner Mutter; er mußte alles für Constanzen fürchten, wenn er sich ihrem Willen widersetzte; gleichwohl schien ihm die Trennung von seiner Ge-

Geliebten ärger als der Tod. Endlich beschloß er dem Befehle der Königin zu folgen und versprach zu reisen.

Traurig und mit beklemmten Herzen kehrte er auf sein Zimmer zurück. Er erzählte seinem getreuen Mirtill den ganzen Vorgang, und suchte Constanzen auf, um seinen Kummer mit ihr zu theilen. Er fand sie in einer Grotte, auf einer Rasenbank, an dem Rande eines Bachs der sich von der Höhe eines Felsens herabstürzte. Sie hatte die Flechten ihrer Haare aufgelöst, und ihre silberblonden Locken flossen über ihren Busen herab. Das Murmeln des Bachs hatte sie in einen sanften Schlaf gewiegt, der die Schönheit ihrer Farbe erhöhte. Noch nie war sie dem verliebten Prinzen so unaussprechlich liebenswürdig vorgekommen.

Er betrachtete sie lange Zeit mit einer Zärtlichkeit, und einem Vergnügen, dessen nur schöne Seelen fähig sind, wenn sich die Liebe ihres ganzen Wesens bemächtigt hat. Er sank vor ihr auf die Knie, er ergrif sie bey der Hand. Constanze erwachte, und eine sanfte Schamröthe flog über ihre Wangen.

Sie bemerkte bald, daß ein geheimer Kummer die Zufriedenheit ihres Geliebten trübte,

sie verlangte ihn zu wissen. „Ach! wer sollte nicht bekümmert seyn, sagte der Prinz und heisse Thränen flossen über seine Wangen, wer sollte sich nicht grämen, wenn er dich verlassen muß. Man will uns trennen. Ich muß reisen, wenn ich dich nicht der Grausamkeit meiner Mutter aussetzen will. Sie weiß daß ich dich liebe; sie hat das Billet gesehn, das du mir geschrieben hast, und sie schickt mich ohne Barmherzigkeit zu meinem Onkel.“

Constanzens Betrübniß über diese Nachricht war unaussprechlich. Sie hielt es für unmöglich von ihrem Geliebten getrennt zu leben; und der Tod schien ihr minder schrecklich als die Trennung. Endlich schwuren sie sich ewige Treue; der Prinz versprach sobald als möglich wieder zu kommen, und seine Abwesenheit bloß dazu zu nutzen, sich das Mißfallen der ihm bestimmten Braut und ihrer Eltern zuzuziehn. Die Unterhaltung der beyden Verliebten hatte bis in die Nacht hineingedauert; die Königin verlangte ihren Sohn zu sprechen. Mirtill suchte ihn auf, und fand ihn noch zu den Füßen seiner Schöne. Sie mußten sich endlich trennen. Kaum konnten sie sich das letzte Lebwohl sagen. Thränen erstickten ihre Worte.

Die Königin kündigte ihrem Sohne an, daß alles zur Abreise fertig wäre, und daß er den folgenden Morgen abgehn sollte. Der Prinz antwortete wenig oder nichts. Er brachte die ganze Nacht mit Mirtill zu, den er am Hofe zurückließ, um ihm von allem, was Constanzen beträfe, Nachricht zu geben; und als der Morgen anbrach nahm er von seinen Eltern Abschied.

Die größte Sorge der Königin war nun, die Briefe aufzufangen, die man ihrem Sohne schreiben würde. Es gelang ihr. Sie erfuhr, daß Mirtill der Vertraute seiner Liebe war, und nun ließ sie diesen, unter einem nichtigen Vorwande, gefangen nehmen und auf ein entferntes Schloß bringen, wo er in strenger Verwahrung gehalten wurde. Der Prinz gerieth über diese Nachricht in heftigen Zorn. Er schrieb an den König und die Königin, um die Freyheit seines Favoriten zu bewirken. Aber seine Vorstellungen und Bitten waren ohne Erfolg.

Dieß war indeß nur der Anfang der Leiden, die man dem Prinzen zubereitete. Man hatte ihm seinen Vertrauten entrissen, um ihn desto leichter um seine Geliebte zu bringen. Als Constanze eines Tags beym Anbruch der Morgenröthe in den Garten gieng, sahe sie sich auf

einmal von Kröten, Scorpionen, Ottern und Schlangen umgeben, die ihr entgegenzischten, in die Höhe sprangen, um sich auf sie zu werfen, aber immer wieder auf den nemlichen Plaz zurückfielen.

Constanze bemerkte dieß Wunder mit Erstaunen und schrieb es der Wirkung eines gefeyten Ringes zu, den sie von ihrem Prinzen erhalten hatte. Aber wohin sie sich wendete, war sie von giftigen Thieren umringt. Die Alleen waren davon angefüllt, Sie lagen unter den Blumen, in den Gebüschen und auf den Bäumen. Constanze konnte gar nicht begreifen, was diese Ungeheuer in so großer Anzahl hervorgebracht habe, bis sie die Königin am Fenster erblickte, die ein schallendes Gelächter aufschlug. Aber so wie Constanze vorwärts gieng, entfernten sich die Schlangen von ihr, und sie entgieng der Gefahr, zum großen Erstaunen der Königin, die diese Thiere schon längst hatte sammeln lassen, um durch sie die Geliebte ihres Sohnes aus dem Wege zu räumen, und dann ihren Tod einer natürlichen Ursache zuzuschreiben. Da ihr dieß Projekt fehl schlug, nahm sie ihre Zuflucht zu einem andern.

An dem äussersten Ende des Waldes lebte eine Fee, deren Wohnung von Elephanten umringt war, die alles was ihnen in den Weg kam, Menschen und Pferde, mit Haut und Haar verzehrten. Die Königin war mit ihr übereingekommen, daß wenn sie jemanden zu ihr schickte, und dieser, durch einen unerwarteten Zufall bis in ihren Palast, kommen sollte sie ihm etwas mit auf dem Weg geben möchte, das ihm den Tod brächte.

Sie rufte Constanzen zu sich, und befahl ihr, zu der Fee zu gehn. Constanze wußte, wie gefährlich es war, den bezauberten Wald zu betreten; aber sie hatte von einer alten Schäferin gehört, daß sie bey der Fee gewesen wäre. Ein Schaaf hätte sie gegen die Grausamkeit der Elephanten geschützt; und da ihr die Fee einen brennenden Gürtel gegeben hätte, um ihn der Königin zu bringen, hätte sie diesen um einige Bäume geschlungen, die davon verbrannt wären. Da ihr hierauf die Königin befohlen hätte, ihn umzubinden, hätte er ihr nicht den mindesten Schaden gethan.

Constanze erinnerte sich jezt dieser Erzählung und beschloß sie zu nutzen. Sie machte sich mit ihrem Widder auf den Weg und rief die Götter um Beystand an. Die Königin

war

war für Freuden auſſer ſich, als ſie ſie fortgehn ſahe. Sie glaubte nunmehr ganz gewiß, ſich ihrer entledigt zu haben.

Indeß trat Conſtanze kaum in den Wald, als ſie ſich von einer Menge Elephanten umgeben ſahe, die den Widder mit ſichtbaren Vergnügen betrachteten, ihn mit ihren Rüſſeln befühlten und ihm zu ſchmeicheln ſchienen. Conſtanzen klopfte das Herz und um ganz ſicher zu ſeyn, nahm ſie den Widder unter den Arm.

So kam ſie an den Palaſt der Fee, die nicht wenig verwundert war, ein menſchliches Weſen bey ſich zu ſehen. Indeß ſuchte ſie ihr Erſtaunen ſo gut als möglich zu verbergen. „¿Was bringſt du ſchönes Kind? ſagte ſie zu ihr. Die Königin ſchickt mich zu Ihnen, antwortete Conſtanze, und läßt Sie um den Gürtel der Freundſchaft bitten." — „Ihre Bitte ſoll ihr gewährt ſeyn, antwortete die Fee. ¿Er iſt wahrſcheinlich für dich beſtimmt?" — „Ich weiß es nicht, ſagte Conſtanze." — „Ganz gewiß, erwiederte jene, und nahm einen blauen reichgeſtickten Gürtel aus einem Käſtchen. Nimm hin, ſagte ſie, und lege ihn an, ſobald du in dem Walde biſt."

Constanze dankte ihr und kehrte auf eben die Art zurück, wie sie gekommen war. Die Elephanten waren so zahm wie die Lämmer, und verstatteten ihr einen freyen Paß. Jezt schlang sie den Gürtel der Freundschaft um einen Baum, den er sogleich in Asche verwandelte, dann wieder um einen, und noch um einen, und so fort, bis er nicht mehr brannte.

Müde und matt kam sie in den Palast der Königin, die nichts weniger gehofft hatte, als sie wieder zu sehn. „Du bist nicht bey der Fee gewesen, sagte sie zu ihr." — „Verzeihen Ihre Majestät, antwortete die schöne Constanze, ich bringe Ihnen hier zum Beweise den Gürtel der Freundschaft mit." — „¿Hast du ihn nicht angelegt?" fragte jene. — „Er ist zu schön für eine arme Schäferin, wie ich, antwortete sie." — „Nein, nein, versetzte die Königin, ich schenke ihn dir, und befehle dir ihn umzuthun. Aber sage mir doch, ¿ist dir unterwegens niemand begegnet?" — „Niemand, antwortete Constanze, als eine Schaar von Elephanten, die so zahm und so geschickt sind, daß man sich gar nicht vor ihnen fürchtet." — Die Königin wußte nicht, was sie aus dieser Erzählung machen sollte, aber sie hoffte, daß wenn Constanze den Elephanten entgangen wäre,

re,

re, sie die Kraft des Gürtels doch gewiß empfinden würde.

Mit Tages Anbruche gieng Constanze in den Garten, und hatte den blauen Gürtel umgelegt. Die Königin kam ans Fenster und sahe sie Blumen pflücken, so unbekümmert, als wenn ihr nichts wiederfahren wäre. Man wird sich ihren Verdruß nicht leicht vorstellen können, wenn man nicht eben so boshaft ist als sie. „Welche geheime Macht schützt diese nichtswürdige Schäferin? dachte sie bey sich selbst. Durch ein geheimes Mittel ruft sie meinen Sohn ins Leben zurück; aus Dankbarkeit vernarrt er sich in sie, und sie weiß ihn zu fesseln; die Vipern kriechen zu ihren Füßen und stechen sie nicht; die Elephanten werden bey ihrem Anblicke zu Lämmern; der brennende Gürtel verliehrt an ihren Hüften seine Kraft. Ich muß meine Zuflucht zu einem zuverlässigen Mittel nehmen."

Sie schickte hierauf den Hauptmann von der Garde, auf dessen Treue sie rechnete an den Hafen, um sich zu erkundigen, ob kein Schiff vor Anker läge, das nach einer entfernten Gegend zu seegeln bestimmt wäre. Er fand eins, das mit Anbruche der Nacht die Anker lichten sollte; und die Königin auffer sich für Freuden, ließ sogleich dem Patron sagen, ob

er

er eine schöne Sklavin kaufen wollte. Er kam in den Palast, sahe Constanzen, fand sie bezaubernd und schloß den Handel.

Gegen Abend, als Constanze in ihrem Kämmerchen saß, und an ihren geliebten Prinzen dachte, wurde plötzlich ihre Thür aufgerissen. Die Königin trat herein, von zwey Stummen und dem Hauptmann der Garde begleitet. Die Stummen verstopften ihr den Mund mit einem Tuche, banden ihr die Hände und schleppten sie fort. Der Widder wollte seiner Gebieterin folgen, aber die Königin hielt ihn zurück, weil sie fürchtete, sein Blöcken möchte ihr ihren schwarzen Plan verrathen, den sie ganz insgeheim auszuführen wünschte. So wurde Constanze von der ganzen Welt verlassen, an den Hafen geschleppt, und dem Capitän übergeben, der nur auf sie wartete um die Anker zu lichten.

Hier wollen wir sie der Aufsicht der Fee Souveraine überlassen, die ihr allenthalben in einer dunkeln Wolke folgte, um Zeugin ihrer Schicksale zu seyn, die sie zu ändern nicht vermochte, und zu dem Prinzen Constanz zurückkehren, der indeß an dem Hofe seines Onkels alles that, was in seinen Kräften stand, um die projektirte Heyrath rückgängig zu machen.

Er war beynahe schon so glücklich, sich mit der ganzen Familie zu überwerfen, als er einen Brief von seiner Mutter erhielt, die ihm meldete, Constanze läge in den letzten Zügen. Diese Nachricht übermannte ihn. Ohne einen Augenblick zu verweilen und ohne von jemand Abschied zu nehmen, reiste er ab, um seine Geliebte wenigstens noch einmal vor ihrem Ende zu sehn.

Aber so schnell er auch reiste, so kam er doch zu spät. Die Königin, die seine Rückkehr zum voraus sahe, ließ ausbreiten, Constanze liege sehr krank darnieder, und würde wahrscheinlich sterben; bald darauf hieß es, sie sey wirklich todt, und man feyerte in der That das Leichenbegängniß — einer wächsernen Puppe. Mirtill wurde frey gelassen, um bey dem Begräbniß gegenwärtig zu seyn. Mit Einem Wort, man that alles, um den Prinzen von der Wahrheit dieses Vorgebens zu überzeugen; die ganze Stadt beklagte den Verlust des schönen Mädchens und die Königin selbst stellte sich über ihren Tod betrübt.

Der Prinz kam kurz darauf an, und er konnte sich nicht enthalten, den ersten, den er begegnete, nach Constanzen zu fragen. Dieser Mensch kannte ihn nicht und sagte, sie sey tod.

Bey dieser Nachricht war der Prinz nicht mehr Herr seines Schmerzes. Er sank ohnmächtig vom Pferde herab. Man versammelte sich um ihn, man erkannte den Prinzen, und trug ihn ohne Leben in den königlichen Palast.

Der König fühlte den Schmerz seines Sohnes tief in seinem Herzen; aber die Königin war darauf vorbereitet und hoffte, daß die Zeit und ihre zärtliche Sorgfalt die Wunde des Prinzen heilen würde. Aber diese Wunde war leider zu tief. Sein Schmerz vermehrte sich mit jedem Tage; er schloß sich in sein Zimmer ein und ließ niemanden zu sich. So brachte er mehrere Tage zu. Dann kam er zu der Königin, mit Thränen in den Augen, mit zerstreuten Haaren und nassen Gesicht. Er warf ihr Constanzens Tod vor. Sie sind ihre Mörderin, sagte er zu ihr. Aber die Strafe wird nicht ausbleiben. Sie werden mich sterben sehn, und ich werde in Einem Grabe mit meiner Constanze ruhn.

Da ihm die Königin diese Idee nicht ausreden konnte, hielt sie es für das Beste, seinem Schmerze nachzugeben, und führte ihn in einen Cypressen-Hayn, wo sie Constanzen hatte begraben lassen. Als er an ihren Hügel kam, warf er sich auf die Erde, und umfaßte das

Grab. Die Königin selbst konnte sich der Thränen nicht enthalten, und verdammte ihre eigene Grausamkeit, die ihren Sohn in diesen Zustand versetzt hatte. Der Schmerz des unglücklichen Prinzen verwandelte sich bald in Verzweiflung. Er zog seinen Degen, und war in Begriffe sich zu durchbohren, als ihm die Königin und Mirtill in die Arme fielen. — Nein, rief er aus, nichts soll mich abhalten zu sterben und meiner geliebten Prinzessin zu folgen. — Bey diesen Worten sah' ihn die Königin verwundrungsvoll an. Sie fragte ihn, warum er Constanzen eine Prinzessin nennte; und der Prinz entdeckte ihr das Geheimniß, das ihm seine Geliebte vertraut hatte.

„Aber mein Gott, sagte die Königin, warum hab' ich das nicht eher gewust. Wenn Constanze keine Schäferin ist, und wir uns ihrer Geburt nicht zu schämen haben, so habe ich nichts dawider, daß du sie heyrathest. Tröste dich, Constanze ist nicht todt. Sie haben sie als Sclavin verkauft, und ihr Herr hat sie über das Meer geführt."

Der Prinz glaubte, seine Mutter suche ihn zu täuschen, um seinen Schmerz zu lindern. Ich will dich mit deinen eigenen Augen überführen, sagte sie zu ihm, und befohl die

Wachspuppe auszugraben. Es dauerte lange, ehe sich der Prinz überzeugen konnte. Seine Mutter hatte ihn so oft getäuscht, daß es ihm schwer wurde, ihr jezt zu glauben.

Wer seine Geliebte als todt beweint hat und erfährt daß sie lebt, dem scheint jeder Schmerz unbedeutend, jede Schwierigkeit gering. Niemand wußte, wo Constanze hingekommen war, die Kaufleute, denen man sie verkauft hatte, waren unbekannt; aber sie lebte; es war Hoffnung sie wiederzusehn. Die heißen Wünsche eines zärtlich Verliebten verwandeln die Hoffnung in Gewißheit.

Der Prinz beschloß Constanzen in der ganzen Welt aufzusuchen. Die Thränen seiner Mutter, die Vorstellungen seines Vaters, die ihm diesen abentheuerlichen Vorsatz auszureden suchten; alles war umsonst. Er verabredete mit Mirtill die Mittel ihm zu schreiben, ohne daß die Königin es erführe; vertraute diesem die Hälfte seiner Juwelen an, und nahm die andre Hälfte mit. Mit Anbruche des Tages schwang er sich auf sein Pferd, und ritt ganz allein dem nächsten Hafen zu, wo er sich einschiffte, um, unter Leitung der Götter, seiner Geliebten zu folgen.

An allen Ufern erkundigte er sich nach Constanzen, aber lange umsonst. Als er einstmals des Abends ans Land gegangen war, sah er, nach langen Herumstreichen, einen hellen Schein, und hörte ein lautes Getöse, wie von Hämmern die mit großer Gewalt auf den Ambos fielen. Als er näher kam, sah er, daß es eine Schmiede war, in welcher dreyßig Cyclopen mit großer Emsigkeit arbeiteten. Er näherte sich ihnen und sagte: wenn ihr des Mitleids und der Liebe fähig seyd, und wenn ihr vielleicht die schöne Constanze gesehn habt, so zeigt es mir an, und weißt mir den Weg, den sie genommen hat. — So sprach er, aber die Cyclopen hörten nicht auf seine Klagen sondern setzten ihre Arbeit ununterbrochen fort.

Der Prinz war schon im Begriffe weiter zu gehn, als er eine herrliche Symphonie vernahm, die ihn entzückte. Auf einmal sah er aus den Flammen der Schmiede einen Knaben hervorgehn; schön wie der Tag und strahlender als das Feuer, aus dem er heraustrat. An seiner Hüfte hieng ein Köcher, in seiner Hand trug er Pfeil und Bogen. „Verweile hier, so redete er den Prinzen an; ich bin Amor, der Beschützer tugendhafter Liebenden. Ich war es der Constanzen rettete, als der Riese sie entführte: ich war es, der dich verwundete, als

du sie an dem Bache schlafend fandest. Ich beschütze sie auch jezt; aber ehe ich sie dir wiedergebe, muß ich deine Liebe prüfen. — Lege mir auf, was du willst, rief der Prinz, nur gieb mir Constanzen wieder. — Stürze dich in dieß Feuer, versetzte der Gott; aber bedenke vorher, ob deine Liebe rein, und ob dein Herz Constanzen einzig ergeben ist. — Ohne zu antworten, und ohne sich zu bedenken, stürzte sich der Prinz in die Flamme; und in diesem Augenblick verlohr er alles Bewußtseyn.

Er schlief dreyßig Stunden lang und als er aufwachte, fand er sich in einen Täuber verwandelt. Er lag auf einem kleinen Neste von Rosen, Jasmienen und Geisblatt; er glaubte zu träumen; er schüttelte sich, er betrachtete sich überall, und bald wurde er von der Wahrheit seiner Verwandlung nur allzugewiß überzeugt. Er wollte sich beklagen aber ach! der Gebrauch der Sprache war ihm versagt. Nur sein Gedächtniß und sein Verstand waren ihm zu seiner Pein erhalten worden.

In seiner Verzweiflung beschloß er, sich von einem Felsen herabzustürzen. Er versuchte es; aber seine Flügel erhielten ihn in der Luft. Nun rupfte er sich die Federn aus, und wollte dem Sprung von neuen versuchen, als zwey

Mädchen dazu kamen und den armen nackten Vogel sitzen sahen. „Wo muß diese Taube herkommen, sagte die eine zu der andern. Wahrscheinlich ist sie den Klauen eines Raubvogels entgangen, der sie gerupft hat.“ — „Sie mag herkommen wo sie will, sagte die andre, so ist es mir lieb, daß ich sie finde. Sie soll den andern Tauben Gesellschaft leisten, von denen ich eine Pastete für die Fee Souveraine machen will.“

Der unglückliche Constanz hörte diese Worte ohne Schrecken; er ließ sich sogleich fangen und war so artig und zahm, daß die beyden Mädchen beschlossen, ihn lebendig zu lassen. Hierauf steckten sie ihn in einen bedeckten Korb, und setzten ihren Spatziergang weiter fort.

Während sie so gingen, sagte die eine von ihnen: „unsre Gebieterin muß jezt sehr viel zu thun haben; alle Augenblicke reitet sie auf ihrem Kameel aus, und irrt von einem Thal zu dem andern.“ — „Wenn du verschwiegen seyn willst, versetzte die andre, so will ich dir sagen, was sie treibt. Die Prinzessin Constanze die in ihrem Schutze steht, wird von einen Riesen verfolgt der sie heyrathen will. Er hat sie in einen Thurm eingesperrt, und sie muß alle

ihre

ihre Kräfte aufbieten, um zu verhindern, daß sie den Riesen nicht heyrathet.

Der Prinz verlohr in seinem Korbe kein Wort von dieser Unterhaltung. Er hatte sein Unglück keines weitern Zuwachses fähig geglaubt aber jezt sah er, daß er sich geirrt hatte, und daß ihm das Schicksal keinen schlimmern Streich hätte spielen können, als ihn gerade jezt in eine Taube zu verwandeln, da Constanze seiner Hülfe am meisten bedürfte.

Das Mädchen, welches ihn in ihrem Körbchen trug, war nicht so bald nach Hause gekommen, als sie die Fee aufsuchte, in deren Diensten sie stand, und die sie in einer Allee ihres Gartens fand. Sie sank vor ihr auf ein Knie, und reichte ihr das Körbchen dar. „Hier große Königin, sagte sie, haben wir eine Taube gefangen, die so zahm ist, daß wir ihr das Leben geschenkt haben. Wenn sie dir gefällt, so nimm sie auf dein Zimmer.“ — Die Fee nahm das Körbchen, öffnete es, und erkannte den Prinzen, der sich alle Mühe gab, durch seine unschuldigen Schmeicheleyen ihre Gunst zu erwerben. Sie trug ihn auf ihr Zimmer und sagte zu ihm: „Prinz, ich habe dich erkannt und ich nehme Theil an deinem Schicksale, weil du der Geliebte meiner Constanze bist. Ich bin

an deiner Verwandlung Schuld; ich habe deine Liebe geprüft und habe sie bewährt gefunden. Darum gebührt dir auch allein der Ruhm Constanzens Abentheuer zu endigen. Deine Mutter, fuhr sie fort, hat, wie du weißt, Constanzen verkauft. Das Schiff auf welches sie gebracht wurde, war für Ost-Indien bestimmt, wo der Capitän sicher darauf rechnete, sie für einen hohen Preis abzusetzen. Ihre Thränen, ihr Flehn, und ihre Versicherungen, daß der Prinz Constanz sie mit allen seinen Reichthümern loskaufen würde, dienten nur dazu, die Reise zu beschleunigen, damit ihnen der Prinz nicht etwa ihre Beute entführen möchte. Nachdem sie nun eine gute Weile gesegelt waren, entstand ein heftiger Sturm. Die Prinzessin war krank, und man war genöthigt, sie ans Land zu bringen. Aber kaum hatten sie sich vor Anker gelegt, als eine Schaar von Riesen an das Schiff kam. Ihr Anführer verlangte es zu besehn; und bey dem ersten Schritt, den er darauf that, fiel ihm die reizende Constanze in die Augen. Sie erkannten sich beym ersten Blicke. „Aha, sagte er, kleine Landläuferinn, finden wir uns so wieder? Die gerechten und mitleidigen Götter führen dich selbst mir zu. Erinnerst du dich noch, wie du mir aus dem Sack entwischt bist? Diesmal sollst du nicht so davon kommen.“ — Mit diesen

sen Worten ergriff er sie; nahm sie unter den Arm, und trug sie, aller Vorstellungen des Capitäns ungeachtet auf und davon.

„Der Riese hat auf einem hohen Berge einen Thurm, den Zauberer gebaut haben, und der an Schönheit und Kunst seines gleichen nicht hat. Er hat keine Thür, sondern man steigt zu den Fenstern hinein, die sehr hoch sind. Seine diamantnen Mauern strahlen wie die Sonne und sind von undurchdringlicher Festigkeit. Hier quartirte der Riese Constanzen ein. Er sagte ihr, daß er sie mit seiner Hand beglücken, und zur Gebieterin aller seiner Schätze machen wollte. Constanze gab ihm ihre Verzweiflung nur durch Seufzer und Thränen zu erkennen. Ich flößte den Riesen Empfindungen des Mitleids ein, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Er gab ihr ein Jahr Bedenkzeit; wenn dieß aber verstrichen ist, setzte er hinzu, so werde ich dich heyrathen, du magst wollen oder nicht, und dann deine Hartnäckigkeit mit dem Tode bestrafen. — Hierauf stellte er Wachen um den Thurm, jedermann abzuhalten, und niemanden zu schonen, der die Frechheit hätte, seine Gefangne sehn oder sprechen zu wollen.

„Dieß

„Dieß Jahr ist nun bis auf einen Tag verstrichen, und Constanze ist entschlossen, sich von dem Thurm in das Meer zu stürzen. In diesem Zustande befindet sich deine Geliebte, und das einzige Mittel, das ich zu ihrer Rettung weiß, ist mit diesem Ringe im Schnabel zu ihr zu fliegen. Sobald sie ihn an den Finger steckt, wird sie in eine Taube verwandelt werden, und ihr könnt euch dann zusammen aus dem Gefängnisse des Riesen retten.“ — Mit diesen Worten gab ihm die Fee den Ring, und der ungedultige Prinz versäumte keinen Augenblick, seine Geliebte wiederzusehn und sie zu befreyen.

Wir haben eben gesehn, daß sich Constanz in der Verzweiflung die Federn ausgerissen hatte. Die Fee mußte diesen Verlust ersetzen. Sie rieb ihn also über und über mit einer treflichen Essenz, von der ihm augenblicklich die schönsten, buntesten und glänzendsten Federn wuchsen. Nun schwung er die Flügel, und mit Anbruche des Morgens kam er auf das Dach des Thurms, in welchem seine Geliebte eingeschlossen war. Auf diesem Dache war ein Garten, und in diesem ein Orangen-Baum. Der Prinz ließ sich hier nieder und erwartete mit Ungedult die Ankunft der Prinzessin. Endlich erschien sie; ein langer schwarzer Schleyer

bedeckte ihr Gesicht und hing bis auf die Füße herab. Dem Prinzen klopfte das Herz. Sie setzte sich unter dem Orangen-Baume nieder und brach in folgende Worte aus:

„Ich Unglückliche! sagte sie, so sind denn alle die Hoffnungen verschwunden, die ich ein ganzes Jahr lang genährt habe? Der Zeitpunkt ist erschienen, an welchem ich zwischen dem Tode und dem was noch schlimmer ist, als der Tod, der Hand des Riesen, wählen muß. Ist es möglich, daß mich meine Beschüzerin, daß mich Constanz so vergessen habe? Was habe ich ihnen gethan? — Doch es ist nicht mehr Zeit zu klagen. — Mit diesen Worten stand sie auf, um sich von dem Thurme hinabzustürzen; aber in demselben Augenblick flog Constanz auf sie zu, und ließ den Ring auf ihren Busen fallen. Diese Erscheinung hielt sie zurück. Sie bewunderte das schöne Gefieder des Vogels und den Ring, auf dem sie einige geheimnißvolle Characterе bemerkte. Jezt trat der Riese in den Garten. Constanzens Sclavinnen hatten ihm von der Traurigkeit ihrer Gebieterin Nachricht gegeben, und er kam selbst, ihren Entschluß zu hören, und darnach seine Maasregeln zu ergreifen. Constanze und der Prinz erschraken beyde gleich sehr, als sie ihn sahen. Die Prinzessin, steckte eilig den Ring an den

Finger, und o Wunder! in dem Augenblicke war sie in eine Taube verwandelt und flog mit ihrem Geliebten davon. Ihre Rettung brachte den Riesen den Untergang. Denn da er seine Schöne davon fliegen sahe, wollte er sie zurückhalten, griff fehl, verlohr das Gleichgewicht und stürzte Kopfwärts in das Meer, wo er ersoff.

Als die beyden Tauben eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatten, ließen sie sich in einem schattigten Hayne nieder, um von ihrer Reise auszuruhn. Constanze wußte noch nicht daß der Täuber ihr Geliebter war, und dieser beklagte jezt mehr als je den Verlust der Sprache. Er versuchte es verschiedenemal; er öffnete den Schnabel, und — neues Wunder! seine Zunge wurde gelöst. „¿Hat dir dein Herz noch nicht gesagt, schöne Taube, hub er an, daß dein Constanz an deiner Seite sitzt?“ — „Mein Herz ahndete es, antwortete sie, aber ich wagte es nicht, mir zu viel zu schmeicheln. ¿Wer hätte das jemals gedacht? Ich stand an dem Rande des Grabes; und du kömmst mich zu retten und mich in das Leben zurückzurufen.“

Die Freude des Täubers war unaussprechlich, als er seine geliebte Täubin reden hörte, und sie noch eben so gut, eben so zärtlich als vors

vordem fand. Er sagte ihr alles, was ihm die zärtlichste Liebe eingab; er erzählte ihr seine Abentheuer, das Wunder seiner Verwandlung und den Antheil, den die Fee Souveraine an ihren Schicksalen nähme. Constanze freute sich, nach so langer Zeit etwas von ihrer besten Freundin zu hören. „Laß uns eilen, sagte sie, ihr unsern Dank zu sagen; sie wird uns hoffentlich unsre Gestalt wiedergeben; und dann können wir vielleicht in dein oder mein Vaterland zurückkehren.“

So schwangen sie sich auf und langten in kurzen bey der Fee ihrer Wohlthäterin an. Die Zeit der Gefahr war für Constanzen vorbey; sie hatte ihr sechzehntes Jahr beschritten, und eine Reihe froher Jahre, sollten ihr nun, dem Willen des Schicksals gemäß, zu Theil werden. Die Fee berührte die beyden Liebenden mit ihrem Zauberstabe; die Federn verschwanden und ihre vorige Gestalt kehrte schöner und glänzender zurück als vorher. Ihre Thränen, ihre Umarmungen, ihre abgebrochnen Worte wage ich nicht zu beschreiben.

Die Fee bestieg ihr feuerfarbnes Kameel, mit dem sie durch die Lüfte ritt, nahm den Prinzen und seine Schöne mit darauf, und brachte sie nach wenig Minuten, wohlbehalten in Constanz

stanzens Vaterland. Hier war die Königin, aus Gram über die Abwesenheit ihres Sohns, den sie für verlohren hielt, unter schrecklichen Gewissensbissen gestorben. Desto größer war die Freude des guten Königs, da er seinen geliebten Sohn, mit einer so schönen Braut zurückkommen sah. Er hatte natürlicherweise gar nichts mehr gegen die Heyrath einzuwenden nachdem er Constanzens Geburt erfahren hatte. Sie wurde in kurzen vollzogen. Constanze gieng mit ihrem Gemahl in das Königreich der Einöden, wo sie eines langen und vergnügten Lebens genossen. Ihre Liebe dauerte bis an ihren Tod, und kam an Zärtlichkeit und Treue der Liebe der Tauben gleich.

LB Coburg

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erster Band.

Ankündigung und Plan dieser Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum ersten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart.
4) Die schlafende Schöne. 5) Die gestiefelte Katze.
6) Fräulein Aschenbrödel oder das Glaspantöffelchen.
7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling.
9) Abentheuer der Prinzessin Sinnreich. 10) Eselshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Constanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rousseau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen.
3) Die vier Facardine.

Drit-

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy. 1r Theil.

Einleitung. 1) Graziose und Vereinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzessin Frühlingsschön. 6) Prinzessin Röschen. 7) Der golone Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy. 2r Theil.

1) Das gute Mäuschen. 2) Don Gabriel Ponce de Leyn. 3) Der Widder. 4) Finette Aschenbrödel. 5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando von Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grüne Serpentin.

Fünfter Band.

Aechte Ergänzung der Tausend und einen Nacht. 1r Theil.

1) Il Bondocani, der Räuber-Hauptmann. 2) Die Macht des Schicksals. 3) Die unbekannte Dame. 4) Der Blödsinnige.

Sechster Band.

Fortsetzung der ächten Tausend und einen Nacht. 2r Theil.

I) Begebenheiten des Sinnistapha und der Prinzessin Ilsetilsone. II) Abentheuer des Ali-Ben-Giad, Sultans von Herat, mit den falschen Vögeln des Paradieses. III) Geschichte des Sinkarib und seiner beyden Vezire. IV) Die Familie des Schebandads von Surate. 1) Der Liebhaber der Sterne. 2) Thaten und Tod des Hauptmanns Bergspalter und seiner tapfern Kumpanen. 3) Traum des Walid-Hasen.

Sies

Siebenter Band.

Fortsetzung der achten Tausend einen Nacht, 3ter Theil.

1) Geschichte Bohetzads und seiner zehen Weßire. 1) Geschichte des Kaskas, oder der Halsstarrige. 2) Geschichte des Illage-Mohammed und seiner Söhne; oder der Unbesonnene. 3) Geschichte Abosabers; oder der Geduldige. 4) Geschichte Bhazads, des Ungeduldigen. 5) Geschichte der Königin Wunderschön, die sich in ihr Schicksal fügte. 6) Geschichte Bazmants, der auf Gott vertraute. 7) Geschichte Bahar-Kans. 8) Geschichte Abaltamants, oder der Kluge. 9) Geschichte des Sultans Hebraim und seines Sohnes, oder der Prädestinirte. 10) Geschichte des Soliman-Schah und seiner Familie. 11) Geschichte des Königs von Haram und seines Sklaven. 11) Geschichte des fahrenden Ritters.

Achter Band.

Fortsetzung der achten Tausend und einen Nacht, 4ter u. letzter Theil.

1) Fortsetzung der Geschichte des fahrenden Ritters 2) Der Schwarzkünstler. 3) Geschichte des Halajaddin von Persien. 4) Geschichte des Prinzen Yamaladdin von Groß-Katay. 5) Geschichte des Bahajldin, Prinzen von Cynigaeh. 6) Geschichte des Badvildin, Prinzen der Tartarey. 7) Geschichte des Prinzen Schah-Adilden, von Damask. 8) Geschichte der Liebschaft des Moaraby mit Planeten-Schwester, der Tochter des Königs von Egypten. 7) Geschichte der Geburt des Mograby.

Neunter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

3r Theil.

I) Prinzessin Kärpchen. S. 3

II) Der Frosch mit dem rothen Käppchen. 71

III) Die Hindin. 113

IV) Der bürgerliche Edelmann. 157

1) Die weiße Katze. 191

2) Schönchen, oder der Ritter Fortunat. 252

3) Der Täuber und die Taube. 317

Druckfehler.

Bey der letzten Erzählung, der Täuber und die Taube, ist im Haupt- so wie in den Columnen-Titel immer Täuber statt Räuber zu lesen.

LB
Coburg

31. 5. 77
– 3. 5. 79

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Blaue Bibliothek aller Nationen

Bd.: 9

(1791)

Coburg, Landesbibliothek -- C I 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918987-6